Ignaz von Döllinger

Sein Leben

auf Grund seines schriftlichen Nachlasses

dargestellt von

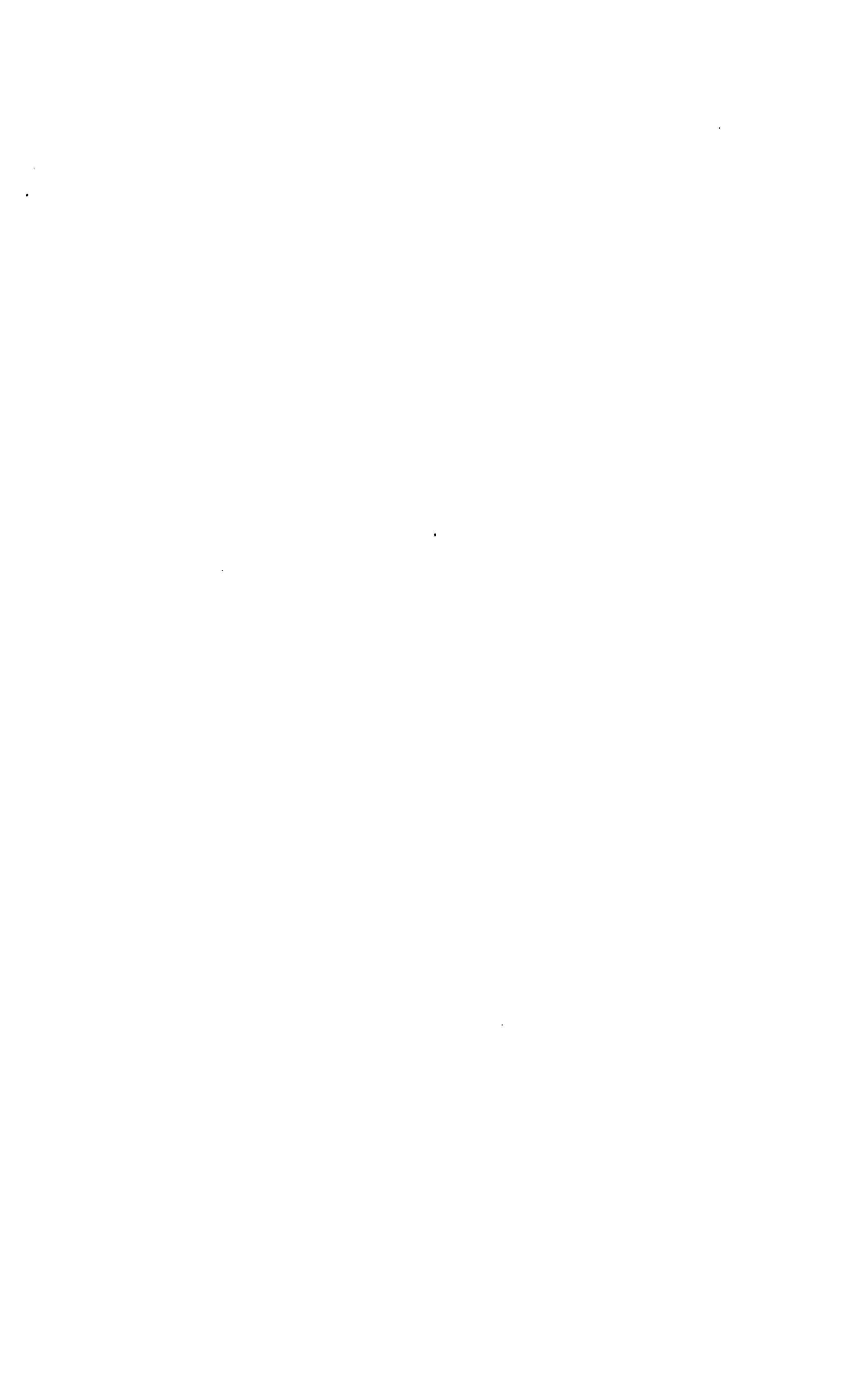
J. Friedrich

Erster Teil
Von der Geburt bis zum Ministerium Abel
1799—1837



München 1899
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Ignaz von Döllinger

Sein Leben

auf Grund seines schriftlichen Nachlasses

dargestellt von

J. Friedrich

Erster Teil

Von der Geburt bis zum Ministerium Abel

1799—1837



München 1899

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Zum hundertsten Geburtstag

am 28. Februar 1899.



Vorwort.

Die Abfassung einer Biographie Döllingers, von welcher ich zu seinem hundertsten Geburtstag den ersten Teil der Öffentlichkeit übergebe, unternahm ich nur erst, nachdem kein anderer sich dazu hatte entschließen wollen. Denn die damit verbundenen Schwierigkeiten waren mir von Anfang an klar. Sie lagen in der Persönlichkeit Döllingers, der nicht gerecht werden zu können ich befürchten mußte, dann in der Beschaffung des Quellenmaterials, indem ich besorgte, daß ich dazu nicht die notwendige Unterstützung finden dürfte. Letzteres ist auch vielfach eingetroffen. Nur um so mehr bin ich allen jenen Männern zum lebhaftesten Danke verpflichtet, welche, wie der k. Oberbibliothekar Leitschuh in Bamberg, die Professoren Reusch in Bonn und Wegele in Würzburg, Gladstone u. a., mir Briefe Döllingers oder andere authentische Nachrichten über ihn in liebenswürdigster Weise zukommen ließen.

Ob ich der Persönlichkeit Döllingers gerecht wurde, darüber muß ich das Urteil den Lesern überlassen. Ich will nur den Gesichtspunkt angeben, der mich bei der Ab-

fassung der Biographie leitete. Als ich 1879 für die Zeitschrift „Nord und Süd“ eine Lebensskizze Döllingers schreiben sollte, es aber nur thun wollte, wenn es ihm recht sein, und er mir über einige Punkte Auskunft geben würde, sagte er zu mir: „Meine vita anteacta ist bekannt, ich habe nichts zu verheimlichen“. Dieser Ausspruch leitete mich. Ich gebe gewissenhaft das Material, das ich zusammengebracht, ohne es aufdringlich nach persönlichen Anschauungen oder Urteilen zu gestalten. Wo ich aber auf diesen oder jenen Punkt mit Rücksicht auf die spätere Geschichte des Mannes aufmerksam machte, geschah es in einer Weise, daß die Objektivität der Darstellung nicht beeinträchtigt, das Urteil des Lesers nicht beeinflußt wird. Er kann und soll sich sein Urteil selbst bilden.

Als ein Ergebnis dieses Teils steht bereits die Thatsache fest, daß Döllinger nie Kurialist oder Papalist war, nie die jesuitische Doktrin und Gläubigkeit zu der seinigen machte. Ich erachte es daher für überflüssig, mich mit jesuitischen Schriftstellern auseinander zu setzen, welche keinen andern Maßstab der Beurteilung haben, als diese ihre Doktrin und Gläubigkeit. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß es sich als weitere Thatsache herausstellen wird: Döllinger galt als echtester, ja als „hyperorthodoxer“ Katholik, bis die jesuitische Doktrin und Gläubigkeit oder der Ultramontanismus zur Herrschaft kam.

Daß ich auch Döllingers Großvater und Vater etwas ausführlicher behandelte, wird mir nicht verargt werden. Es war zur Abrundung des Lebensbildes unerläßlich, da es nach meiner Ansicht von Wichtigkeit ist, sozusagen die Atmosphäre zu kennen, in welcher der zu schildernde Mann heranwuchs. Zudem nimmt Vater Döllinger als Lehrer

und in der Geschichte der Wissenschaft eine so hohe Stellung ein, daß es schon deswegen nicht unterlassen werden durfte, ihm neben seinem Sohne ein Denkmal zu errichten.

Die beiden folgenden Teile werden im Laufe des Jahres 1899 erscheinen.

München, den 15. Oktober 1898.

J. Friedrich.

Inhalt.

Erster Teil.

Seite

Von der Geburt bis zum Ministerium Abel.

S. 133 Z. 6 von oben ist „noch“ zu tilgen.

Erster Teil.

Von der Geburt bis zum Ministerium Abel.

1799–1837.



Erstes Kapitel.

Abstammung. Großvater und Vater. Geburt.

Das Geschlecht der Döllinger oder Dellinger scheint ein Beamtengeschlecht in fürstbischöflich Würzburgischen und adeligen Diensten gewesen zu sein. Ein Johann Georg Döllinger ist im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts gräflich Löwensteinscher Keller auf Burg Breuberg bei Obernburg a. M.; ein Johann Georg Ignaz Dellinger stirbt am 4. April 1748 als Satrap des Freiherrn von Hack in Trippstadt in der Rheinpfalz, und ein dritter, Nikolaus Jakob Döllinger, ist 1687—1689 in Aschach bei Kissingen, 1689—1691 in Kissingen und 1691 bis 1709 in Arnstein in Unterfranken Keller († 1709). Er verheiratet auch seine Tochter Anna Maria Elisabeth am 24. April 1708 an den designierten Keller von Schwanfeld Johann Jakob Sauer, deren Sohn Philipp Valentin Sauer, Amtskeller, Zehentgraf und Güldens-Zöllner in Schwanfeld, gewesen zu sein scheint. Es steht jedoch nicht fest, daß diese Nachrichten sich auf ein und dasselbe Geschlecht beziehen. Von dem Amtskeller Nikolaus Jakob Döllinger stammt auch Franz Konrad, welcher am 13. Juni 1717 zu Dettelbach durch den Würzburger Pfarrer von St. Peter und Paul mit Maria Katharina Theresia Holzheimer, Tochter des Hofkammer-

Oberregistrators Johann Peter Holzheimer in Würzburg († 1719), getraut wurde († 1729, Aug. 5). Weder in der Trau-, noch in der Sterbematrikel ist ein Stand desselben angegeben. Aus ihrer Ehe entsproßte ein Sohn, der in der Taufe am 27. Mai 1721 nach seinem Pathen, dem Kanonikus und Kantor des Stifts Haug, U. J. D. Johann Ignaz Pfenning, die Namen Johann Ignaz Joseph erhielt — Johann Joseph Ignaz von Döllingers Großvater. Ein Bruder desselben war später Apotheker in Aschaffenburg. Mit dem Großvater Johann Ignaz Joseph betritt das Geschlecht die Professorenlaufbahn.

Kindheit und Jugendjahre, Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung des Großvaters Döllinger entziehen sich der näheren Kenntnis. Doch kann man erraten, wie sie geartet waren.[1]) Nach dem Jesuiten Eimer beruhte, wie er in einem Universitätsakte 1738 bewies, die Politik zum Wohle Frankens auf der Erhaltung und Pflege der wahren Religion und Wissenschaft, da ohne Wissenschaft der größte Religionseifer gefährlich werde, und ohne die wahre Religion keine Regierung bestehen könne. Und so wie sie es verstanden, befolgten die Fürstbischöfe auch diese Politik. Sie hatten sowohl die religiöse Erziehung und Leitung des Volkes als den mittleren und höheren Unterricht, mit Ausnahme der Jurisprudenz und Medizin, längst in die Hände der als Meister in diesen Dingen geltenden Jesuiten gelegt. Es geben indessen die zeitgenössischen Quellen von ihrer religiösen Erziehungskunst und ihrem Unterrichtswesen im 18. Jahrhundert kein sehr erfreuliches Bild. Wie überall, so zielte die religiöse Erziehung auch im Fürstbistum Würzburg auf Förderung des Sakraments- und Marienkultus, auf rein äußerliche puppenhafte Dressierung der Jugend ab. Das „Kinderspiel“ für die Schuljugend aus dem Katechismus des Jesuiten Vogler und der „Junge Joseph“ für den Adel und die studierende Jugend sind Proben dieser jesuitischen

Erziehungskunst. Weiter waren von ihnen Stände und Berufe in Sodalitäten zusammengefaßt, von denen sie sich namentlich „die größere akademische Sodalität“ angelegen sein ließen: ihr „gehörten nicht nur das Domkapitel, der Adel, der Kuratklerus, sondern auch die Studierenden der Philosophie und Theologie an; sie gab auch Gelegenheit, den gesamten Beamtenstand in das Interesse des Ordens zu ziehen“. Ihre Lehre von der Mentalrestriktion war sozusagen in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen.

Wie an allen Jesuitenanstalten behauptete auch in Würzburg das Lateinische die Vorherrschaft. Schon in den niederen Klassen des Gymnasiums gab man den Schülern lateinisch geschriebene Grammatiken in die Hand, und an der Universität wurden in den beiden philosophischen Jahren außer Mathematik sowohl Logik und Metaphysik als Physik lateinisch gelesen, Theologie ohnehin. Dafür war die Muttersprache um so gründlicher vernachlässigt, so daß man, als man von der verbotenen deutschen Litteratur heimlich zu naschen anfing, einen himmelweiten Unterschied zwischen Nord und Süd, protestantisch und katholisch entdeckte und von einer „katholischen Schreibart“ im Gegensatze zu einer besseren, protestantischen sprach. Dennoch lernten viele Schüler die lateinische Sprache so wenig handhaben, daß für einen Teil der Hörer der philosophischen Vorlesungen wegen mangelnder Sprachkenntnis besondere Repetitionen eingerichtet werden mußten. Es leuchtete allgemein ein, daß es so nicht fortgehen könne, und die Fürstbischöfe selbst fingen an, die Armseligkeit des gelehrten Unterrichts zu erkennen und auf Verbesserung desselben zu denken.

Ein Jesuitenschüler selbst führte einen Wandel herbei. Dem in Aschaffenburg, Mainz und Rom (im Collegium germanicum) gebildeten, welterfahrenen und glanzliebenden Friedrich Karl von Schönborn (1729—1746) entging es nicht, daß das gelehrte Wesen in seinem Fürstbistum keines-

wegs so beschaffen sei, „wie es die gegenwärtigen, seitdem (seit Fürstbischof Julius) merklich veränderten Zeitläufte und wirklichen Zustände unseres geliebten deutschen Vaterlandes erfordern“. In seiner Studienordnung befiehlt er daher vor allem, daß in Zukunft in den beiden untersten Schulen des Gymnasiums deutsche Grammatiken für den lateinischen Unterricht eingeführt, überhaupt der „edlen“ deutschen Sprache in den drei oberen Schulen größere Aufmerksamkeit zugewendet werde, „zumal die Hoheit der deutschen Nation keiner andern zu weichen oder zu beneiden und der Reichtum der wahren deutschen Sprache und Redekunst in sich keinen Mangel oder Abgang hat“. Ein Professor der Rhetorik, zu dem „das Vertrauen sein könne, daß er wahrhaft habe, was er mitgeben soll“, wurde von ihm mit dieser Pflege der deutschen Sprache beauftragt. Er führte ferner am Gymnasium den Geschichtsunterricht ein, der ungeachtet seiner von Ickstadt geschilderten Kümmerlichkeit und Einseitigkeit dennoch ein Fortschritt war und den Blick der Jugend wenigstens einigermaßen erweiterte. Endlich sollte nach seinem Willen auch dem Betriebe des Griechischen mehr Sorgfalt zugewendet werden — Verbesserungen, welche auch dem Großvater Döllinger noch zu gute kamen.

Dagegen lagen die philosophischen Studien, welche nach der Anordnung Friedrich Karls auf drei Jahre sich erstreckten, zur Zeit, als Großvater Döllinger sie betrieb, noch immer im Argen. Denn wie in allen Jesuitenschulen waren der Inhalt und die Methode der philosophischen Vorlesungen veraltet. Als ob seit Descartes keine neue philosophische Bewegung stattgefunden hätte, lehrten die Jesuiten noch immer ihre alten „ontologischen Spekulationen“ oder „spanischen Metaphysikationen“, wie Professor Barthel sie in seinem Schreiben an seinen Lehrer Papst Benedikt XIV. nennt. Sie merkten nicht, daß ihr syllogistischer Beweis kein Beweis für die objektive

Wahrheit sei, sondern wesentlich nur die Entwicklung der Merkmale eines (logischen) Begriffs, welche immer schon die Wahrheit des Gedachten voraussetzt.[2]) Und welche kindisch-naive, abergläubische Meinungen die Jesuiten noch auf dem Gebiete der Naturkunde hegten und lehrten, davon gibt Schwab haarsträubende Belege. Großvater Döllinger führt zwar später den philosophischen Doktortitel; er muß ihn aber, da er auf seiner medizinischen Dissertation nicht erwähnt ist, erst später erworben haben.

Am besten war die medizinische Fakultät bestellt, so daß sie in vielen Beziehungen sogar über andere ihrer Zeit emporragte. Denn wie armselig war damals der medizinische Unterricht, wie kümmerlich die medizinischen Attribute an der Universität Ingolstadt, wo die Professoren aus ihren eigenen Mitteln Bücher und Instrumente anschaffen, ohne botanischen Garten und anatomisches Institut lehren mußten! Umsonst drang man auf die Anlage beider Institute, die Behörden traten mit kurzsichtigem Übelwollen allen Vorschlägen entgegen. Es blieb kein anderes Mittel, als Selbsthilfe. Bettelnd wanderte der Professor Morasch bei Adeligen und Prälaten in Bayern und der Oberpfalz, in Augsburg und Regensburg herum, um das zu stande zu bringen, was zum gedeihlichen medizinischen Unterricht unumgänglich, von den Behörden aber verweigert worden war. Mit solcher Mühseligkeit kam man, nachdem auch der Kurfürst etwas nachgeholfen hatte, endlich im Jahre 1734 zum Ziele.[3]) Und ähnlich war es auch anderwärts. Königsberg z. B. erhielt gar erst im Anfange unseres Jahrhunderts, erst nach Kants Tode, Anstalten und Sammlungen.[4])

Anders verfuhren die Würzburger Fürstbischöfe, deren besonderes Wohlwollen ihrer medizinischen Fakultät gehörte, über die ihnen auch freie Verfügung zustand, während für die Berufung der Jesuiten und für ihre Lehrweise der Jesuiten-

general in Rom allein maßgebend war. Konnte es doch vorkommen, daß der General dem Fürstbischofe die Erweiterung der theologischen Fakultät durch Errichtung einer Moralprofessur aus dem Grunde verweigerte (1586), weil die versprochene Erhöhung der Dotation des Jesuitenkollegiums noch nicht erfolgt sei. Schon Fürstbischof Philipp Franz von Schönborn (1719—1724) ließ sich insbesondere den botanischen Garten angelegen sein, so daß derselbe bald fast 6000 seltene und nützliche Pflanzen aufwies. Der von ihm unternommene Bau eines anatomischen Theaters wurde von seinem Nachfolger Fürstbischof Christoph Franz von Hutten (1724—1729) mit einem Kostenaufwand von 10000 fl. vollendet und außerdem ernannte er zu dem schon vorhandenen Professor der Anatomie noch den neugeschaffenen Oberchirurgen des Spitals zum Direktor und Demonstrator der Anatomie. Besonders ernst nahm aber Fürstbischof Friedrich Karl das medizinische Studium. Er suchte es durch das System der Fachprofessuren zu heben, „damit der Professor in dem Fach, das ihm zunächst übertragen ist, sich desto vollkommener mache"; fügte zu den vorhandenen Vorlesungen noch eine über Geschichte der Medizin und sorgte für öffentliche Vorträge über Materia medica und Arzneimittellehre auf Grund chemischer und pharmazeutischer Anschauung. Im Jahr 1744 erweiterte er den botanischen Garten und drang auf „botanische Demonstrationen", dreimal wöchentlich, von Mai bis Ende August, und im Jahr 1745 richtete er die anatomische Anstalt zweckmäßiger ein. Vorzüglich verdient machte er sich aber durch die Kombinierung des Juliusspitals mit der medizinischen Fakultät, indem er den klinischen Unterricht im Spitale einführte. Fürstbischof Karl Philipp von Greiffenklau (1749—1755) endlich ordnete an, daß der Oberchirurg am Spitale, Direktor des anatomischen Theaters und Hebammenlehrer, auch an der Fakultät über Geburtshilfe vorzutragen habe.

So haben die Fürstbischöfe alles gethan, was für die damalige Zeit zur Hebung des medizinischen Studiums notwendig war, und Fachmänner anerkennen auch, „daß die Medizin und die Naturwissenschaften in den ersten fünf Dezennien des 18. Jahrhunderts, vor allem unter der Regierung des weisen Friedrich Karl von Schönborn, an der Würzburger Universität einen gewissen Aufschwung genommen hatten.“ Waren die Lehrkräfte ebenfalls zureichend, so war für die Heranbildung tüchtiger Ärzte gesorgt. Doch auch nach dieser Seite hatten sich die Verhältnisse gebessert. Mußte Fürstbischof Friedrich Karl auch noch wegen häufiger Versäumnisse der Vorlesungen den juristischen und medizinischen Professoren eine Strafe von 2 Thalern für jede versäumte Stunde androhen, so wurden in den vierziger Jahren die Vorlesungen und anatomischen Demonstrationen mit Fleiß betrieben. Freilich, in der Geschichte der Wissenschaft glänzende Namen waren die medizinischen Professoren nicht; aber vielleicht um so bessere Lehrer, denn daß sie geschickte Praktiker zu sein pflegten, gibt sogar der schwarzfärbende Weikard zu. Jedenfalls konnte ein selbständiger und strebender Kopf, wie Döllinger, der spätestens 1748 das medizinische Studium begonnen haben muß, in Würzburg Tüchtiges lernen, und da er später, als in der medizinischen Wissenschaft erhebliche Fortschritte gemacht waren, es mit Erfolg wagen durfte, sich seinem Fürstbischof als professor primarius anzubieten, muß er mit Fleiß seine Wissenschaft betrieben haben. Mit besonderer Vorliebe scheint er sich aber der Botanik, der materia medica und der Therapie nach Boerhave, dessen Lehre damals die medizinischen Schulen beherrschte, hingegeben zu haben, da er später diese Fächer vertritt.

Eine schwache Seite teilte damals die Würzburger medizinische Fakultät allerdings mit der von den Jesuiten innegehabten theologischen. Denn in dem vor den Augen des an=

gehenden Mediziners im Jahre 1749 sich abspielenden Hexenprozeß der Nonne Maria Renata Singerin, welcher mit der öffentlichen Verbrennung der zur Hinrichtung mit dem Schwerte Begnadigten endigte, sollen, wie die Jesuiten der theologischen Fakultät, auch Döllingers Lehrer die Vorfrage, ob es Zauberer und Zauberkünste gebe, bejaht haben. Und von einem derselben, von Rügemer, obwohl er in Leyden gebildet war, erzählt Weikard, der ihn noch gehört hat: „Er war enthusiastischer Vertheidiger von Hexerei und Teufelskunst. Bei verworrenen Krankheiten entdeckte er alsbald etwas Teuflisches, beschäftigte sich viel mit Besessenen und studierte fleißig die Bücher, wo dergleichen Schwärmereien enthalten waren." Da aber der Jesuit Gaar in der Rede, welche er angesichts des Scheiterhaufens der unglücklichen Renata hielt, auseinandergesetzt haben soll, daß „die Freigeister und Zweifler hier durch diese gerichtliche Handlung von der Hexerei überwiesen wären", so wird wohl, offiziell wenigstens, im ganzen Fürstbistum, auch von Großvater Döllinger, an die Hexerei geglaubt worden sein. Denn wer durfte behaupten, daß er nicht überwiesen sei? Doch die Verbrennung der Renata war auch das letzte Schauspiel dieser Art. Das Ansehen der Jesuiten befand sich im Stadium des Niedergangs, und auch in den fränkischen Bistümern machte sich, hier sogar früher als anderwärts und nicht ohne Zuthun der Fürstbischöfe selbst, eine neue Geistesrichtung geltend, ohne daß die Jesuiten sie zu hemmen vermocht hätten.

Am 4. September 1752 wurde Großvater Döllinger, unter dem Vorsitz des Professors Rügemer zum Doktor der Medizin promoviert,[5]) von der Universität entlassen. Am 12. März 1764 ernannte ihn der Fürstbischof Adam Friedrich zum Landphysikus in Würzburg und noch Ende 1768 oder anfangs 1769 zum Stadtphysikus in Bamberg. Damit hatte er zugleich die Anwartschaft auf die Professur der Medizin,

welche sein Vorgänger Schwarz bekleidet hatte. Es hatte indessen mit dieser medizinischen Professur ein eigentümliches Bewandtnis, und Döllinger ging offenbar schon in der Absicht nach Bamberg, um hierin eine Änderung herbeizuführen.

Bamberg besaß seit 1648 eine mit kaiserlichem und päpstlichem Privileg ausgestattete Akademie (Academia Ottoniana), welche zwei, mit Jesuiten besetzte, zur Erteilung der akademischen Grade berechtigte Fakultäten, eine philosophische und theologische, umfaßte, und in diesem Umfange, obwohl ihre Erweiterung zu einer vollen Universität schon bei ihrer Gründung ins Auge gefaßt war, bis zum Jahr 1735 bestand. Da damals die Fürstbistümer Bamberg und Würzburg in der Hand des Reformators der Würzburger Universität, des Fürstbischofs Friedrich Karl, vereinigt waren, mußte notwendigerweise auch die Bamberger Akademie seinen Einfluß erfahren. Er dotierte auch, zum größten Teil aus seiner Privatschatulle, am 17. Januar 1735 eine Professur für Institutionen, Civil- und Lehensrecht, am 1. Mai eine zweite für Pandekten- und Kriminalrecht, versetzte den Professor des Kirchenrechts in die juristische Fakultät und berief im gleichen Jahre zum Professor der Anatomie für die Heranbildung von Landchirurgen den Dr. Otto Philipp Virdung von Hartung. Der Anfang der Erweiterung der Akademie zu einer Volluniversität (Universitas Ottoniana-Fridericiana) war damit gemacht. Soweit sich sehen läßt, übertrug Friedrich Karl auch seine Würzburger Studienordnung auf Bamberg. Doch trifft man, da er bei Begründung der juristischen Fakultät in Bamberg nicht so gebunden war wie in Würzburg, hier zugleich auf eine wesentliche Neuerung. Der Gebrauch akatholischer Autoren bei den Vorlesungen verstand sich damals nicht so einfach und hatte an verschiedenen katholischen Universitäten heftige Streitigkeiten veranlaßt. Friedrich Karl kam ihnen aber in Bamberg dadurch zuvor, daß er nicht nur akatholische Autoren zum Ge-

brauch für die Vorlesungen vorschrieb, sondern auch die Reichshistorie, welche nach Struve gelehrt werden sollte, in die juristische Fakultät verlegte und damit den 1740 neu ernannten Professor der Institutionen und des jus naturae gentium betraute — eine Einrichtung, welche weder Würzburg noch Ingolstadt damals besaßen, und über deren Mangel von Ickstadt so bittere Klage führte. Im Jahr 1745 ernannte Friedrich Karl noch einen dritten weltlichen Professor des Rechts, und seit dem Jahre 1754 traten auch außerordentliche Professoren an der Fakultät auf. An ihr begann auch der später berühmt gewordene und heute noch hochgeachtete Jurist Gönner seine Lehrthätigkeit (1790—1799).

Nur für die Begründung einer medizinischen Fakultät in Bamberg that Friedrich Karl auffallenderweise nichts, obwohl der Weihbischof Hahn ihn dazu zu bestimmen suchte und zu dem Zwecke auf einen jungen Bamberger Arzt von Oberkamp hinwies, den der Fürstbischof selbst für den Besuch auswärtiger Universitäten unterstützte und der eben Boerhave in Leyden hörte. Friedrich Karl berief ihn vielmehr an seine Würzburger Fakultät und ließ es sogar geschehen, daß Professor Virdung von Hartung wegen Mangels an Material für seine Demonstrationen und an einem anatomischen Hörsaale im Jahr 1745 nach Eichstädt zog. Er scheint nicht einmal das von Virdung innegehabte Landphysikat wieder besetzt zu haben. Der Grund, der den Fürstbischof zu diesem Verhalten bewog, war offenbar die Unmöglichkeit, die Kosten einer medizinischen Fakultät zu bestreiten — ein Hindernis, das auch der Weihbischof nicht zu beseitigen wußte.

Erst nach dem Tode Friedrich Karls (1746), als das Fürstbisthum Bamberg wieder von dem Würzburger losgetrennt und in ersterem Fürstbischof Philipp Anton von Frankenstein (1746—1753) gefolgt war, wurde die durch Virdungs Abgang entstandene Lücke ausgefüllt und im Jahr

1749 der Klosterarzt in Banz, Christian Wilhelm Schwarz, als Landphysikus und Professor der Medizin nach Bamberg berufen. Schwarz, der später das Landphysikat mit dem Stadtphysikat vertauschte und Leibarzt wurde, gehörte auch als der erste Mediziner bis zu seinem Tode (1768, Dezember 22.) der Universität mit Sitz im Senat an. Doch mehr geschah weder von Fürstbischof Philipp Anton noch von seinem Nachfolger Franz Konrad von Stadion (1753—1757). Als nun aber Adam Friedrich von Seinsheim auch in Bamberg Fürstbischof wurde (1757), konnte man hoffen, daß der schulfreundliche Mann seine Hand auch hier zur Errichtung einer medizinischen Fakultät bieten würde, wenn ihm eine Anregung dazu gegeben werden sollte. Doch scheint der alte Schwarz der Mann dazu nicht gewesen zu sein. Kaum war aber der Großvater Döllinger zu dessen Nachfolger als Stadtphysikus ernannt, so lebte auch der Gedanke an die Errichtung einer medizinischen Fakultät wieder auf. Er setzte sich sofort mit der Schulkommission in Bamberg in Verbindung, und noch im Januar 1769 ging ein Gutachten an den Fürstbischof ab, um ihm die Notwendigkeit der Errichtung einer medizinischen Fakultät in Bamberg mit Gründen darzulegen, welche nur aus der damaligen Zeit verständlich sind. Nach einem Hinweis auf die Bedürfnisse der leidenden Menschheit, welche im ganzen Bamberger Land außerhalb der Residenz auf zwei medizinische Physiker in Kronach und Forchheim angewiesen sei, heißt es nämlich: die Fakultät sei notwendig wegen der mit den Bedürfnissen in keinem Verhältnisse stehenden großen Zahl der Studierenden. Es gebe so viele ausstudierte Theologen, daß kaum der sechste Teil derselben zum geistlichen Stand zugelassen werden könne. Dieser Überschuß an jenen absolvierten Philosophen, welche gerade kein „Genie ad Politica et Civilia“, vielleicht aber für die Medizin und Chirurgie haben, könnte zu Ärzten für den Staat und das Militär

erzogen werden; auch wäre der Bestand einer medizinischen Fakultät für die aus dem Jus criminale heranzubildenden Malefizräte und Centrichter zuträglich.

Die Schulkommission, welche zugleich auf die größtenteils leeren Kassen des Fürstbischofs Rücksicht zu nehmen hatte, wußte aber auch die Möglichkeit der Ausführung des Planes, ohne zu großen Aufwand in Anspruch zu nehmen, nachzuweisen. Und da tritt der Großvater Döllinger als die Hoffnung und Stütze des Unternehmens in den Vordergrund. Derselbe würde gar gerne, sagt die Kommission, als Professor primarius das Collegium medicum publice lehren, wenn ihm zu seinem Physikatsgehalt (80 Gulden) noch 20 Gulden ausgeworfen würden; für Institutiones medicinae und Physiologie erwüchsen gar keine Kosten, da taugliche Mediziner sie für die höchste Gnade einer Anwartschaft auf eine künftige Vakatur umsonst lehren würden; für die Demonstratio anatomica aber eigne sich der Leibchirurg Philipp Adalbert Gotthardt, der auf Kosten der Hofkammer die vorzüglichsten Schulen des hl. römischen Reichs und Europas (Straßburg und Berlin) besucht habe und mit dem Titel Demonstrator anatomiae ohne Gehalt zufrieden wäre. Ein Theatrum anatomicum kostete höchstens 100 Reichsthaler, da der Fürstbischof schon 1000 Livres für anatomische und chirurgische Instrumente aus Straßburg verwendet habe, und es in den Gewölben des neuen Frohnvestbaues, wo die Anatomie sich schon bis zum Tode des Fürstbischofs Friedrich Karl befunden habe, untergebracht werden könnte. Am Schlusse wird noch angedeutet, daß Gutthäter für die Gehalte der Professoren eine Fundation geben würden.

Fürstbischof Adam Friedrich ernannte daraufhin wirklich am 4. Februar 1769 „Ihro Stadtphysicum und Doctorem medicinae J. J. J. Döllinger zu Ihro Professorem medicinae zu Bamberg“ und bestimmte, „demselben vor diese Be-

mühung 80 Gulden fränkisch von dero Universitätsreceptorat-Amt alljährlichen verabreichen zu lassen." Von der Errichtung einer medizinischen Fakultät spricht aber der Fürstbischof nicht, und Döllinger, der kraft dieser Ernennung wohl wie sein Vorgänger der Universität mit Sitz im Senat angehörte, hatte als Professor nur die Aufgabe, niedere Chirurgie den „Bader- und Barbiergesellen" zu lehren, und außerdem die Berechtigung, in Privatkollegien Mediziner heranzubilden, die er auch sofort für drei Kandidaten begann.

Doch diese Stellung sagte dem höher strebenden Manne nicht zu. Kurz nach dem 3. Oktober 1769 wandte er sich persönlich in einer Eingabe wegen Errichtung einer medizinischen Fakultät an den Fürstbischof und unterbreitete ihm bereits die Namen bestimmter Persönlichkeiten: außer Gotthardt, für den er ein anderes Lokal für Anatomie vorschlägt, und ihm selbst noch Dr. Hermann, welcher ganz unentgeltlich einzutreten versprochen hatte. Auch der Lehrplan mit den wöchentlichen Vorlesungen der einzelnen Lehrer ist verabredet. Döllinger selbst hatte sich die „praktischen Kollegien" vorbehalten, welche er mit „klinischer Praxis" an den von ihm als Stadtphysikus zu besorgenden Spitälern und Waisenhäusern zu verbinden versprach; ferner Materia medica und Chemie, von denen jene, wie in Mainz, beim Auspacken der Arzneien in den Apotheken, diese bei Vornahme chemischer Prozesse durch die Apotheker von ihm gelehrt werden sollte. Zu den Gründen der Kommission fügte er aber noch die neuen: „Von so vielen Jahren her ist unter so vielen Medicis kaum ein eingeborener. Da man das Recht und die Gottesgelahrtheit dahier in Bamberg lernen konnte, so mußte es auch denen Eltern lieber sein, daß ihre Söhne eines von beiden erwählten, als daß sie bei noch öfters flüchtiger und unbehutsamer Jugend von dem wachsamen väterlichen Aug entfernt mit größeren nachzuschickenden Unkosten die Medicin erlernen wollten." Der Fürstbischof,

der im Oktober 1769 Döllinger auch zu seinem Hofrat und und Leibmedikus ernannte, ging nunmehr auf das Projekt ein: Am 4. April 1770 erhielten Hermann und Gotthardt ihre Ernennung, während in einem an den Hofrat und Leibmedikus Döllinger gerichteten Schreiben die drei Professoren noch besonders belobt und ihnen gewährt wird, vorläufig in ihren Wohnungen Vorlesungen und Demonstrationen zu halten.

In so einfacher Weise, fast ohne Kostenaufwand, gründete man damals eine medizinische Fakultät — eine Erscheinung, welche heute, wo ein medizinisches Spezialfach allein Millionen verschlingt, kaum für glaublich erachtet werden mag. Und doch möchte in aller Bescheidenheit die Frage gestellt werden dürfen: ob nicht auch solche höchst anspruchslose Anstalten berechtigt sein konnten? Man hatte damals überhaupt eine andere Auffassung von einer Lehranstalt als heutzutage. Man dachte sich vielfach solche Institute, wie die Fakultäten, als Lehranstalten, welche nicht dazu bestimmt seien, durch Forschungen das Gebiet des Wissens zu erweitern und Forscher heranzubilden, sondern rein praktischen Zwecken zu dienen, hier den, praktische Ärzte und niedere Chirurgen zu bilden. Für eine solche Auffassung konnte es genügen, wenn die Professoren die Summe des medizinischen Wissens, das sie ja fortwährend in der Praxis anwenden und erproben mußten, besaßen, mit der Wissenschaft fortschritten, und ihre theoretischen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen ihren Schülern zu vermitteln verstanden. Das eigentliche Forschen wies man den über den Universitäten stehenden Akademien zu, oder man wollte, wenn man doch diese Aufgabe in die Universitäten hereinzog, von ihnen grundsätzlich die Bildung der zukünftigen Staatsdiener ausgeschlossen wissen, „welche mit einigen Kenntnissen mechanische Fertigkeit zur Verrichtung der mancherlei Geschäfte, die in der Staatsverwaltung vorkommen, verbinden.“ [6])

Indessen hatte Döllinger als Organisator der medizinischen Fakultät gar nicht im Sinne, es bei der ursprünglichen ärmlichen Ausstattung bewenden zu lassen. Er zeigt sich in seinem Vorgehen nur als klugen Mann und erfahrenen Menschenkenner. Denn war einmal die Fakultät gegründet, so mußte — das konnte er voraussehen — ihre Erhaltung eine Ehrensache für die Fürstbischöfe sein; und waren die Mittel Adam Friedrichs beschränkt, so konnte ein Nachfolger desselben sich einmal in günstigerer Lage befinden und geneigt sein, das Fehlende nachzuholen. Er hatte sich in dieser Berechnung auch nicht getäuscht. Bereits am 7. April 1771 errichtete Adam Friedrich eine vierte Lehrstelle oder dritte Professur, da der Demonstrator anatomiae nicht als Professor zählte, und berief dafür den Westfalen Fink, der als ein in den schönen Wissenschaften sehr geschickter Mann zugleich auch zum „öffentlichen und ordentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften" ernannt wurde.

Dagegen behalf man sich unter Adam Friedrich hinsichtlich der Attribute der Fakultät auf die einfachste Art. Wenn Döllinger anfänglich auch vorschlug, die Arzneimittellehre beim Auspacken der Arzneien in den Apotheken lehren zu wollen, so entging es ihm doch keineswegs, daß er zum gedeihlichen Unterricht eines botanischen Gartens bedürfe. „Aber wegen der großen Kosten wagt er nicht, die Anlegung eines solchen zu beantragen"; findet jedoch auch hier einen Ausweg, auf den, da er ihm nichts kostet, der Fürstbischof gern eingeht. Am 11. Juni 1770 schlägt nämlich Döllinger ihm vor, „es möge ihm von dem vereinigten Hospital eine äußere Pfründe zur Verfügung gestellt werden; ‚für dieses Geld könne er sich eine Kräuterfrau anstellen und alle medizinischen Kräuter bekommen, die das Hochstift hervorbringt'." Freilich ging es damit nicht immer glatt ab. Der Verwalter der milden Stiftungen, im Auszahlen manchmal saumselig,

erregte die Besorgnis, wie die Kräuterfrau ihre Gelder vom Verwalter „herausfischen“, Döllinger aber im Frühjahr, Sommer und Herbst die erforderlichen Kräuter erhalten solle. Doch die Schulkommission kam ihm auf seinen Bericht auch darin zu Hilfe, und auf ihren Antrag vom 5. Januar 1775 wies der Fürstbischof den Verwalter alsbald zur Auszahlung der Summe an Döllinger an.

Ein ähnliches Sorgenkind war, wie aus mehreren Berichten Döllingers hervorgeht, die Anatomie. Adam Friedrich konnte eben nicht viel bieten, weshalb auch die Gehälter aufs spärlichste bemessen waren, und Döllinger im Jahre 1779 als Professor immer noch nicht mehr als 80 Gulden bezog. Trotzdem verlor er den Mut nicht und wirkte unverdrossen, wie Walther, der drei Jahre nach dessen Tod nach Bamberg kam, sagt, als „ein geachteter Arzt und Universitätslehrer“ fort. Handelte es sich doch vor allem um die Erhaltung der neugeschaffenen Fakultät — für bessere Zeiten; das Einkommen aber ließ sich auf andere Weise erhöhen, wie durch Kostgänger, deren der Hofrat, Leibarzt und Professor primarius einmal sogar sechs in seinem Hause hatte.

Mit der Wahl Franz Ludwigs von Erthal zum Fürstbischof von Würzburg (1779, März 18.) und Bamberg (1779, April 12.) brach wirklich auch für die Bamberger medizinische Fakultät eine bessere Zeit an. Sie hatte aber auch an dem Glanze, welchen Franz Ludwig noch unmittelbar vor ihrem Untergange über die alte Reichsinstitution des geistlichen Fürstentums breitete, ihren reichen Anteil. Der neue Fürstbischof war selbst ein gelehrter Mann, und da er von der Überzeugung beseelt war, daß der geistliche und weltliche Staat ohne die Wissenschaft nicht bestehen könne, so mußten die Wissenschaft und die wissenschaftlichen Einrichtungen, so weit er es zum Wohle des Staates und der Kirche für notwendig hielt, an ihm einen eifrigen und wohlgesinnten För-

derer finden. Seine beiden Universitäten haben es auch an sich erfahren. Anfänglich griff er nicht sogleich ein, wie er sich auch den Regierungsgeschäften gegenüber passiv verhielt und dadurch die Meinung von sich erregte, daß er sich selbst nichts zutraue. Allein es geschah dies grundsätzlich so. Die scheinbare Unthätigkeit war ein rastloses Beobachten und Erforschen der Verhältnisse, der Schäden und Mängel, wie der Kräfte seines Landes und Volkes. Dann aber wurde seine Hand überall fühlbar, und ließ er sich nicht leicht durch das Widerstreben einer Behörde zurückhalten.

Über seine Würzburger — und wohl auch seine Bamberger — Universität hatte sich Franz Ludwig zwar rasch die Ansicht gebildet, daß ihre Leistungen keineswegs genügend seien, ging aber von der Meinung aus, daß sie aus sich selbst zu größerem Eifer und erhöhter Thätigkeit kommen müsse, und daß seinerseits höchstens ein äußerer Anstoß dazu gegeben werden könne. Eine Gelegenheit dazu schien ihm die Jubelfeier der Universität Würzburg (1782) zu bieten. An alle deutschen, auch protestantischen Universitäten, sogar bis nach Bologna und Paris, erließ er Einladungen zu dem Feste, das er mit dem größten Pompe ausstattete. Er meinte damit den Eifer und die Thatkraft der Universität zu beleben und anzuspornen, und verfolgte die gleiche Absicht bei der Bamberger, als er befahl, daß der Professor der Theologie und Direktor des Universitätshauses Dietz, der Hofrat und Professor der Jurisprudenz Ullheimer und der Hofrat und Professor der Medizin Döllinger an der Feier teilnehmen, und sie von Bamberg bis Preppach mit einem Bamberger Hofwagen befördern, von da durch einen Würzburger Hofpostillon abholen ließ. Denn der Direktor Dietz hatte zugleich „den besonderen Auftrag, von der Einrichtung, dem Lehrplan und der Lehrmethode der Würzburger höheren und niederen Schulen Kenntnis zu nehmen, um von diesen Beobachtungen allenfallsigen Gebrauch

machen zu können.“ Derselbe Ton der Erwartung einer Hebung der Universität Bamberg zieht sich auch durch das Dankschreiben, welches er der Bamberger Deputation an den Fürstbischof von Bamberg, also an sich selbst, mitgab. Es ist zwar im ehrendsten Tone gehalten, wenn er von seinem großen Vergnügen spricht, daß es „einigen vortrefflichen Mitgliedern dero berühmten hohen Schule zu Bamberg auf jene von der Unserigen dahier ergangene Einladung gefällig war, der dießfallsigen Feierlichkeit beizuwohnen, und solche mit ihrer ansehnlichen Gegenwart desto mehr verherrlichen zu helfen“, aber ein gelinder Tadel und die Hoffnung auf einen Aufschwung klingt doch aus den Worten, daß „Uns diese von Geist- und Gemütsgaben besonders ausgezeichnete wackere Männer sehr angenehme und beliebte Gäste waren, welche außerdem schon der Fürstlichen hohen Schule, davon sie würdige Glieder sind, ungemein viele Ehre machen.“

Es war indessen umsonst: Franz Ludwig sah sich in seinen, auf die Jubelfeier in Würzburg gesetzten Erwartungen getäuscht. An der medizinischen Fakultät in Bamberg war aber das Haupthindernis eines Aufschwungs die notdürftige Ausstattung oder vielmehr der Mangel der unerläßlichsten Attribute. Der Fürstbischof sah das selbst ein, änderte daher seine Ansicht und fing an zu begreifen, daß es an ihm selbst sei, einzugreifen und namentlich durch Schaffung der notwendigen Lehrmittel einen Aufschwung möglich zu machen. Seine Schritte gehen von nun an in Würzburg und Bamberg parallel. Er bedurfte dazu aber eines Mannes, der sein Vertrauen in vollem Maße besaß und ihn inspirierte. Das konnte der bereits 61jährige Döllinger nicht mehr sein. Er gehörte, obwohl er nach Ausweis seiner Vorlesungen noch immer der neuesten Litteratur folgte, nach der Meinung des Fürstbischofs einer veralteten Schule an, deren Unvermögen Franz Ludwig in seinen krankhaften Zuständen an seinem Würzburger Leibarzt

Wilhelm erprobt zu haben glaubte. Göttingen stand damals obenan; dort mußte man studiert haben, wenn man ein medizinisches Ansehen genießen wollte. Nur in Würzburg studiert zu haben, galt, wenigstens nach Weikards Angabe, für beschämend. Naserümpfend und einen solchen Menschen von Kopf bis zu Fuß mit den Augen messend, habe man sich von ihm abgewandt.

Auch Franz Ludwig scheint diese Ansicht geteilt zu haben, nachdem er die Bekanntschaft eines jungen jüdischen Arztes aus dem Detmoldischen, Adalbert Friedrich Marcus, gemacht hatte, der in Göttingen und Würzburg studiert und im Jahre 1778 sich als Arzt in Bamberg niedergelassen hatte. Im Jahre 1781 ernannte er den 28jährigen Mann zu seinem Leibarzte in Bamberg und am 11. März 1781 taufte er zu seiner großen Genugthuung, einen Proselyten gemacht zu haben, persönlich ihn in seiner Hofkapelle. Seitdem hatte Marcus das Ohr Franz Ludwigs, dessen Rate im Medizinalwesen er in Bamberg wenigstens folgte. Doch hing damit unbestreitbar ein wesentlicher Aufschwung der medizinischen Fakultät zusammen.

Zunächst zum Besten der kranken Armen führte Franz Ludwig einen von ihm schon als Domherr in Bamberg gefaßten Plan aus und baute nach Marcus Angaben ein Krankenhaus, das bereits am 11. März 1789 von ihm persönlich eröffnet werden konnte. Es galt nicht bloß „seiner Zeit für ein in Deutschland einzig dastehendes Musterspital", hinter dem nach Schellings, auch van Hovens Urteile das Juliusspital in Würzburg zurückstand; noch im Jahre 1841 nannte Walther es „das einzig schöne und in seiner Art vollkommene Krankenhaus". Marcus dachte aber der Anstalt, deren erster Direktor er war, noch eine andere Aufgabe zu: sie sollte in den medizinischen Lehrplan eingefügt werden. Nachdem schon am 15. März 1789 eine neue Professur für Chirurgie, verbunden mit Physiologie, errichtet und mit einem in der ganzen Medizin durchgebildeten Arzt, Anton Dorn, besetzt worden

war, wurde im Jahre 1790 eine Neuordnung der medizinischen Studien überhaupt vorgenommen, in der eine Kombinierung des Krankenhauses mit der medizinischen Fakultät das Wichtigste war. Es wurde verfügt, „daß dem dreijährigen theoretischen Unterricht ein viertes Jahr für den klinischen Unterricht zu folgen habe“ — eine Verfügung, welche wegen nachlässiger Befolgung durch die Studierenden im Jahre 1793 vom Fürstbischof wiederholt und neu eingeschärft wurde, und welche um fast ein Jahrhundert früher das anordnete, was der berühmte Karl Ernst von Bär noch im Jahre 1865 als die allein richtige Eintheilung der medizinischen Studien bezeichnete. Franz Ludwig konnte mit Befriedigung und Stolz auf seine Schöpfung blicken, denn durch sie und die gleichzeitige Förderung des klinischen Unterrichts in Würzburg hatten seine beiden Landesuniversitäten z. B. die Universitäten des nördlichen Deutschlands überflügelt, „wurde jenen vor diesen in der mittleren Zeit eine große Celebrität und Affluenz gerade für das medizinisch-chirurgische Studium zu Theil.“

Marcus, ein „genialer, durchaus praktischer Mann, von ausgezeichnetem Kunsttalent“, scheint übrigens doch bei der Neuordnung der medizinischen Studien einen Mißgriff gemacht zu haben. Wahrscheinlich wollte er, wie er später (1803) die Verlegung der Universität Würzburg nach Bamberg betrieb, um an ihr die Professur der Klinik zu erhalten, schon jetzt unter Verdrängung Döllingers dessen Stelle einnehmen. Darauf nun, daß nach dem Willen des Fürsten ein neuer Lehrplan, welcher die Absolvierung der Medizin in drei Jahren ermögliche, entworfen und eine neue Einteilung der Fächer nach seinem unmaßgeblichen Vorschlage vorgenommen werde, ging die Fakultät im wesentlichen ein. Döllinger übernahm Botanik, allgemeine Therapie und Diätetik. Allein in Betreff der von den Professoren gebrauchten Lehrbücher ging Marcus zu weit, indem er den Fürstbischof zu den Worten veranlaßte:

„daß einige nicht die neuesten Fortschritte der Kunst enthalten". Das läßt sich kaum begründen. Die noch bekannten Lehrbücher gehörten fast ausnahmslos der neuesten Litteratur an, und wenn z. B. Döllinger allgemeine Therapie noch nach Boerhave, welcher nicht einmal für veraltet erklärt wurde, las, so verfuhr er doch so selbständig, daß er bereits im Lektionskatalog von 1773/74 ankündigte: „die übrigen, von dem Autor nicht vorgetragenen Krankheiten werde er beifügen".

Je tiefer aber die Fakultät den Tadel empfand, um so kräftiger reagierte sie dagegen. Sie wolle zwar, erklärte sie in einer wahrscheinlich von Döllinger verfaßten Rechtfertigungsschrift, die vom Fürsten vorgeschlagenen Lehrbücher (für historia literaria und Physiologie Blumenbach, für materia medica Mönch, für Therapie Hecker) berücksichtigen, aber gegen die Vorwürfe müsse sie sich verwahren, als gehe ihr eine hinreichende Kenntnis der neuesten Forschungen in der medizinischen Litteratur ab. „Unsere Bibliotheken stehen zum Beweise, daß wir ohngeachtet unseres äußerst geringen Lehrergehalts so viel auf Anschaffung neuerer Werke von Jahr zu Jahr verwendet haben, daß wir die Fortschritte der Kunst, wiewohl mit unserem Nachteil, mitgemacht zu haben uns schmeicheln können." Gegen Marcus aber, den auch Walther „nach neuen Theorien" sehnsüchtig greifen läßt, heißt es: „Wir wollen aber lieber beim Vortrag die neueren Forschungen den älteren Werken beisetzen, als in neueren Werken alte, aber durch den reinen Beobachtungsgeist der Älteren ewig geltende Wahrheiten entbehren, in einer Wissenschaft, wo man nicht durch neue Hypothesen, sondern durch verjährte und durch die Erfahrung genug geprüfte Wahrheiten nützlich wird." Noch schärfer tritt die Verstimmung der Fakultät gegen Marcus als denjenigen, der dem Fürstbischof in der Angelegenheit referiert hatte, in einer zweiten Verteidigungsschrift hervor: „Ew. Hochfürstl. Gnaden Bücher vorschlagen, die man selbst nicht

durchlesen hat, die lang nach geschehenem Vorschlag beim Buchbinder auf den Einband warteten, und mithin verrathen, daß sie nur mit einem flüchtigen Blick sind verkostet worden, ist keine Sache." Die Verstimmung, welche aus diesen Worten spricht, scheint namentlich bei Döllinger fortgedauert zu haben; denn er nennt fortan überhaupt keinen Autor mehr — eine Haltung, welche auf einen selbstbewußten und unbeugsamen Charakter schließen läßt. Indessen wurde Franz Ludwigs Sorge für die Fakultät durch diesen und andere Zwischenfälle nicht vermindert. Er erwarb an der Ostseite des Spitalgartens einen Bauplatz für „ein großartiges anatomisches Theater", und that auch sonst manches für die Hebung der Bamberger Universität, für die Bibliothek, das physikalische Kabinett, das Naturalienkabinett und für die Heranbildung eines gelehrten Nachwuchses. Und in letzter Hinsicht machte er sich insbesondere durch die Förderung des hoffnungsvollen Sohnes seines Leibarztes Döllinger,[7]) des später so berühmten Ignaz Döllinger, verdient um die Wissenschaft. Am 24. Mai 1770 geboren, begann er seine ersten Studien unter der Leitung seines Vaters. Darauf besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, das nach Walthers Zeugnisse damals wohl beschaffen war, und dem Döllinger selbst indirekt alle Anerkennung zu teil werden ließ, indem er in seinem Lebensbilde Sömmerings die Behauptung aufstellte: von den Lehrern des Gymnasiums müsse „sich jene allgemeine Ausbildung des jugendlichen Geistes und Gemüthes erwarten lassen, ohne welche kein gedeihlicher und gründlicher Fortschritt in irgend einer besondern Wissenschaft gethan werden kann", müsse neben allseitiger Bildung „jeder Trieb zum Guten geweckt und leidenschaftliche Liebe zur ächten Wissenschaftlichkeit begründet" werden.

Auch an der Universität leitete der Vater seine von ihm mit Emsigkeit und Freude betriebenen naturwissenschaftlichen Studien. Das war aber nur ein Teil derselben. Die Stu-

dierenden der Medizin mußten sich damals das ganze philosophische Wissen, also auch die reine Philosophie aneignen; denn, meinte Franz Ludwig, ein Arzt „ohne Kopf und Philosophie sei nicht nur ein unnützes, sondern auch ein schädliches Mitglied des Staates“. Doch bei Vater Döllinger bedurfte es weder des allgemeinen Zwanges, noch der Willensäußerung seines Fürstbischofs; er wußte selbst, „wie sehr es Bedürfniß sei, daß der Gelehrte vor Allem auch Gebildeter sei“, und daß er deshalb auch die allgemeinen Wissenschaften, Philosophie, Mathematik, Geschichte und andere ähnliche Fächer, nicht vernachlässige, quae vel praesidio, vel ornamento esse possent homini, qui eruditi nomen tueri velit. Ja, zur reinen Philosophie trieb ihn sogar ein innerer Drang, und sie hatte einen so großen Einfluß auf ihn, daß sie seine geistige Individualität wesentlich mitbestimmend wurde. Es herrschte aber damals die Kant'sche Philosophie, welche, da Franz Ludwig sie unter seine besondere Protektion genommen hatte, natürlich auch in Würzburg und Bamberg vorgetragen wurde. Durch sie lebhaft angeregt, machte Döllinger dieselbe zum Gegenstande eines so intensiven Studiums, daß sie bei ihm, wie Schelling und Walther, auch Bär, bezeugen, „einen wichtigen, belebenden und für das ganze Leben entscheidenden, die Richtung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit für immer bestimmenden Einfluß gewann“, und er ein „philosophischer Naturforscher“, nicht „Naturphilosoph“ im damaligen Sinn wurde; denn um bleibend „Naturphilosoph“ zu werden, war er zu sehr ein Mann des Verstandes und der exakten Forschung. Daneben liebte Vater Döllinger auch die Poesie, „las gerne die Werke der Dichter und behauptete, nach Göthe seinen Styl und seinen schriftlichen und mündlichen Vortrag gebildet zu haben, und ihm die Klarheit und Kraft desselben, deren er sich bewußt war, zu verdanken“. Den Vater, noch einer schon größtenteils dahingegangenen Generation angehörend, mochten

freilich diese Studien des Sohnes eigentümlich anmuten; er war indessen weit entfernt davon, in dieselben hemmend einzugreifen, und sollte bald erfahren, daß sogar Franz Ludwig an der Art des jungen Mannes sein Wohlgefallen habe.

Zunächst besuchte Döllinger die medizinische Fakultät seiner Vaterstadt, welche durch ihre Verbindung mit dem neuen Krankenhause unter der Leitung des „als geistreichen Arztes mit Recht berühmten“ Marcus einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, und an welcher schon damals reges Leben geherrscht zu haben scheint. Man hing nicht mehr bloß an den Lippen der Lehrer, um sich notdürftig zum ärztlichen Berufe abrichten zu lassen; man griff auch nach den Leistungen auswärtiger Autoritäten, um sich zu unterrichten. Als daher um diese Zeit Sömmering, von Marcus Rufe angezogen, von Mainz nach Bamberg kam, war dieser Mann auch dem jungen Döllinger, der später der unmittelbare Nachfolger desselben in München werden sollte, nicht mehr unbekannt, und hielt er es wie ein glückliches Ereignis seines Lebens fest, daß er „als angehender Mediziner im allgemeinen Krankenhause das erstemal mit all jener Ehrerbietung, die ihm des Mannes Ruf und Leistungen eingeflößt hatten, Sömmering sich vorzustellen Gelegenheit hatte“.

Blühender war indessen unter Caspar Siebold, Pickel, Thomann die Würzburger medizinische Fakultät, und der Vater war einsichtig genug, den Sohn zur weiteren Ausbildung nach Würzburg zu schicken, wie es scheint nicht ohne schwere Opfer, da er gerade damals nicht weniger als sechs Kostgänger in seinem Hause hatte. Doch das Opfer brachte reichen Segen, und als der Vater mit Freude die Fortschritte des Sohnes beobachtete, stand bald ein neuer Entschluß in ihm fest. Wien bildete damals schon einen Anziehungspunkt für junge Mediziner; namentlich aber ging der Zug „nach der Lombardei, und vor allem gegen die Schule von Pavia,

wo die Wissenschaften nach Josephinischen großartigen Entwürfen unter der Regierung des Kaisers Leopold schöne Blüten entfalteten, die klinischen Anstalten in ausgedehnten, viele Kranke umfassenden und prachtvoll eingerichteten Hospitälern bereits zu einer herrlichen Entwicklung gediehen waren, und wo der große Johann Peter Frank und Antonio Scarpa als klinische Lehrer des ersten Ranges glänzten". An diese Orte sollte nach dem „weisen Rathe seines einsichtsvollen Vaters" auch der junge Döllinger ziehen, und Franz Ludwig, stets das Wohl seiner Unterthanen und den Aufschwung seiner wissenschaftlichen Anstalten im Auge behaltend, machte die Ausführung desselben möglich, indem er „den hoffnungsvollen und vielversprechenden Sohn seines Leibarztes mit den nothwendigen Mitteln ausstattete".

„In Wien hatte damals die Stollische Schule ihre höchste Entwicklung erreicht: Barth glänzte als Anatom und Stifter der deutschen ophthalmiatrischen Schule, und sein Schüler Prochasca fing bereits sich auszuzeichnen an. Ohne Zweifel hat von diesem Döllinger die später mit solchem Erfolge ausgeübte und weiter ausgebildete Kunst der Einspritzung der feineren Gefäße gelernt." Noch größeren Einfluß hatten auf ihn Scarpa und insbesondere J. P. Frank in Pavia, von dem Walther, später selbst sein Schüler in Wien, sagt: „Es ist nicht zu beschreiben, welchen lebendigen Einfluß J. P. Frank auf seine Schüler ausübte. . . . Niemand im Leben hat auf mich einen solchen erhebenden und bleibenden Eindruck gemacht, wie J. P. Frank. Seine Lehren fielen wie ein befruchtender Thau auf empfängliche Gemüther. Nicht blos die Masse des Erlernten, auch die Anregung zum eigenen selbständigen Forschen und die innere Erschließung des Geistes, wie aus zersprengten Felsen, verdanken wir ihm. . . . Bei J. P. Frank waren auch seine Irrlehren belehrend. . . . Gewiß hat Döllinger hauptsächlich von Frank auch das Lehren

erlernt, worin er so ausgezeichnet war, und welches den wahren und glänzenden Höhepunkt seines Lebens ausmachte.“ Leider hat Vater Döllinger selbst nie Veranlassung genommen oder gefunden, sich über seine Studienjahre, seine Lehrer und ihren Einfluß auf ihn auszusprechen.

Aber während Döllinger lernbegierig von Stadt zu Stadt zog, endlich in dem reichen Genusse, den Pavia bot, schwelgte, „zog sich,“ um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „am westlichen Horizont ein Ungewitter fürchterlicher Art, und, weil ohne geschichtliches Vorbild auch unerkannt, nur desto gewaltiger treffend, zusammen, und bald sollte dieser Sturm über die lebensvolle Stadt und den blühenden Musensitz wild zerstörend hereinbrechen.“ Denn wenn er hier auch von dem Überfall der Stadt Mainz und der Zerstörung ihrer von dem Kurfürsten Karl Friedrich von Erthal reformierten, reich ausgestatteten und mit berühmten Lehrern besetzten Universität spricht, das gleiche Los traf damals auch Pavia (1793). Als einer der letzten Schüler der Medizinalschule von Pavia trat Döllinger den Weg in seine Heimat an, vielleicht erfüllt von traurigen Ahnungen, es möge das Los von Mainz bald auch seine Vaterstadt treffen. Noch war sie aber von den Wirren der Zeit verschont geblieben, und konnten Vater und Mutter mit ungetrübter Freude und berechtigtem Stolze ihn wiedersehen; denn Bamberg hatte noch keinen Arzt besessen, welcher an so berühmten Schulen herangebildet war, wie der junge Döllinger sich dessen rühmen konnte. Auch konnte es ihm, dem Schützling des Fürsten, nicht an einer glückverheißenden Zukunft fehlen.

In der That ernannte ihn, nachdem er am 26. Februar 1794 unter dem Vorsitze seines Vaters zum Doktor der Medizin promoviert worden war,*) der Fürstbischof schon unterm 9. März gleichen Jahres zum ordentlichen Professor zunächst der „Institutiones medicae und Kräuterlehre“, welch letztere

er von seinem Vater übernahm. Der Zugang dieser jungen Kraft war ohne Zweifel ein Gewinn für die medizinische Fakultät, die unter der Fürsorge Franz Ludwigs immer blühender zu werden versprach; denn schon war um dieselbe Zeit eine selbständige chemische Professur geschaffen worden und ein neues anatomisches Theater im Entstehen begriffen. Aber die Regierung Franz Ludwigs ging zu Ende. Am 14. Februar 1795 starb er, von seinen Unterthanen, auf deren Wohlergehen er als wahrer Landesvater unermüdlich sann, aufs tiefste betrauert, so daß an keinen fränkischen Fürstbischof das Andenken sich so frisch erhalten hat, als an ihn. Niemand mag es aber heiliger gehalten haben als Döllinger, der später als Prorektor der Universität Würzburg bei feierlicher Gelegenheit die Jahre 1784—1794 als eine „glückliche Periode, wo Franz Ludwig der Einzige so herrlich für uns sorgte",[9]) pries; „auch in den spätesten Jahren nie anders als mit der größten Liebe und Verehrung von ihm sprach und stets die dankbarste Pietät gegen seinen ehemaligen angestammten Landesherrn bewahrte." Die Hoffnungen der Universität schienen durch den Tod Franz Ludwigs geknickt. Sein Nachfolger Christoph Franz von Buseck (seit 7. April 1795) hatte weder die Einsicht seines Vorgängers noch den Willen, seiner Universität helfend und ermunternd sich anzunehmen. Soll er doch die englische Bibel von Dr. Geddes, auf welche Franz Ludwig noch abonniert hatte, als „litterarischen Luxus" betrachtet und nur der Einfall der Franzosen ihn an der Ausführung des Planes gehindert haben, den Bibliotheksaal und das Krankenhaus in Getreideniederlagen umzuwandeln.[10]) Freilich muß bei Fürstbischof Christoph Franz auch die unruhige Zeit in Anschlag gebracht werden. Er that aber überhaupt nichts mehr für die Universität und verkaufte sogar den bereits erworbenen Bauplatz und das schon herbeigeschaffte Baumaterial für das anatomische Theater wieder. Demungeachtet erhob

sich gerade unter ihm eine „sehr berühmte Medizinalschule“ in Bamberg.

Sie verdankte ihre Entstehung dem von dem jüngeren Döllinger am 15. Juli 1795 zum Doktor der Medizin promovierten J. Andr. Röschlaub, der am 5. Januar 1796 zum außerordentlichen, am 26. Januar 1798 zum ordentlichen Professor ernannt worden war. Überraschend schnell erhob er sich „auf den Gipfel seines Ruhmes: — die Pathogenie war erschienen, und er gab in rascher Aufeinanderfolge der einzelnen Hefte das Magazin der Heilkunde heraus, in welchem er die Erregungstheorie, eine geistreichere Entwicklung des Brownschen Systemes, in ihren einzelnen Bestandtheilen darstellte, mit großem Scharfsinn und mit gewandter Dialektik alle früheren Systeme der Pathologie und Therapie bekämpfte und gegen sie, scheinbar siegreich, die Erregungstheorie vertheidigte, indem er wenigstens die Gegner fast insgesamt zum Schweigen brachte.“ Auf ein Jahrzehnt beherrschte er fast die ganze medizinische Welt, und als Marcus sich seit 1799 mit ihm verband, um am Krankenbette die Erregungstheorie zu erproben, war das „die glänzendste Zeit für Bamberg, für die Universität und für das Krankenhaus, indem von allen Gegenden Deutschlands, wie auch vom Auslande, insbesondere von Rußland, Frankreich und Dänemark Zöglinge herbeiströmten, um sich mit dem Systeme des Brownianismus zu befreunden, welches in dem Bamberger Krankenhause den höchsten Kulminationspunkt seiner Ausbildung erreicht hat.“ Auch die Zahl der Studierenden und der Promotionen hob sich, und am Ende des Jahrhunderts bietet Bamberg das merkwürdige Schauspiel, daß dort neben Einheimischen und anderen Deutschen auch junge Männer aus Böhmen und sogar aus Ostindien zu Doktoren der Medizin kreiert werden. Wie mußte dieses Aufblühen der von ihm mitgeschaffenen Anstalt den Großvater Döllinger am Abend seines Lebens mit berechtigter Freude

erfüllen! Er wird zwar an dem neuen System nicht mehr teilgenommen haben, wohl aber wurde auch sein Sohn von demselben „einigermaßen ergriffen“, da schon in Pavia „die beiden Frank und andere italische Ärzte dieselben Lehrsätze, jedoch mit größerer Umsicht und ohne Verzichtleistung auf eine reicher ausgestattete Erfahrung, eben darum auch mit geringerer Consequenz, bekannten.“ Es geschah jedoch nur auf kurze Zeit. Überhaupt hat Döllinger „sich der alles gewaltsam mit sich fortreißenden Bewegung niemals ganz ergeben. Er besaß einen zu richtigen Sinn, und er hatte bereits schon zu viele und ausgebreitete Materialkenntnisse erworben, als daß er nicht die Insufficienz der blos in quantitativen Messungen einigermaßen befriedigenden, aber für die qualitativen Verhältnisse ganz inhaltslosen Erregungstheorie hätte einsehen sollen. Er stand daher neben den beiden Archonten der neuen Schule mehr schweigend und in kluger Zurückhaltung, bearbeitete die Physiologie im Haller'schen Sinne emsig fort und bildete gegen jene bald sogar eine Art von Opposition, welche freilich, sowie Anfangs jede andere, nicht sehr wirksam sein konnte und fast unbeachtet blieb.“

Döllinger war vor allem Lehrer und trat in den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit überhaupt nicht als Schriftsteller hervor. Es mag ihm, der seit 1802 zugleich Spitalarzt war und mit Eifer und Unverdrossenheit eine in Stadt und Land ziemlich ausgebreitete ärztliche Praxis ausübte, wohl auch an Zeit dazu gebrochen haben. Der mehrfache Wechsel seiner Lehrfächer — er vertrat später Pathologie, Therapie und Botanik — unter welchen sich nicht einmal dasjenige, welches ihn berühmt machte, befand, hinderte ihn überdies, sich zu konzentrieren, und auch die Mangelhaftigkeit des Lehrmaterials hemmte ihn überall. War er doch gezwungen, selbst ein Herbarium und eine mineralogische Sammlung anzulegen, wodurch er übrigens zu einer Thätigkeit veranlaßt wurde, die er als

sich gerade unter ihm eine „sehr berühmte Medizinalschule" in Bamberg.

Sie verdankte ihre Entstehung dem von dem jüngeren Döllinger am 15. Juli 1795 zum Doktor der Medizin promovierten J. Andr. Röschlaub, der am 5. Januar 1796 zum außerordentlichen, am 26. Januar 1798 zum ordentlichen Professor ernannt worden war. Überraschend schnell erhob er sich „auf den Gipfel seines Ruhmes: — die Pathogenie war erschienen, und er gab in rascher Aufeinanderfolge der einzelnen Hefte das Magazin der Heilkunde heraus, in welchem er die Erregungstheorie, eine geistreichere Entwicklung des Brownschen Systemes, in ihren einzelnen Bestandtheilen darstellte, mit großem Scharfsinn und mit gewandter Dialektik alle früheren Systeme der Pathologie und Therapie bekämpfte und gegen sie, scheinbar siegreich, die Erregungstheorie vertheidigte, indem er wenigstens die Gegner fast insgesamt zum Schweigen brachte." Auf ein Jahrzehnt beherrschte er fast die ganze medizinische Welt, und als Marcus sich seit 1799 mit ihm verband, um am Krankenbette die Erregungstheorie zu erproben, war das „die glänzendste Zeit für Bamberg, für die Universität und für das Krankenhaus, indem von allen Gegenden Deutschlands, wie auch vom Auslande, insbesondere von Rußland, Frankreich und Dänemark Zöglinge herbeiströmten, um sich mit dem Systeme des Brownianismus zu befreunden, welches in dem Bamberger Krankenhause den höchsten Kulminationspunkt seiner Ausbildung erreicht hat." Auch die Zahl der Studierenden und der Promotionen hob sich, und am Ende des Jahrhunderts bietet Bamberg das merkwürdige Schauspiel, daß dort neben Einheimischen und anderen Deutschen auch junge Männer aus Böhmen und sogar aus Ostindien zu Doktoren der Medizin kreiert werden. Wie mußte dieses Aufblühen der von ihm mitgeschaffenen Anstalt den Großvater Döllinger am Abend seines Lebens mit berechtigter Freude

erfüllen! Er wird zwar an dem neuen System nicht mehr teilgenommen haben, wohl aber wurde auch sein Sohn von demselben „einigermaßen ergriffen", da schon in Pavia „die beiden Frank und andere italische Ärzte dieselben Lehrsätze, jedoch mit größerer Umsicht und ohne Verzichtleistung auf eine reicher ausgestattete Erfahrung, eben darum auch mit geringerer Consequenz, bekannten." Es geschah jedoch nur auf kurze Zeit. Überhaupt hat Döllinger „sich der alles gewaltsam mit sich fortreißenden Bewegung niemals ganz ergeben. Er besaß einen zu richtigen Sinn, und er hatte bereits schon zu viele und ausgebreitete Materialkenntnisse erworben, als daß er nicht die Insufficienz der blos in quantitativen Messungen einigermaßen befriedigenden, aber für die qualitativen Verhältnisse ganz inhaltslosen Erregungstheorie hätte einsehen sollen. Er stand daher neben den beiden Archonten der neuen Schule mehr schweigend und in kluger Zurückhaltung, bearbeitete die Physiologie im Haller'schen Sinne emsig fort und bildete gegen jene bald sogar eine Art von Opposition, welche freilich, sowie Anfangs jede andere, nicht sehr wirksam sein konnte und fast unbeachtet blieb."

Döllinger war vor allem Lehrer und trat in den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit überhaupt nicht als Schriftsteller hervor. Es mag ihm, der seit 1802 zugleich Spitalarzt war und mit Eifer und Unverdrossenheit eine in Stadt und Land ziemlich ausgebreitete ärztliche Praxis ausübte, wohl auch an Zeit dazu gebrochen haben. Der mehrfache Wechsel seiner Lehrfächer — er vertrat später Pathologie, Therapie und Botanik — unter welchen sich nicht einmal dasjenige, welches ihn berühmt machte, befand, hinderte ihn überdies, sich zu konzentrieren, und auch die Mangelhaftigkeit des Lehrmaterials hemmte ihn überall. War er doch gezwungen, selbst ein Herbarium und eine mineralogische Sammlung anzulegen, wodurch er übrigens zu einer Thätigkeit veranlaßt wurde, die er als

Lieblingsbeschäftigung auch später fortsetzte. Es mag jedoch seine Zurückhaltung auch das Ergebnis der Überlegung gewesen sein, die er später auch von Sömmering in den Jahren seines Kasseler Aufenthalts voraussetzte: sie „mögen als die Periode seines Lebens angesehen werden, wo er das mit so vieler Umsicht und mit rastlosem Fleiße Gesammelte in sich zu einem zusammenhängenden Ganzen geistig verarbeitete. Hieraus, und weil dem einsichtsvollen Manne klar geworden war, wie auch die gründlichsten Forschungen der Zeit bedürfen, um in genießbarer Reife erscheinen zu können, läßt sich erklären, wie er mehr das Große vorbereitend, als darstellend gewirkt habe."

Unterdessen dachte er, der noch in so jungen Jahren eine angesehene Stellung einnahm, auch daran, sich ein eigenes Heim zu gründen, und fand in Therese Schuster, der Tochter des fürstlichen wirklichen Hofkammerrates J. U. L. Thomas Schuster, eines sehr angesehenen Mannes, die treffliche Gattin (1798), welche nichts Höheres als die Sorge für ihre Familie kannte. Am 28. Februar 1799 beschenkte sie ihren Gatten mit einem Knaben, der von dem Großvater als Taufpathen unter einer kleinen Umstellung die Namen Johann Joseph Ignaz erhielt. Es war des Großvaters letzte Freude, denn schon am 5. Januar 1800 starb er, nachdem er „bei stets wohlerhaltener Gesundheit und ungeschwächter Berufsthätigkeit das hohe Lebensalter von 79 Jahren erreicht" hatte, eben zur rechten Zeit, um nicht mehr den Zusammenbruch seines Werkes, der medizinischen Fakultät, und der Universität Bamberg überhaupt sehen zu müssen. Der Enkel hat oft auf das hohe Alter seines Großvaters (auch seines Vaters, dessen Leben unvorhergesehene Zufälle vor der Zeit zerstörten) hingewiesen und daraus gefolgert, daß auch ihm ein solches werde beschieden sein. Und in der That hinterließ er Sohn und Enkel das köstliche Erbe eines kerngesunden Körpers; ging von ihm auf sie eine unbezwingliche Liebe zur Wissenschaft

und zur Lehrthätigkeit, Energie des Willens und ein gewisses Maß von Unabhängigkeit des Charakters über. Ob auch der Witz und Sarkasmus, welche den letzteren eigentümlich waren, davon ist nichts berichtet. — Infolge der Veränderungen, welche der Tod seines Vaters herbeiführte, wurde Ignaz Döllinger am 6. Januar 1800 auch Landphysikus.

Der Ruf der Bamberger Medizinalschule war noch immer im Wachsen begriffen. Sogar Schelling, später auch Steffens, kamen nach Bamberg, um am Krankenbette die Erfolge der Brown-Röschlaubschen Theorie kennen zu lernen, Schelling überdies mit der Absicht, Privatvorlesungen dort zu halten, welche indessen nicht ausgeführt worden zu sein scheint. Immerhin trat durch seine Anwesenheit in Bamberg eine merkwürdige Wendung ein: die Professoren der medizinischen Fakultät, vorübergehend auch Döllinger, traten zur Schellingschen Naturphilosophie über, und die Thesen ihrer Schüler redeten so sehr die Schellingsche Sprache, daß sie mehr philosophisch als medizinisch klingen, darunter namentlich die des späteren Münchener Professors Josef Reubel unter dem Vorsitze Nüßleins, eines Geistlichen, am 25. September 1801. Wie man einst in Würzburg für Kant schwärmte, so jetzt in Bamberg für Schelling. „Sagen Sie doch“, schreibt Marcus an Caroline Böhmer (spätere Schelling), „unserem geliebten Freund Schelling alles zärtliche und schöne in meinem Namen. Es ist keine Stadt in Deutschland, wo Er so viele und wahre Verehrer haben dürfte, als in Bamberg. Reubel, auch ein Schwab, lehrt hier öffentlich Naturphilosophie. Ich begab mich selbst zum Fürsten und erbat es mir als eine Gnade, daß Reubel hier Vorlesungen halten dürfe, indem ich selbst Zuhörer werden wollte. Der Fürst bewilligte nicht allein meine Bitte, die einzige aber auch, welche ich unter seiner Regierung an ihn gestellt habe, und ist jetzt sogar ein Protektor der Naturphilosophie. Reubels Auditorium besteht aus 50 Zu-

hörern, und wächst täglich. Nebst meiner Wenigkeit befinden sich die mehrsten Professoren unter diesen Zuhörern" (1801, Dez. 10). Und noch am 6. März 1802 konnte er ihr melden: „Hier lebt jetzt alles in der Naturphilosophie. Wenn Freund Schelling jetzt zu uns käme, so würde er seine Freude an uns haben. Röschlaub selbst kommt manches mal in Kollision, weil Er nicht recht mit fortgerückt ist."[11])

Der naturphilosophische Enthusiasmus nahm indessen rasch eine eigentümliche Wendung. Während der Fürstbischof Franz Christoph, wenn man Marcus hierin folgt, öffentlich als „Protektor der Naturphilosophie" galt, war im geheimen der Fürstbischof Georg Karl von Würzburg, seit 26. Mai 1800 auch Koadjutor von Bamberg, thätig, ihr wenigstens in Bamberg den Todesstoß zu versetzen. Er sah in den Reubelschen Thesen „philosophischen Unfug", schickte sie dem Professor Berg in Würzburg mit der Bemerkung, er werde an ihnen sehen, „wie man den jungen Leuten in Bamberg die Köpfe verschraubt", und forderte ihn auf, daß er sie „in den Würzburger gelehrten Anzeigen recensire und den Bamberger Professor (Nüßlein) die verdiente Geißel der Satyre nachdrücklich empfinden lasse." Der Auftrag entsprach Bergs Natur und Eitelkeit. Indem er sich gewissermaßen als den amtlich bestellten Wächter über die Bamberger Universität betrachtete, ging er rasch ans Werk. Aber ehe er die verdiente Geißel der Satyre über Nüßlein schwang, wurde in Bamberg ein neues philosophisches Ärgernis durch die Verteidigung der von Stranskyschen Thesen unter dem Vorsitze Döllingers gegeben. In der Jenaer Litteraturzeitung (1802, Nr. 14) hieß Berg die Thesen das „Sublimste aus dem Athenäum, der Lucinde, aus Schellings und Röschlaubs Schriften", „wissenschaftlichen und sittlichen Unfug" der medizinischen Fakultät zu Bamberg, so daß sogar Schelling dieser Besprechung einen Aufsatz: „Das Benehmen des Obskurantismus gegen die Naturphilosophie"

entgegensetzte. Als dann aber Bergs Satyre unter dem Titel: „Lob der allerneuesten Philosophie“[12]) erschien, worin er nicht allein die Bamberger Anhänger Schellings als „philosophisches Affengeschlecht, das seinem Alexander Schelling durch einen krummen Hals den Hof macht“, angriff, sondern auch die Naturphilosophie als im Widerspruch mit dem gemeinen Verstand und der Logik darstellte, Schelling den Tod der Stieftochter W. A. Schlegels, Auguste Böhmer, im Bade Boklet bei Kissingen zuschrieb, rächte man sich in Bamberg grausam an dem Würzburger Censor. Nicht lange nachher erschien ein Pasquill: „Lob der Cranioscopie. Ein Gegenstück zum Lob der allerneuesten Philosophie“, nebst dem lithographierten Schädel Bergs mit den nach Galls System eingezeichneten und numerierten Organen[13]) — ein bitterböses Schriftchen, das Berg als den Übergang vom Menschen zum Tier darstellte und aus den Organen seines Schädels mit guter Personenkenntnis seine schlimmen Eigenschaften ableitete. Als Verfasser des Pasquills nannten aber die Zeitgenossen teils Marcus, teils Döllinger, so sehr galt dieser als Anhänger der Naturphilosophie. Allein wie sehr man sich in ihm getäuscht hätte, wenn man ihn für fähig gehalten haben würde, etwa die Selbständigkeit seiner eigenen Wissenschaft durch die Philosophie beeinträchtigen zu lassen, das zeigte sein in demselben Jahre erschienenes Schriftchen: „Über die Afteranwendung des neuesten Systems der Philosophie auf die Medizin.“ Er war überhaupt nicht dazu angethan, sich, wie er in der gleich zu nennenden Schrift sich äußert, „die Mühe des Nachdenkens durch einen Machtspruch (eines anderen) zu ersparen.“

Andere Vorgänge machten der Naturphilosophie in Bamberg ein Ende. Röschlaub zerfiel mit Marcus und Döllinger, denen sich zu seinem Verdruß auch Reubel anschloß, und wurde überdies im Jahre 1802 nach Landshut berufen. Die Säkularisation der Fürstbistümer Bamberg und Würzburg

und ihre Einverleibung in Bayern (1802) führte auch die Aufhebung der Universität Bamberg herbei. Der Dozent Reubel mußte seine Vorlesungen einstellen, und Döllinger kam nach Würzburg, nachdem Marcus' und Schellings Plan, den der bayerische General-Landeskommissär Graf Thürheim sich angeeignet hatte, die Universität Würzburg nach Bamberg zu verlegen, an dem Willen der Regierung gescheitert war (1803).

Für niemanden war diese Wendung der Dinge vorteilhafter, als für Döllinger, der bisher noch immer nicht den rechten Boden für seine wissenschaftliche Thätigkeit unter den Füßen hatte und darum noch unsicher hin und her tastete. Es zeigt dies seine in Erlangen erschienene Schrift: „Über die Metamorphose der Erd- und Steinarten aus der Kieselreihe" (1803), worin er „das, was Steffens in seinen Beiträgen zur inneren Naturgeschichte der Erde im Allgemeinen über die Erd- und Steinarten sagt, weiter verfolgen und die Anwendung desselben im Speziellen zeigen" will. Ohne Zweifel steht er hier auf dem Standpunkte Schellings, den er auch öfter als Autorität anführt, aber trotzdem ist ihm die Aufgabe der Wissenschaft noch keineswegs gelöst. Erst „wer einmal bei jedem Fossil die Hauptformation, zu der es gehört, die Zeit, wo es entstand, die Einflüsse, die seine Entstehung bestimmten, wird angeben können; der hat die ganze Geognosie erschöpft und die natürlichen Fossilen-Familien gefunden." Erst seine Ernennung für Physiologie und Pathologie in Würzburg versetzte ihn auf das Feld, auf welchem er sich als Bahnbrecher einen so großen Namen erwerben sollte.

Wie in Bamberg an der medizinischen Fakultät die Erregungstheorie herrschte, so an der zu Würzburg die Chirurgie, wie Vater und Söhne Siebold sie betrieben. Man sprach daher auch von einer Academia Sieboldiana, und die vielen Stelzfüße und Armlose waren gleichsam die Wahrzeichen der Stadt. Als der im Jahre 1803 berufene van Hoven bei

Vater Siebold eintrat, war des letzteren „erste Frage an ihn, ob er die vielen Stelzfüße gesehen hätte, die in Würzburg zu sehen seien, zum Beweis, wie sehr die Chirurgie in Würzburg blühe." Doch gab es dort auch andere tüchtige Kräfte. So war der Kliniker und Vorstand des Juliusspitals Thomann nach dem Zeugnisse seines Nachfolgers van Hoven „ein sehr guter Kopf und am Krankenbett so gewandt, als Marcus", was nur dieser, dessen Plan mit der Universität Thomann entgegenwirkte, nicht anerkennen wollte. Auch die Professoren Pickel für Chemie und Pharmazie, Heilmann für Botanik galten als „tüchtige Lehrer in ihren Fächern und wackere brave Männer." Aber „weit der vorzüglichste unter den Professoren der medizinischen Fakultät war Döllinger. Ich hatte ihn, schreibt van Hoven, nur ein paarmal gesprochen und fand gleich an ihm einen Mann von eben so ausgezeichneter Gelehrsamkeit, als großer Geisteskraft. Sein Vortrag war vortrefflich, und er hatte daher immer ein zahlreiches Auditorium . . . Er war es daher auch, mit dem ich näher bekannt zu werden suchte, und ich darf mir schmeicheln, daß er ein wahrer Freund von mir ward, und es noch ist."

Schon Döllingers erstes Auftreten (1803/4) bedeutete eine Neuerung. Obwohl nur für Physiologie und Pathologie berufen, las er doch zugleich vergleichende Anatomie, welche hier zum erstenmal als Nominalfach genannt ist. Dazu handhabte er dabei ein im gewissen Sinne neues Instrument — das Mikroskop. Denn wenn es auch schon lange bekannt war, so wurde es doch noch wenig verwertet, ja sogar nach den damit zu Tage geförderten Irrtümern beinahe allgemeiner Mißgunst preisgegeben. Döllinger ließ sich dadurch nicht beirren und wurde so auch einer der ersten, thätigsten und frühesten Förderer der mikroskopischen Anatomie. Einen Naturforscher ohne Mikroskop konnte er sich überhaupt nicht denken, weshalb er einem jungen Naturforscher, der ihn um Rat fragte, ob er

eine ihm angebotene Bibliothek kaufen solle, riet, er solle sich vor allem ein Mikroskop und dann, wenn ihm noch Geld übrig bleibe, eine Bibliothek kaufen.

Eine noch größere Neuerung war seine Lehrmethode. In Bamberg genötigt, durch allerlei Nebenämter und eine mühselige ärztliche Stadt- und Landpraxis die kärglichen Einnahmen seiner Professur zu vermehren, gab er in Würzburg die ärztliche Praxis ganz auf und widmete sich ausschließlich seinem Lehramte, das er mit einer Treue und Meisterschaft übte, daß er die Bewunderung seiner Kollegen und Schüler wurde. Er „las regelmäßig in jedem Semester je sechsstündig: Anatomie, Physiologie und allgemeine Pathologie und im Sommer auch noch sechsstündig vergleichende Anatomie." Manchmal wiederholte er wegen des Zudrangs zu seinen Vorlesungen täglich nachmittags vor einem neuen Auditorium die in den Morgenstunden bereits gehaltene Vorlesung. Dazu leitete er nicht nur die Secierübungen seiner Schüler selbst, sondern nahm auch beinahe täglich ein- oder mehrere Male die Gelegenheit wahr, diesen oder jenen Körperteil, welcher eben präpariert wurde, entweder selbst zu demonstrieren oder durch einen Studenten demonstrieren zu lassen, welches Verfahren als besonders instruktiv geschildert wird.

Döllinger war überhaupt ein Meister des lehrhaften Vortrags. „Der freie mündliche Vortrag, wie er ihn fast ohne Zugrundlegung eines Manuskriptes oder Heftes übte", sagt Walther, „hatte eine tief eindringende, magische Kraft, deren Ursache ein noch der Forschung würdiges Geheimniß ist. Es ist die Macht des Wortes, welches lebt und belebt. Vermöge seines durchaus klaren Verstandes, im Besitze logisch geordneter, fester Begriffe, eines scharf treffenden und richtigen Urtheils, einer großen inneren Lebendigkeit — da ihm die Gegenstände seines Lehrvortrags stets geistig gegenwärtig waren, und er die Wissenschaft nicht wie eine überkommene und längst fertig

gemachte, sondern wie eben erst vor den Augen seiner Zuhörer neu entstehende mitteilte, wußte er die Aufmerksamkeit derselben unwiderstehlich anzuziehen, festzuhalten und stets von allen Nebendingen auf das Wesentliche, vom trügerischen Schein auf das Wahre hinzuleiten. Die Zuhörer glaubten die behandelten Gegenstände zu sehen, und wenn auch eine gewisse Trockenheit und Eintönigkeit seiner Rede anhafteten, der Eindringlichkeit ihrer Wirkungen schadeten sie nicht." In seinen Vorträgen, sagt sein Schüler von Bär, gab es kein überflüssiges Wort, keine Spur von Geltendmachung seiner selbst, fehlte jede Ostentation von Gelehrsamkeit und jede rednerische Verbrämung, war die Belehrung seiner Zuhörer seine einzige, unveränderlich ihm vorschwebende Aufgabe, der er mit Beharrlichkeit nachstrebte und wodurch er seine Zuhörer ungemein fesselte. Er hat somit das Ideal eines Universitätslehrers wie er es selbst gezeichnet, in der That in sich verwirklicht: „Der Universitätslehrer soll im ächt wissenschaftlichen Geiste lehren: klar und deutlich die Sache auseinandersetzen. Dunkle, sinnlose Worte sind ein Beweis, daß der Lehrer selbst nicht weiß, was er will. Wo eine klare Erkenntnis ist, da wird es an Ausdrücken nicht fehlen. Der Lehrer soll so lehren, daß die Zuhörer sich überzeugen, es geschehe nur ihnen zu Gefallen, es sei nur auf ihr Wohl abgesehen. Dieses ist die größte Kunst des Lehrers, damit allein erweckt er Vertrauen, und ohne Vertrauen kann unter Menschen überhaupt gar nichts Gutes gestiftet werden, denn ohne Vertrauen ist kein Bund möglich. Weiß zudem der Lehrer seinen Vortrag nach Umständen belehrend, führend, zweifelnd und fragend einzurichten, so wird das Gemüt des Zuhörers in der notwendigen Spannung erhalten, ohne Ermüdung befürchten zu dürfen. Ein Gelehrter aber, welcher lehrt, um sich zu zeigen, um seinen Kram auszulegen, um seine Meinung anzupreisen, wird immer mehr schaden als nutzen." Vielmehr „muß der Universitäts-

lehrer seine Zuhörer so leiten, daß sie selbst alles entwickelt zu haben glauben."

Seine Eigenart ist übrigens damit noch nicht begriffen, die wichtigste Seite seines Wirkens noch nicht berührt. Bär bemerkt richtig, daß er nach den erwähnten Beziehungen sicher Nachfolger hatte, „aber in einer Hinsicht steht Döllinger vielleicht ohne Vorgänger da und wird er kaum ihm gleichkommende Nachfolger haben, in der Aufopferung, mit der er lernbegierigen Schülern sich hingab." Und hier kam der Zufall ihm wesentlich zu statten. Nach dem Abgange des Vertreters der Anatomie, Fuchs (1805), war es möglich, naturgemäß die Anatomie mit Physiologie und Pathologie zu vereinigen und dadurch Döllinger erst die ganz richtige Stellung zu verschaffen. Man trug zwar Bedenken, ihm, dem bloßen Theoretiker, dieselbe zu übertragen, doch van Hoven, der ihn dafür vorgeschlagen, und Schelling setzten seine Ernennung durch, — eine That, welche van Hoven später so hoch anschlug, daß er versicherte: „Wenn ich sonst kein Verdienst um die Universität gehabt hätte, als daß ich Döllinger zu der Stelle empfohlen, so würde dieses einzige schon groß genug gewesen sein, um sagen zu können, daß ich mich um dieselbe verdient gemacht habe." Nach kurzer Frist stand er zum allgemeinen Erstaunen, auch seiner Gegner und Widersacher, als vollendeter Meister in der Zergliederungskunst da. Noch weit wichtiger aber war es, daß endlich durch ihn die Anatomie, welche in Würzburg zur bloßen Technik des Zergliederns und Präparierens, als ob sie keinen andern Zweck hätte, herabgesunken war, in die richtige Verbindung mit der Physiologie und dadurch mit der Medizin überhaupt versetzt wurde, und daß er in die Lage kam, als selbständiger Forscher sich zu bewähren. Aber veraltete Zustände lassen sich nicht immer so rasch beseitigen. Unter Döllingers Vorgängern war der Prosektor Hesselbach, ein vortrefflicher Techniker, der eigentliche Beherrscher der Ana-

tomie geworden und wollte diese Stellung auch unter dem neuen Anatomen behaupten. Die Mißhelligkeiten, welche sich aus dieser Verschrobenheit der Verhältnisse ergaben, bestimmten schließlich Döllinger, sich von der Anatomie ganz zurückzuziehen und in seiner eigenen, sehr geräumigen Wohnung einen Seciersaal anzulegen, — eine Erscheinung so seltsamer Art, daß man sie heute kaum mehr verstehen kann. Doch Döllinger fühlte sich jetzt erst in seinem Elemente. Bald war „seine Schule der Mittelpunkt des ganzen medizinischen Studiums in Würzburg, von welchem alle wissenschaftlichen Bestrebungen der Studierenden ausgingen und auf welchen sie sich wieder zurückbezogen. Denn er wußte seine Zuhörer für anatomisch-physiologische Forschung wahrhaft zu begeistern, so daß sie in dieser ganz lebten, nicht nur in, sondern auch außer der Schule, und daß sie dieselbe zu dem vorherrschenden Gegenstande auch ihrer sozialen Unterhaltungen und Diskussionen machten.“ Kein Wunder, daß Studierende aus allen Gegenden Süd- und Norddeutschlands, aus Polen, Kurland, Lievland, Rußland und Griechenland zu ihm herbeiströmten.

Seine höchste Befriedigung fand er aber erst darin, daß einzelne seiner Schüler sich an seinen eigenen Forschungen und Arbeiten beteiligten. Ihnen gab er sich dann auch ganz hin. Einmal durch seinen Prosektor in die schiefe Lage gebracht, sich in seine Wohnung zurückziehen zu müssen, schlug er da auch sein eigenes Laboratorium auf, und hier arbeitete er auch mit seinen näheren Schülern, empfingen sie jene Anregungen und Anweisungen, welche für die Wissenschaft so außerordentlich erfolgreich wurden. Gerade in ihm entfaltete er aber auch die Kunst des Lehrens, welche den greisen Bär bei der Erinnerung daran wieder warm werden ließ und zu den begeisterten Worten hinriß: „Ihm ganz gleich (darin) zu sein, ist vielleicht kaum erreichbar.“ Er glaubte daher in dankbarer Liebe und Verehrung so ausführlich als möglich diese Thätigkeit

seines Lehrers schildern zu sollen, und das Bild ist so plastisch geraten, daß man Döllinger mit seinen Schülern vor sich zu sehen glaubt. Bär war kein angehender Studierender mehr, sondern hatte seine Studien längst vollendet und zuletzt Wien besucht. Aber was er suchte, vergleichende Anatomie, hatte er nicht gefunden. Da wies ihn Martius bei einem zufälligen Zusammentreffen in einer kleinen bayerischen Stadt an Döllinger in Würzburg. Voll guter Hoffnung kam er dort an, hörte aber zu seiner großen Enttäuschung, daß Döllinger im bevorstehenden Semester vergleichende Anatomie nicht lese. Voll Betrübnis ging er zu ihm, vernahm aber mit Erstaunen die Worte: „Wozu auch eine Vorlesung? Bringen Sie irgend ein Tier her und zergliedern Sie es hier, — und dann wieder andere.“ Auch die Stunde, zu welcher er kommen wollte, wurde ihm freigestellt; er sollte nur noch einige näher bezeichnete scharfe Instrumente mitbringen. Auch daß noch Ferien waren, verschlug nicht. Schon dies Entgegenkommen richtete den jungen Mann auf. Als Bär andern Tags mit einem Blutegel und seinen Instrumenten erschien, konnte Döllinger die Unbehilflichkeit desselben, der trotz des Besuchs mehrerer Universitäten eine solche Beschäftigung noch nicht getrieben hatte, nicht entgehen. Er gab ihm einige weitere Anleitungen, überließ ihn dann aber sich selbst, offenbar zu dem Zwecke, ihn zu prüfen. Nach einer Stunde tritt er wieder an den Tisch, lobt die von dem Schüler bewiesene Vorsicht und legt ihm eine Monographie von Spix zur weiteren Orientierung hin. Da Bär dieselbe nach Hause mitnehmen durfte, ging nach deren Studium am zweiten Tage die Zergliederung rasch vorwärts, bis endlich alle wesentlichen Teile bloßgelegt waren. Bär ist davon unendlich befriedigt: er hatte jetzt nicht bloß eine bestimmte Vorstellung vom Bau des Tieres aus eigener Anschauung, sondern hatte sie, was noch weit mehr war, durch eigene Zergliederung erlangt. So ging es einige Wochen fort,

wie es sich traf, oder wie es das Gespräch veranlaßte, wurden wirbellose und Wirbeltiere zergliedert, während Döllinger die einschlägige Litteratur hervorsuchte und, wo es notwendig war, die besondere Manipulation angab, dann sich aber zu seiner eigenen Beschäftigung, seinen Moosen, auch zu anderen Arbeiten oder zur Lektüre, an seinen Arbeitstisch zurückzog. Erst nach einer oder zwei Stunden kam er wieder heran, um den Fortgang der Arbeit zu beobachten oder auf dieses und jenes aufmerksam zu machen. Unvermerkt wuchs so der Schüler in die Wissenschaft hinein: der Forschungstrieb war angeregt, die erzielten Resultate hoben das Vertrauen zur eigenen Kraft, der kurz vorher noch so beschränkte Gesichtskreis erweiterte sich von Tag zu Tag.

Wieder anders verfuhr Döllinger mit seinen fortgeschritteneren Schülern, welche nicht mehr bloß unter seiner Leitung in die Wissenschaft eingeführt werden, sondern selbständige Untersuchungen anstellen wollten. Ihnen gegenüber wurde er, wenn auch der überlegene, Mitlernender. Denn die Untersuchungen erstreckten sich auf die Lücken der Wissenschaft, welche er ausgefüllt, auf die Dunkelheiten, welche er aufgehellt, auf Meinungen, über welche er ein sicheres Urteil begründet wissen wollte. An ihnen beteiligte er sich auch viel unmittelbarer, indem er die Untersuchungen leitete und überwachte. Bald faßte er diese Schüler auch zu einer zootomisch-physiologischen Gesellschaft, wohl das erste Institut der Art in Deutschland, zusammen, in der wöchentlich einmal das von ihnen Beobachtete besprochen wurde. Er hätte sie gern auch in den Lektionskatalogen angekündigt; aber die bureaukratische Kleinlichkeit machte Schwierigkeiten, zu deren Beseitigung Döllinger keinen Schritt thun mochte, weshalb die allerwärts berühmte physiologische Schule ein Winkelinstitut bleiben mußte. Sie verlor dadurch nicht an Bedeutung; aber man kann an diesem Vorgange bemessen, mit welchen Schwierigkeiten bahnbrechende

Forscher und Lehrer am Anfang dieses Jahrhunderts noch zu kämpfen hatten. Die Hauptsache blieb, daß Döllingers Arbeitsfreudigkeit nicht erlosch. Doch dazu war er zu sehr Forschernatur und hatte an den Ergebnissen der Forschungen seiner Schüler, denen er auch gestattete, dieselben unter ihrem Namen zu veröffentlichen, ein zu großes Interesse. Man wußte trotzdem, daß die Arbeiten auf ihn zurückzuführen, Früchte seiner physiologischen Schule seien, wie die Schriften von Wohnlich, Samuel, Schönlein u. a., sowie auch Bär seine großartigen Leistungen dankbar auf die Anleitung seines Würzburger Lehrers zurückführte. Döllinger schien, wie Bär sagt, überhaupt nicht den Ehrgeiz besessen zu haben, sich eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte der Wissenschaft zu erwerben, sondern fühlte nur das lebendige Bedürfnis, zu bestimmter Einsicht in den Fächern zu gelangen, welche er betrieb. Gab er doch eine Abhandlung heraus, so folgte er dem Bedürfnisse, das Ergebnis einer Untersuchung oder auch einer philosophischen Betrachtung auch anderen mitzuteilen, hatte er die Belehrung im Auge, nicht die Geltendmachung seiner Persönlichkeit.

In seiner noch so jungen Wissenschaft gab es der zu lösenden Aufgaben in Fülle, und seinem scharfen Auge entgingen auch die Lücken und Mängel seines Faches nicht. Je mehr er forschte, desto mehr neue Aufgaben drängten sich ihm auf. Der „philosophische Naturforscher" suchte die Lücken aber keineswegs durch philosophische Gemeinplätze zu verdecken, sondern war darauf bedacht, sie nur auf dem Wege der Untersuchung auszufüllen. Schmerzlich war es für ihn aber oft, durch die Kargheit der Mittel und den Mangel an Apparaten und Instrumenten gezwungen zu sein, diese und jene Arbeit, welche sein ganzes Interesse in Anspruch nahm, von der er mit Bestimmtheit eine wesentliche Förderung der Wissenschaft voraus erkannte, zurückstellen zu müssen, bis etwa ein wohlhabender Schüler kommen möchte, welcher die Kosten

der Untersuchung, Veröffentlichung u. s. w. zu tragen im Stande und gesonnen wäre. So ging es gerade mit der glänzendsten Leistung seiner physiologischen Schule, mit der Untersuchung über die Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Ei. Das Problem hatte ihn längst beschäftigt; er hatte auch schon eine Brütmaschine konstruiert und Untersuchungen darüber angestellt, sie aber teils wegen der Kosten, teils wegen der anhaltenden Aufsicht, welche die Brütmaschine erforderte, wieder aufgegeben. Erst später, mit Hilfe eines wohlhabenden Schülers, konnte die Untersuchung wieder aufgenommen und zu Ende geführt werden. Doch auf diese reizende Episode eines Forscherlebens wird die Erzählung zurückkommen.

Mit Döllinger war auch Schelling nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten an die Universität Würzburg berufen worden und hatte von der bayerischen Regierung ausdrücklich auch die Vertretung der Naturphilosophie übertragen erhalten. Der Philosoph hatte damals den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht. In seinen und den Augen vieler galt er als der wissenschaftliche Heros, welcher die Geheimnisse des Himmels und der Erde enthüllt habe; wer ihm nicht huldigte, seine Philosophie als die Wissenschaft κατ᾽ ἐξοχήν nicht seiner Spezialwissenschaft zu Grunde legte, wurde von ihnen als ein Finsterling behandelt. In der Wissenschaft herrschten nur falsche Systeme, in der Kunst Entartung, in der Religion Verirrung. Eine Wiedergeburt aller Wissenschaft und aller Teile der Bildung schien durchaus notwendig zu sein: sie konnte und sollte aber nur vom Schellingschen Standpunkt, „nur von der Wiedererkennuug des All und seiner ewigen Einheit beginnen.“[14]) Nach Marcus glaubte daher Graf Thürheim gerade durch die Berufung Schellings die Universität besonders zu heben, da nach seiner Überzeugung „bis dahin Philosophie in Würzburg noch nicht gelehrt worden, und niemand da war, der ein Lehramt in diesem Fache übernehmen konnte“. Man sah darum

mit großer Erwartung dem Auftreten Schellings entgegen. Professoren, darunter auch Döllinger, und Studierende aller Fakultäten lauschten seinen Worten, so daß der Philosoph, welcher der Regierung nur Zurückhaltung in der Polemik hatte versprechen müssen, anfangs selbst glaubte, er habe einen Wirkungskreis erhalten, von dem aus seine Philosophie den Siegeslauf durch Deutschland machen würde. Die Illusion war von kurzer Dauer. Schelling rechnete hiebei nicht mit den realen Verhältnissen in Würzburg und in Bayern überhaupt und sah sich daher nur zu bald in seinen Hoffnungen enttäuscht. Nicht bloß das kirchliche Regiment in Würzburg, auch die bisher das Feld in Würzburg und Altbayern behauptende Aufklärungspartei trat ihm alsbald entgegen, und der Rückschlag blieb nicht aus. Schon im Jahre 1804 konnte Windischmann in Aschaffenburg melden, daß Graf Thürheim einen weiteren Philosophen an die Seite Schellings zu berufen suche, da „man, wie er sich äußere, eines praktischen Mannes bedürfe, der dem excentrischen Wesen der Philosophie das Gegengewicht hielte, und die unfruchtbare Spekulation bei den jungen Leuten, die nur allzusehr itzt in Würzburg genährt würde, mit der praktischen Tendenz vertauschte“. Schelling selbst glaubte, daß man von oben her gegen ihn Partei nehme, und daß die Ankunft Thürheims in Würzburg die gegnerische Partei zum Angriffe gegen ihn ermutigt, dieser also selbst sich ihr angeschlossen habe. Als nun gar in der 1804 erschienenen Studienordnung für die Mittelschulen Bayerns die Äußerung Thürheims über die Philosophie weitläufig erörtert war, sah sich Schelling so sehr bedroht, daß er sich in einer heftigen Beschwerdeschrift an den Generallandeskommissär wandte und darin seinen Entschluß kund that, nicht länger über seine Gegner schweigen zu wollen. Zugleich trug er sich mit dem Plan einer Schrift: „Darstellung der Sekte, welche in Bayern der Philosophie entgegenarbeitet.“ Allein Thürheim fertigte

ihm am 7. November ein kurfürstliches Reskript zu, worin ihm die Lage in Bayern in unverblümtester Weise deutlich gemacht war: „Daß dem Briefsteller Höchstdero gerechtes Mißfallen über die von ihm bewiesene Arroganz, welche einen überzeugenden Beweis liefere, wie wenig die spekulative Philosophie die Menschen vernünftiger und sittlicher mache, zu erkennen gegeben, und derselbe auf das landesfürstliche Edikt über die Preßfreiheit, wo eine bescheidene Freimütigkeit, Erforschung nützlicher Wahrheit geschätzt, sowie Inurbanität und Zügellosigkeit leidenschaftlicher Schriftsteller in die Schranken gesetzlicher Ordnung zurückgewiesen würden, aufmerksam gemacht werden solle". Schelling wurde immer verstimmter. Die Schrift gegen die Sekte in Bayern erschien zwar nicht; aber um so mehr mußten sogar seine treuesten Anhänger seinen Mißmut fühlen. Auch sie wollten „nicht zur Sache gelangen", so daß Windischmann ihm bitter schrieb: er wolle sich nicht zu einer Schule verstehen, „von welcher alle übrigen als Halbheiten oder als Nullen angesehen sind, und die um das Leben sich nicht kümmert". „Wahrlich! wenn Sie den Philosophen so sehr vergessen können, so ist es kein Wunder, wenn das Volk Sie nicht achtet."

Einer der treuesten Anhänger Schellings und sein Hausfreund[15]) war damals auch Döllinger. Nach Marcus hätte er es sich sogar zugetraut, noch vor der endgültigen Berufung Schellings in Würzburg die Naturphilosophie zu lesen. Dennoch war Döllinger zu selbständig geartet, als daß er ganz in „der Sache" hätte aufgehen können. Zwar scheint er in der Abhandlung „Über den jetzigen Zustand der Physiologie", worin er allenthalben in der Schellingschen Terminologie sich bewegt, und die in dem ersten Heft der „Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft" (herausgegeben von Schelling, 1805) erschien, dem Philosophen genügt zu haben; aber nur zu bald erfuhr auch er seine Mißbilligung. Döllinger veröffentlichte im gleichen

Jahre zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen einen „Grundriß der Naturlehre des menschlichen Organismus“, nach Walther ein für die damalige Zeit keineswegs wertloses Buch. Den Plan, wonach er das Ganze ordnete, die allgemeinen Gesetze des Lebens, worauf er die einzelnen zurückführte, die höheren Ansichten, denen er die niederen unterordnete, hatte er aus der Naturphilosophie genommen. Da er aber in der Durchführung der gewählten allgemeinen Ansichten durchs Besondere sehr vieles behauptete, was bisher selbst in der Naturphilosophie ganz anders ausgesprochen wurde, und da man nach seiner Meinung daraus einen Einwurf gegen die Naturphilosophie ableiten konnte, schloß er daran auch noch eine Verteidigung derselben, die darin gipfelte, daß „es nach seiner Einsicht gerade zum Eigentümlichen der Naturphilosophie gehöre, die Anwendung ihrer Fundamentalsätze dem Scharfsinn und dem Untersuchungsgeiste frei zu geben. Denn da die rein philosophische Erkenntnis unmittelbar die des Absoluten sei, so könne sie über die endlichen Dinge gar nichts anderes bestimmen, als daß sie dieses Absolute nicht seien, sie könne also auch nur angeben, worin diese Dinge vom Absoluten verschieden seien, aber ja nicht, wie ein endliches vom andern verschieden sei, denn außerdem müßte sie die endlichen Dinge erkennen wollen, was ihrem Standpunkte zuwider sei. Nun geben die Art und Weise, wie die endlichen Dinge vom Absoluten verschieden sind, die Kategorien, unter welchen sie als endliche subsumiert werden müssen, aber unter welche Kategorie dieses oder jenes gehöre, das mittle die Erfahrung aus, wenn sie die Erscheinungen eines Dinges mit dem Charakter einer der gegebenen Kategorien vergleiche“. Schelling war trotzdem unzufrieden. „Der Verfasser, schrieb er an Windischmann, der eine Recension des Buchs für die ‚Jahrbücher‘ abfassen sollte, der Verfasser hat sich in seine Abstraktion, wonach er den Organismus als rein thätig annimmt, so verfangen, daß darüber in seinem Werk

die Frucht der Naturphilosophie und der vielen Kenntnisse des Verfassers fast ganz zu Grunde gegangen ist. Ohne zu großen Aufwand von Zeit kann durch Darlegung des Irrigen in den Grundsätzen und des Eigentümlich-guten, das er z. B. im Empirischen der Assimilation, Secretion u. s. w. geleistet zu haben scheint, eine bei aller Kürze doch interessante Beurteilung davon gemacht werden". Er „wünsche ihn mit Strenge behandelt im allgemeinen und mit Liebe und Anerkennung im besonderen, wo er Reichtum verrät und gute Einsicht". Windischmann, jetzt mit Schelling wieder ausgesöhnt, trifft diesmal die „Sache" wirklich so gut, daß dieser selbst seine Recension vortrefflich nennt. Aber worin bestand das Gebrechen des Döllingerschen Buchs? Darin, daß die Begriffe des Verfassers „mehr vom bloßen Verstande an sich haben, als von der Vernunft, und daß die Einbildungskraft sie nicht so wie sie sind zu gestalten vermöge in ein wirkliches Leben." Der Begriff des Lebens als des wahren und wesentlichen Seins im All des Organismus sei überhaupt zu schwach angedeutet, wozu die abstrahierende und komponierende Methode die Dinge zu betrachten verleite. Darum können aber auch die Gesetze des Lebens nicht in der Gegenwart des Ungeteilten und Einen betrachtet und ausgedrückt werden.

Döllinger, der schon vorher Schellings Urteil über sein Buch kannte und selbst eine eindringende Recension desselben in den „Jahrbüchern" wünschte, scheint diese jetzt doch gar zu „streng" befunden zu haben. Er vollendete nicht einmal mehr seine in den „Jahrbüchern" begonnene Abhandlung, welche gerade da abbricht, wo „der Einfluß, den die Naturphilosophie auf die Physiologie gewonnen hat", ausführlicher behandelt werden sollte, sprach überhaupt nicht mehr öffentlich von der Naturphilosophie und zog sich ganz auf seine wissenschaftlichen Disziplinen zurück, welche nicht durch naturphilosophische Konstruktionen, sondern nur durch exakte Forschungen

gefördert werden können — ein Standpunkt, von dem ihn auch die Werke J. J. Wagners, bei dem er sogar noch Mathematik, d. h. „die einzige allgemeine Wissenschaft oder Philosophie", hörte, nicht abbrachten. Ja, er gestattete der Naturphilosophie so wenig Einfluß auf sein eigentliches Forschungsgebiet, daß noch 1870 Kölliker von seiner Definition „der ersten und vornehmsten Aufgabe der Physiologie, die Bildungsgesetze der organischen Körper zu bestimmen" (1814), sagte: das sei „eine Definition, die wir auch jetzt nicht besser geben könnten und der man wohl ansieht, daß ihr Urheber, der in Würzburg eine Zeit lang Schelling zum Kollegen gehabt hatte, von den extremen Ansichten der Naturphilosophie sich frei zu erhalten wußte, wie denn überhaupt Döllinger niemals die Basis des Thatsächlichen aprioristischen Konstructionen opferte." Und auch Kupffer gesteht ihm 1897 zu, daß er in der Einleitung seines Kollegienheftes „klar und maßvoll eine Theorie entwickelt, die als Protoplasmatheorie im heutigen Sinne bezeichnet werden könnte, . . . es sind Ideen, die sich mit unseren heutigen Vorstellungen in überraschender Weise decken". . . . Im Jahre 1815 endlich hatte sich bei ihm der Prozeß der Befreiung vollzogen. Wenigstens berichtet Bär, der gerade in diesem Jahr bei Döllinger zu arbeiten begann: „er sprach später nicht gern von dieser Zeit und erwartete den Aufbau der Physiologie von speziellen Beobachtungen, die dann mit philosophischem Geist zu erfassen wären", während „Schelling die schwierigsten Aufgaben der Philosophie zum Ausgangspunkte, gleichsam zum Piedestal seines Lehrgebäudes der Naturphilosophie gemacht hatte", was Döllinger „bei seinem kritischen Verstande und seiner geregelten Phantasie bald erkannt haben mochte". „Er suchte darum nie die Lücken seiner Wissenschaft durch philosophische Deduktionen zu überbrücken", „oder allgemeine philosophische Spekulationen einzumischen, die er durchgemacht, aber hinter sich gelassen hatte". Als daher Bär bei

J. J. Wagner Philosophie hören wollte, um doch auch in die Naturphilosophie, von welcher man überall sprechen hörte und in sehr vielen Büchern las, einen Einblick zu erhalten, sagte ihm Döllinger, „er würde nicht viel finden“. Und im Jahr 1821 faßte Max von Gruber, ein Freund seines Sohnes, nachdem er „mehrmals lange Abende mit Döllinger über Schelling und Wagner gesprochen“, dessen Urteil über beide dahin zusammen: „Er glaubt bei Schelling mehr Scharfsinn, bei Wagner mehr Witz; dabei gesteht er Wagnern eine seltene Herrschaft über die Sprache zu und die Gabe, ungemein anzuziehen und hinzureißen; in Schellings Ansichten glaubt er mehr Kern und Tiefe.“ Das ist nicht mehr die Sprache eines Schülers, der auf die Worte seines Meisters schwört; doch auch keine volle Absage an die Philosophie, dies um so weniger, als er noch 1819 von einem Universitätslehrer in seinen „Betrachtungen“ fordert, daß er „zuerst den Standpunkt seiner vorzutragenden Doktrin und ihr natürliches Verhältnis zu der Einen Urwissenschaft, der Philosophie, klar darlegen müsse“. Es konnte auch nicht anders sein, denn Döllinger war einmal ein „philosophischer Geist“, wie Schelling, „ein philosophischer Naturforscher“, wie Walther von ihm bezeugt. Er hätte sein eigenes Wesen verleugnen müssen, würde er der Philosophie vollständig entsagt haben. Und so, wie damals die Dinge lagen, war in der That der Standpunkt eines philosophischen Naturforschers der höhere, der wissenschaftlichere. Walther, der selbst neben Döllinger den gleichen Entwicklungsgang durchmachte, und die wissenschaftlichen Gegensätze jener Zeit kannte, läßt darüber keinen Zweifel bestehen. Nur würde man die Sache heute anders ausdrücken, würde man vielleicht sagen, es handelte sich um den geistvollen oder geistlosen Betrieb der Naturwissenschaft, wenn Walther diese Eigentümlichkeit Döllingers so schildert: „Er war ein philosophischer Naturforscher, welchem eine gedankenlose Empirie, und die müßige

Zusammenschleppung von halbzuverlässig beobachteten Thatsachen nicht genügen konnte. Nur durch jene philosophische Kraft und Gediegenheit war es ihm möglich, in der Naturwissenschaft dasjenige zu leisten, was er wirklich geleistet. Auch fand diese seine Richtung selbst bei jenen Genossen, welche die Gedankenlosigkeit beinahe zum Prinzip der Naturforschung gemacht zu haben scheinen, eine Art von negativer Anerkennung, indem sie ihm dieselbe wegen sonstiger unbestreitbarer Tüchtigkeit wenigstens verziehen und nicht mit ihm darüber zu rechten wagten. . . . Die philosophische Richtung eines Naturforschers offenbart sich nicht durch dürre unfruchtbare Spekulation, auch nicht durch unklares, träumerisches Hinbrüten über einzelne von Außen aufgenommene Gedanken und einige durch fromme Naturbetrachtung aufgeregte Gefühle, am wenigsten durch die Verwebung philosophischer Lehrsätze in die Masse der fremden oder eigenen Betrachtungen, worin sie sich ausnehmen, um mit Horaz zu sprechen, wie Purpurlappen einem überall durchlöcherten Bettlerrock eingeflickt; — sondern durch die Erhabenheit und innere Kraft der Gedanken, durch den tieferen Zusammenhang derselben, durch die von Innen kommende Erleuchtung, gemäß welcher der forschende Geist sich in der Natur heimisch und wie eingebürgert findet, und in der Masse der Thatsachen keine zerstreuten und regellos untereinander gewirrten Objekte, sondern sogleich jede an ihrem natürlichen Platze und mit allen übrigen in göttlicher Ordnung verbunden erkennt. Zu solcher Erkenntnis aber ist ein eigenes, nicht jedem verliehenes geistiges Organ erforderlich, — und sie ist nur einem philosophisch gebildeten Geiste möglich. Die Hervorbringungen philosophischer Naturforscher sind Werke des Geistes, nicht — wie jene der andern — Kärrnerarbeit bei dem Baue der Könige. Wer, mit richtigem Sinne begabt, unterscheidet nicht jene von diesen sogleich bei dem ersten Anblick?“ Es trifft darum auch nicht das Urteil Justus Liebigs über Schel=

ling den Forscher Döllinger: „Man hatte das Ziel der Wissenschaft und daß sie nur Wert habe, wenn sie dem Leben nütze, beinahe aus den Augen verloren und man gefiel sich in einer idealen Welt, die mit der wirklichen in keinem Zusammenhang mehr stand.“ Doch wie dem sein möge: nach Kupffer „trug seine Thätigkeit reiche Früchte, denn durch Döllingers Schule wurde der Alma Julia der Ehrenkranz zu teil, als Wiege einer Wissenschaft zu gelten, welche der Biologie im 19. Jahrhundert neue Bahnen wies, nämlich der Entwicklungsgeschichte der Tiere, welche im Verein mit der Paläontologie die Grundpfeiler der Entwicklungslehre unserer Tage darstellt.“

Das Kennen eines Mannes als Gelehrten und Forschers ist noch kein Kennen seiner ganzen Persönlichkeit, insbesondere nicht jener Seiten seines Wesens, welche vielleicht auch die Eigenart seines Nachkommen bestimmten. Zum Glück haben seine Kollegen und Schüler Döllinger auch nach dieser Seite gezeichnet, und es ist kein Zweifel, der Sohn ist in vielem das Ebenbild des Vaters. Der starke und kräftige, durchaus gesunde Körper war nicht schön. „Sind aber auch an seiner Wiege die Grazien nicht gestanden, so haben doch die Musen ihm ihre Huldgaben nicht versagt, und vor anderen hat die strenge Minerva seiner Stirn ihr leuchtendes Siegel aufgedrückt. Seine Gestalt war achtunggebietend, seine Selbstdarstellung kräftig, bestimmt und ausdrucksvoll“, seine höheren Sinnesorgane trefflich entwickelt, verbunden mit einer sehr präzisen, scharfen und sinnigen Auffassungsgabe. „Bei einem umfangreichen und treuen, wenn auch nicht erstaunungswürdig großen, Gedächtnisse besaß er einen durchaus klaren Verstand, logisch geordnete feste Begriffe, ein sehr bestimmtes, scharf treffendes und richtiges Urteil, — einen nicht gemeinen, sondern tief eindringenden, oft bei gegebener Gelegenheit bewunderungswürdigen Scharfsinn. Sein hervorragendes Talent aber war das intuitive. Er zeichnete in wissenschaftlichen Dar-

stellungen scharf und in stets richtigen Umrissen, wenn ihm auch die Pracht der Farben versagt war;" überhaupt „war sein Stil und die ganze Richtung seines hervorbringenden Geistes mehr plastisch, — weniger malerisch", seine Phantasie „kalt und ohne Wärme."

Insbesondere hebt aber Walther noch die seltene Eigenschaft Döllingers hervor, daß ihm bei seinen Forschungen „die von der bildenden Natur selbst, ich möchte sagen, in seinen schaffenden Geist übergegangene, hervorbringende und architektonische Kraft zu statten kam, welche ihn alles organisch auffassen und genetisch darstellen ließ." Bloße Gelehrsamkeit und Stoffsammeln hatte daher für ihn keinen Sinn; diese müssen, wie er sich in seinen „Betrachtungen" ausdrückt, belebt und organisiert werden, um Wissenschaft zu werden. Die Wissenschaft selbst wird ihm auf diese Weise zu einem Organismus; denn „da alles Wissen ursprünglich nur Eines ist, nur Eine Wurzel, nur Einen Zweck hat, so muß auch jede Art desselben, um Realität und Bedeutung zu bekommen, in den Organismus des Ganzen eintreten; was nicht harmonisch einzugreifen vermag in dieses lebendige Ganze, ist ein toter Absatz, der früher oder später nach organischen Gesetzen wieder abgestoßen wird." Er konnte auch weder seine eigene noch die übrigen Wissenschaften anders sehen und behandeln als historisch, wie überhaupt ein stark ausgeprägter historischer Sinn seine geistige Auffassung bestimmte. „Gerade das dem Fortschreiten so nützliche Zurückkommen auf das Alte ist es ja, was eigentlich die Gelehrsamkeit, ohne welche keine Wissenschaft sein kann, ausmacht.... Nur in diesem steten Verschmelzen des Neuen mit dem Alten wird der Genius der Menschheit offenbar."[14])

Sein Temperament war das cholerische, fast ohne Beimischung der übrigen Temperamente, sowie dasselbe, setzt Walther bei, überhaupt das Temperament der in der Wissenschaft ausgezeichneten und der thatkräftigen Männer zu sein

pflegt. Namentlich aber war sein Witz und sein Sarkasmus, die er rücksichtslos walten ließ, gefürchtet. Schon van Hoven erzählt aus dem Jahre 1803 von ihm: „Seiner Vorzüge sich bewußt, schmeichelte er niemand, gegen jeden sprach er sich geradezu aus, wie er dachte, schonte keines Menschen Schwächen, tadelte alles, was er tadelnswert fand, bald ernst, bald spottend, und deshalb hatte auch sein Lob mehr Gewicht, als das Lob eines anderen.“ Und ebenso schildert ihn Bär nach seinen in den Jahren 1815 und 1816 gemachten Erfahrungen: „Er besaß viel natürlichen Witz. Man war daher sehr gespannt, wenn er öffentlich auftrat, weil er dann einige Sarkasmen zu sagen liebte, die sehr gefürchtet waren. Hatte er doch einmal öffentlich gesagt, die Geburtshilfe sei nur ein Zweig der Chirurgie, d. h. des medizinischen Handwerks, denn Hebel und Zangen seien nur künstliche Verlängerungen der Finger, — zum Schrecken derer, die von der Erhabenheit der Geburtshilfe und Chirurgie zu perorieren liebten.“ „Sein Vortrag der descriptiven Anatomie war unübertrefflich durch Präcision und Klarheit, immer das Wesentliche voranstellend und ohne ein überflüssiges Wort . . . Höchstens überhäufte er gangbare Ansichten, wenn sie ihm irrig oder defekt schienen, mit Sarkasmen und nahm dabei nicht selten einen trivialen Volkston an, um das Defekte recht anschaulich zu machen.“ So scheint er auch später geblieben zu sein, da Walther sagt: „Witzig war er besonders im polemischen Tadel bis zur sarkastischen Verspottung unbestimmter, hohler, gehaltloser, schwankender, halbwahrer und schlechtausgedrückter Meinungen, über welche er ein unerbittlich strenges Gericht zu halten pflegte.“

Diese Eigenschaft, verbunden mit „schroffer Außenseite“, welche im Alter noch zunahm, ließ ihn, wie man noch lange hören konnte, in den Ruf eines gemütlosen, sogar „groben“ Mannes geraten. Indessen „verbarg sich hinter dieser scheinbaren Härte bei ihm doch ein weiches, für sanfte Eindrücke

und Rührungen empfängliches Gemüt. Er liebte die Poesie und die bildende Kunst, sowohl die plastische als die malerische, und las gerne die Werke der Dichter, unter den deutschen besonders jene von Goethe und Tieck. Nach dem ersten wollte er, wie schon gesagt, seinen Stil und schriftlichen und mündlichen Vortrag gebildet haben, ihm die Klarheit und Kraft desselben, deren er sich bewußt war, verdanken, sowie er, einmal von Goethes Ideen über Morphologie angeregt, dieselben in ihrer tiefern Bedeutung auffaßte. „Tiecks Dichtungen aber versetzten ihn in eine angenehme Erregung seiner lebhaften aber kalten Phantasie; und er war im Besitz einer kleinen Sammlung von nicht wertlosen Gemälden, besonders von Genrebildern."

Gerade bei der Beurteilung der Gemütsseite eines Lehrers wird aber das Urteil seiner strebsamen und hoffnungsvollen Schüler, welche näher mit ihm verkehrten, von Gewicht sein. Ihnen erschien aber Döllinger in dem vorteilhaftesten Lichte. „Bei seinem einfachen, offenen und gemütlichen Wesen", erzählt Bär, „entwickelte sich gewöhnlich ein sehr herzliches Verhältnis zwischen ihm und seinen speciellen Schülern. Ich wüßte keinen von den letztern zu nennen, der ihm nicht von ganzer Seele ergeben gewesen wäre, und auch Döllinger gewann seine Schüler lieb, von denen er nichts erwartete, als daß sie ihm ihre Anhänglichkeit bewahren würden. Nie hörte ich bei einem jahrelangen Umgange den mindesten Tadel über einen derselben, oft aber, wenn er sie geistreich gefunden hatte, Anerkennung des Talentes und herzliche Zuneigung aussprechen." Und wie rührend ist Bärs Erzählung von dem Abschied Schönleins von seinem Lehrer! „Vor mir war der später als Kliniker so berühmte Schönlein sein specieller Schüler und Stuben-Präparant gewesen. Er erwartete mit Recht große Leistungen von ihm. Wenige Tage nachdem Schönleins Dissertation erschienen und verteidigt war, trat dieser, zum

Abgange gerüstet, mit seinem Reisegepäck auf dem Rücken, zu Döllinger in die Stube, wo ich gerade arbeitete, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Döllinger war sichtlich bewegt und forderte ihn auf, einen Augenblick zu warten, da er ihn zum Thore hinausbegleiten wolle. Bei dieser herzlichen Zuneigung erschienen Döllingern seine Schüler wie eine Bereicherung." Da er „bei den Schülern, die bei ihm arbeiteten, sein Wissen und Können nicht geltend machte, von ihnen für seine Anleitungen keine Art von Honorar nahm, mit ihnen vollkommen vertraulich umzugehen liebte, so konnte ihm auch die Zuneigung und Ergebenheit derselben nicht fehlen." Sie waren auch seine Begleiter auf seinen größeren und kleineren Spaziergängen, von denen Bär erzählt: „Döllinger liebte es, von Zeit zu Zeit ein geistige Anregung in heiterer und geistvoller Gesellschaft zu suchen. Er versäumte also nicht leicht Feiertage oder Ferien, ohne eine solche Anregung sich zu holen ... Wir waren gern die treuen Begleiter." Häufig ging es zu Nees von Esenbeck, der damals auf einem Gütchen bei Sickershausen hauste. „Man beschränkte sich aber nicht auf Sickershausen. Von dort ging es zuweilen nach dem Städtchen Mainbernheim oder nach Mergentheim, wo Familien von Döllingers oder Neesens Bekanntschaft wohnten. Kirchweihen und ähnliche Feste in den benachbarten Dörfern wurden zuweilen besucht. Auch wurden wohl gemeinschaftliche Ausflüge in das benachbarte Gebirge unternommen, wohin man von mehreren Seiten zusammenkam, um einen Tag vereint zu bleiben ... So gab es ein buntes Gemisch von Arbeit und fröhlicher Gesellschaft, denn gerade die Gespräche in den Zusammenkünften erregten wieder neue Aufgaben und gaben Anregungen zur Arbeit ... Uns jungen Leuten waren diese wiederholten Zusammenkünfte mit geistreichen Männern und Frauen sehr anregend. Auch solche Mediziner, welche sich nicht vorherrschend anatomisch-physiologischen Studien, sondern überhaupt der Medizin in

Würzburg widmeten, wie Dr. Siemers und drei Griechen, die daselbst studierten, und von denen besonders Vogorides mannigfache Bildung besaß, nahmen daran Teil, so wie einzelne Durchreisende, die sich nur kurze Zeit in Würzburg aufhielten. Auf einer solchen Wanderung wurde endlich auch in Sickershausen die Ausführung der epochemachenden Forschung über die Bebrütung des Hühnereies verabredet und beschlossen."

Indessen war Vater Döllinger in seinem Verkehre keineswegs so ausschließend, wie es nach Bär scheinen könnte. Der Dichter Platen bemerkt mehrmals in seinem Tagebuch, daß er abends bei ihm war, wenn sich z. B. der berühmte Taschenspieler Alexander vor ihm produzierte, oder Nees von Esenbeck bei ihm speiste, oder daß er mit ihm, mit dem Sohne Ignaz und einem Wiener Mineralienhändler nach Dürrbach einen Spaziergang machte. Auch Max von Gruber, ein Freund des jungen Döllinger und Platens, konnte sich mit Vater Döllinger mehrere Abende stundenlang über Schelling und J. J. Wagner unterhalten. Döllinger ging überhaupt nicht in der Medizin auf, „denn über die verschiedensten Dinge hatte er nachgedacht und ein eigenes Urteil sich gebildet. Selbst über Dinge und Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens liebte er es, sich auf eine Weise auszudrücken, welche das Ergebnis eines eigenen Gedankenganges war und zuweilen die Zuhörer wie ein Orakelspruch zur Deutung aufforderte."

So wurde Döllinger bei der Energie seines Charakters und ganzen Wesens, wie Walther von ihm rühmt, „eine durchaus kräftige, kompakte, in sich abgeschlossene Natur, ein Mann von eigenem Schrot und Korn, eine Individualität, welcher man, ohne ihren besseren Teil zu verderben und zu zerstören, nichts hinzufügen und nichts hinwegnehmen konnte. Er galt daher für unantastbar, und es herrschte eine Art von Pietät gegen ihn unter Schülern, Amtsgenossen und selbst Vorgesetzten."

Nur er selbst „war am wenigsten in eine von ihm einmal geäußerte Meinung fest gewurzelt und unbeweglich erstarrt, sondern immer bereit, sie wieder aufzugeben, wenn er zu besserer Einsicht gelangte.“

Doch allmählich traten auch andere Pflichten an ihn heran, forderte die sich mehrende Familie ihre Rechte.

Zweites Kapitel.

Jugend- und Universitätsjahre.

An Kindersegen gebrach es im Döllingerschen Vaterhause nicht. Noch in Bamberg wurden zwei weitere Söhne, Thomas (1801) und Friedrich (1802), geboren, denen in Würzburg ein vierter, Moriz (1805), und drei Töchter, Amalie (1806), Anna (1809) und Martha (1812), endlich ein fünfter Sohn, Ferdinand (1816), folgten. Zwei andere Knaben waren kurz nach ihrer Geburt (1807 und 1808) gestorben.

Die alte fränkische Kindererziehung, deren Grundlage Zucht und Ordnung, „Sittlichkeit und religiöser Sinn" waren, herrschte auch in dem Döllingerschen Vaterhause, und man hielt um so entschiedener auf sie als die erste Stufe der Erziehung und Bildung, weil auch der Vater weder eine gedeihliche wissenschaftliche Bildung noch später eine erfolgreiche, auf Erforschung der Wahrheit gerichtete wissenschaftliche Thätigkeit ohne diese Grundlage sich denken konnte. Strenge mußte daher der Grundzug dieser Erziehung sein; denn „der Knabe", meinte auch aus einem andern Grunde Vater Döllinger, „ist noch instinktartig der Natur hingegeben, kennt nicht das Bedürfnis der Vereinigung, fühlt nur seine Kraft, womit er sich der Wiege entwunden, und will sie genießen, diese Kraft, hinausstrebend ins weite Leben". Darum muß „der Knabe im väterlichen Hause im Zwang der Sitte leben". „Er fürchtet

sich zwar vor ihr, aber sie, deren Wert und Bedeutung seinem Gemüte noch fremd ist, muß ihm mit Not aufgedrungen werden, um so mehr, je kräftiger er ist."

Der Sohn schilderte daher mit treuem Gedächtnisse, wenn er als hoher Greis noch erzählte, daß „er sich vor der Strenge des Vaters fürchtete ... Die Eltern-Autorität und Strenge lagen noch in der Luft, als ich ein Kind war; das ‚Sie', das man gegen Vater und Mutter anwandte, türmte sich für die Kinder auf, statt des vertraulichen ‚Du' in unseren Tagen, der Gehorsam war eine Art Natur- und Gesetzgewalt. Kinder hatten zu gehorchen, Eltern zu befehlen; dagegen kam nur in Ausnahmsfällen eine Widersetzung oder eine Kritik auf." Er wird das aber kaum in ganz mißbilligendem Tone gesprochen haben, abgesehen davon, daß er, der keine Kinder zu erziehen hatte, hierin gerade nicht als Autorität anzusehen wäre. Aber ganz sicher war er auch mit der neuen Wendung der Kindererziehung in München nicht einverstanden, die er freilich auch nur zufällig beobachtete, von der er aber aufs höchste überrascht war, als er in seinen letzten Jahren, eines Sonntag-Mittags an einem Wirtshause vorbeigehend, ganze Familien mit ihren sämtlichen Kindern darin essen und trinken sah. „Das war", sagte er zu dem Verfasser, „früher nicht der Fall; da muß das häusliche Leben zu Grunde gehen." Und wenn er „seine Kindheit weder sonnig noch trübselig, weder reich noch arm an Freuden" bezeichnet hat, so war das eben das Ziel, welches damals die häusliche Erziehung anstrebte; es lag aber zugleich in dem Wesen Döllingers selbst, welches ihn auch an den Freuden der heutigen Jugend kein Gefallen hätte finden lassen.

Die Pflicht, die erste Erziehung des Kindes zu leiten, den Schritten desselben zu folgen, den religiösen Sinn in ihm zu wecken und zu pflegen, es zur Sittlichkeit anzuhalten, mußte bei der ausgedehnten und anstrengenden Thätigkeit des Vaters im Döllinger'schen Hause der Mutter noch mehr als sonst zu-

fallen. Sie konnte ihr auch ohne Besorgnis überlassen werden. Gebildet, gehörte sie doch nicht zu jenen Würzburger Professorenfrauen, welche, wie Caroline Böhmer (oder Schelling) u. a. nach außen glänzen und eine Rolle spielen wollten. Der Kreis ihrer Wirksamkeit war ihr Heim, wo sie einfach und bescheiden, aber immer rührig und thätig waltete; ihre Freude das Wohlergehen ihrer Familie. Die Kraft aber, der von Jahr zu Jahr steigenden Aufgabe zu genügen, fand sie in ihrem Gotte. Kirchlich fromm, war die Kirche für sie unentbehrlich. Stundenlang weilte sie oft in derselben, und der kleine Ignaz mußte sie dahin begleiten, der dann „betete und sich dem frommen und poesievollen Eindrucke überließ, den die katholische Kirche auf das Gemüt hervorzubringen vermag."[1]) Zu Hause, wenn die Aufgaben fertig waren, „mußte er ihr des öfteren, statt Käfern und Schmetterlingen nachjagen zu dürfen, aus einem Erbauungsbuche vorlesen, oder auch aus Zschokkes ‚Stunden der Andacht', die Mutter und Sohn sehr hübsch fanden." Aber auch der Vater, ohnehin unter dem kirchlich-religiösen Einflusse der Gattin stehend, hatte um so weniger gegen diese Art Erziehung durch die Mutter einzuwenden, als er nicht zu ahnen schien, daß sich auf diese Weise in dem Kleinen eine Neigung zum geistlichen Stande ausbildete, und weil er überhaupt der Überzeugung war, daß die Berufsentscheidung erst an der Universität stattfinde.

Als der Knabe geistig so weit entwickelt war, daß ein gesteigerter Unterricht mit ihm begonnen werden konnte, griff auch der Vater thätig in denselben ein, darin der ziemlich verbreiteten Sitte und dem Beispiele seines eigenen Vaters folgend. Er unterrichtete ihn selbst und war auch bestrebt, durch Gespräche sein Wissen zu fördern. „Mit fünf Jahren," erzählt man nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich, „sprach er die lateinische Sprache, mit sieben fing er die griechische zu lernen an."[2]) Die Angabe ist interessanter als wahr,

und Döllinger selbst setzte ihr entschiedenen Widerspruch entgegen. Er war kein Wunderkind und wollte auch, als die Welt ihn dafür ausgab, nicht als solches gelten. Dagegen ist es wahr, daß man den Kleinen durch ein Buch stundenlang auf denselben Platz bannen konnte, ohne sich weiter um ihn kümmern zu müssen. Daß trotzdem auch bei ihm manchmal Leichtfertigkeiten zu Tage traten, ist wie bei allen Kindern natürlich; aber der Vater wußte sie alsbald, mitunter in gar zu großer Strenge, zu vertreiben. Erzählt man doch noch jetzt in seinen Verwandtenkreisen, wie der Knabe, als der Vater ihm wegen einiger Fehler in einer Aufgabe drohte, er müsse ein Handwerk lernen, sich die ganze Nacht mit der Wahl des Handwerks quälte, bis er es endlich gefunden hatte — die Buchbinderei.

Auch in einem anderen Punkte, in der Frage der Überbürdung der Schulen, welche am Ende des Jahrhunderts ängstliche Eltern mehr aufregt, als die Frage, ob ihre Kinder etwas lernen, dachte man zu Anfang des Jahrhunderts anders. Der Vater Döllinger, obwohl Arzt, scheint sie wenigstens nicht gekannt zu haben. Denn was heute unerhört, verbrecherisch wäre, über das Schulpensum hinaus noch besondere Anforderungen zu stellen, das mutete er unbedenklich seinen Kindern zu. So heißt es in einer Aufzeichnung Döllingers: „Sehr früh lehrte mich mein Vater schon französisch. Zehn Jahre alt las ich bereits in Corneille und Molière, verschlang ich begierig alles Französische, dessen ich habhaft werden konnte.“ Zu gleicher Zeit begeisterte ihn Schiller, dessen Gedichte er bereits mit zehn Jahren auswendig wußte. Und er brachte das zuwege ohne Vernachlässigung der Schule, wie aus einem Zuge hervorgeht, welchen er Luise von Kobell erzählt hat: „Mein Klassenlehrer nahm die Gewohnheit an, mich zur Übung im Griechischen aufzurufen, so oft einer meiner Mitschüler bei den Übersetzungen nichts wußte. Ich übersetzte dann die be-

treffenden Stellen und lächelte wohl dabei. Denn wir Buben hatten bald los, daß der Lehrer mit dem Griechischen nicht auf dem vertrautesten Fuße stand, und mich aufrief, um seine Unkenntnis zu bemänteln. Eines Tages erhielt ich zu meiner Verwunderung von meinem Vater eine Ohrfeige, weil der Lehrer sich beklagt hatte, ich mache stets ein so eingebildetes Gesicht, wenn er uns im Griechischen unterrichte." Zum Französischen kam bald auch das Italienische, welches er am Gymnasium, wohl nicht ohne Beihilfe des Vaters, lernte, und das Englische, worin ihn ein Schottenmönch unterrichtete. Es geschah dies freilich auf Kosten der Bewegung und Erholung im Freien, so daß der Vater trotz aller Anerkennung der Fortschritte des Sohnes seinen Schülern gegenüber manchmal klagte, daß der Junge gar nicht aus der Stube zu bringen sei. Namentlich zog ihn aber in seinen Gymnasialjahren die französische Litteratur an, wovon er selbst sagt: „Mit sechszehn Jahren hatte ich weit mehr französische Bücher als deutsche gelesen." Da wird denn begreiflich, was L. von Kobell erzählt, daß er sich in einer „peinlichen Lage befand, als er maskiert auf einem Kinderballe vor ein kleines Mädchen geführt wurde, und mit demselben tanzen sollte. Er hatte es nie gelernt, konnte und wollte nicht tanzen, war müde und hatte Schlaf. Da riß seiner achtjährigen Tänzerin die Geduld, sie ließ ihn stehen und lachte ihn aus".

Dagegen gingen die großen Zeitereignisse, welche unter Kaiser Napoleons I. ruheloser Regierung sich drängten, nicht spurlos an dem jungen Gemüte vorüber; nur flammte es nicht in deutsch-patriotischer Entrüstung auf, sondern war voll Bewunderung für Napoleon, den er, als derselbe 1812 über Würzburg nach Rußland eilte, mit anderen „neugierigen Jungen auf Schritt und Tritt verfolgte, als er die äußeren Befestigungen besichtigte". Er prägte sich die äußere Erscheinung des Kaisers so tief ein, daß er noch im höchsten Greisenalter

„ihn in seinem grünen Rock, den dreieckigen Hut auf dem Kopf, sein scharf geschnittenes dunkelfarbiges Gesicht, wie einen Mann aus Bronze sah". Diese Begeisterung Döllingers für Napoleon erklärt sich aus der Kläglichkeit der deutschen Politik, welche den deutschen Nationalgeist ertötet hatte. Wie Goethe in seiner Kindheit preußisch oder, um richtig zu reden, fritzisch gesinnt war, so Döllinger napoleonisch. „Ich war aufgewachsen," schreibt er, „unter [stetem Regierungswechsel, und der Kurfürst von Baiern wie der Großherzog von Toscana, welche nach einander Würzburg besaßen, hatten es von Napoleon und standen auf dessen Seite];[3]) der Begriff Deutschland war mir, wie den meisten meiner Zeitgenossen, ein fremder, fast leerer; wir kannten nur Österreich, Preußen, Baiern u. s. w. Napoleon schien mir der größte Kriegsheld aller Zeiten; ich verglich ihn in meinen Gedanken mit Scipio, Hannibal, Cäsar; er überstrahlte sie alle; er war mein Held. Daß dieser Corse das stolzeste Volk der Welt (damals unterschied ich nicht Stolz und Eitelkeit)... [beherrschte, dessen Sprache und Literatur mich so außerordentlich anzogen, hob ihn noch mehr in meinen Augen].[4]) Napoleon hatte die katholische Religion in Frankreich aufgerichtet, hatte seine Kaiserwürde... [vom Papste empfangen]."[5]) Und diese Sympathie für Napoleon währte bei Döllinger ziemlich lang, bis in sein 16. oder 17. Jahr. Da sie aber auf lückenhafter Kenntnis der Zeitereignisse beruhte, endete sie auch mit der Ausfüllung dieser Lücke. Denn im Zusammenhang mit den eben angeführten Bemerkungen fährt er fort: „Sechzehn oder siebenzehn Jahre alt las ich eine Schrift über Pius VII., das Verfahren Napoleons gegen ihn, seine Gefangenschaft, seine endliche Befreiung und seine triumphierende Rückkehr nach Rom. Diese Schrift machte einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf mich. Ich habe sie nachher nie wieder zur Hand genommen. Aber heute noch, nach fast 57 Jahren, stehen ganze Stellen daraus fast wörtlich in meiner Erinnerung."

Indessen waren die Sympathien für Napoleon und der Mangel an nationaler Gesinnung in Deutschland sehr weit verbreitet. Döllinger selbst weist in seinen auto-biographischen Notizen auf Perthes Bemerkung hin, daß den Bayern das Gefühl für Gemeindeutsches, für den Zusammenhang unserer Nation ganz ferne liege,[4]) und in seiner Vorlesung über „Geschichte der letzten 100 Jahre“ (1872—73) sagte er zum Jahre 1809: „Wenn auch Österreich unterlag, so brach doch Aspern den Zauber der Unbesiegbarkeit. Dazu kam der heldenmütige Widerstand der Tyroler gegen Bayern. Inzwischen wuchs die Zahl der deutschen Literaten und Historiker, welche Napoleon als den von der Vorsehung gegebenen Restaurator priesen und eigene Systeme in diesem Sinne konstruierten. Voigtel in Halle, Aretin in Bayern, Benzel-Sternau leisteten diese Dienste. Widerstand sei Wahnsinn, Napoleons Herrschaft eine Wohlthat. Stein geiselte den Sklavensinn der Gelehrten. Im allgemeinen herrschte unter den Gebildeten tiefe Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Wohl. Jeder berechnete seinen Gewinn und Verlust. Immer mehr Lobredner traten auf. Was so furchtbar scheine, sei das beste Mittel zum immerwährenden Frieden. In Deutschland werde die starke Hand eines einzelnen, der absolut gebiete, verjüngend und belebend wirken. Um zu sehen wie? brauchte man nur nach Frankreich zu blicken. Bewunderer hatte Napoleon in Deutschland in Menge, und ich war in meiner Jugend von solchen umgeben. Sehr viele waren gutmütig genug, jeden Krieg als den letzten zu betrachten. Aufklärung und feine Lebensweise sollten sich verbreiten. So redeten jene Männer, die vorher für jede Phase der Revolution einen Grund gefunden.“

Döllinger hätte noch weiter gehen und auf die ganz besonderen Verhältnisse im Großherzogtum Würzburg hindeuten können, welche gerade in diesen Jahren dazu angethan waren, jede nationale Regung zu ersticken. Die Siege Na-

poleons über Preußen galten in den amtlichen Kreisen als himmlische Wohlthaten „wegen des dem unüberwindlichen Kaiser vom Himmel erteilten Waffensegens und des dadurch von unseren Gegenden entfernten Kriegsschauplatzes“. Dankfeste wurden dafür angeordnet, welche Würzburg mit „religiösem Anstand“ feierte; politische Gespräche an öffentlichen Orten waren verboten; Professoren und sämtliche Schriften standen unter einer neu angeordneten Censur, der es sogar unerträglich erschien, daß Professor Metz in seinem Leitfaden der Anthropologie es mit Kant als problematisch hingestellt hatte, ob das Genie oder nicht vielmehr der gute Kopf (Talent) für die Menschheit mehr Wert habe, — zu einer Zeit, wo ganz Frankreich dem „Genie“ Napoleons huldigte. Wenn aber eine solche Sklaverei den Erwachsenen die Zunge lähmte, sogar die wissenschaftliche Erörterung von Fragen, welche nur entfernt mit der französischen Eitelkeit in Berührung standen, hemmte, wie sollte da ein nationaler Zug in die Jugend kommen? Freilich darf man bei alledem nicht übersehen, was Vater Döllinger im Jahre 1818 öffentlich über die von ihm selbst von Anfang an durchlebte Zeit sagte: „Eine allgemeine Umänderung der Begriffe und Vorstellungsarten riß ein, das Alte wollte vergehen, die Völker wurden irre, die Throne wankten und in der Leitung der Reiche ergraute Staatsmänner verloren die Richtung.“ Doch gerade Vater Döllinger, ein „Gelehrter ganz im deutschen Sinn und auf deutsche Weise“, war auch in nationaler Hinsicht kerndeutsch, und der Sohn konnte an ihm die Dinge richtiger sehen lernen. Im Jahre 1814, als das Spiel Napoleons zu Ende ging, konnte der Vater es sich nicht versagen, in einem Programm „Über den Wert und die Bedeutung der vergleichenden Anatomie“ zu betonen: „Von jeher gab es hochgesinnnte Männer, welche mit reiner Liebe der Naturkunde pflegten und ohne Interesse auch in ihr den Wert der Wissenschaften zu schätzen wußten; und

nun vollends jetzt zur hoffnungsvollen Zeit der deutschen Wiedergeburt, wo Deutschlands mutige Scharen kräftig in die Weltbegebenheiten eingreifen, kann es sich auch nicht fehlen, daß die stilleren, zur ruhigen Anschauung geschaffenen Gemüter zu Hause mit erneuter Kraft an der Befestigung des geistigen Reiches der Wissenschaften arbeiten, um es dem Vaterlande nicht an innerem Gehalte und Gediegenheit fehlen zu lassen.“ Und wie trefflich sprach er 1818 über Nationalgeist und Nationallitteratur und über ihre Wichtigkeit!

Früh schon entwickelte sich in dem kleinen Ignaz eine große Wißbegierde, welcher der Vater gerne entgegenkam. „Nur auf alle Fragen, die er als Knabe an ihn in theologischer Beziehung gestellt, antwortete Vater Döllinger stets: ‚Das weiß ich nicht,‘ oder: ‚das weiß man nicht,‘ so daß er im Dunkeln blieb.“ Und der Kleine, der auf alles achtete, den der Vater selbst über alles nachzudenken gewöhnte, hatte gerade hier so viele Schmerzen und Fragen, von denen er eine sogar noch in seinen Aufzeichnungen erwähnt: „Als Knabe von zehn Jahren fiel mir ein Bild des h. Bernhard in die Hände mit dem Motto von ihm: utinam mihi liceret videre ecclesiam sicut in diebus antiquis (o daß es mir gestattet wäre, die Kirche zu sehen, wie sie in den alten Tagen war)! Ich war begierig, die alte Kirche kennen zu lernen; aber die Unzufriedenheit mit dem kirchlichen Zustand seiner Zeit gab mir viel zu denken.“ Die alte Kirche! Nach der Fügung seines Lebens sollte er sie noch kennen lernen, auch den Grund der Unzufriedenheit Bernhards mit dem kirchlichen Zustand seiner Zeit; aber es war sein Zerfall mit den Vertretern der Kirche seiner eigenen Zeit, welche nicht mehr die alte Kirche als das Ideal anerkennen und die Berufung auf sie als eine Anklage, eine Bekämpfung der gegenwärtigen betrachten.[5]) Das Verhalten des Vaters auf diesem Gebiete brachte indessen bei dem Jungen eine eigentümliche Wirkung hervor. Er schloß

nicht, was der Vater nicht wisse, könne man überhaupt nicht wissen, sondern meinte, dem Vater gehe ein Wissen ab, welches die Geistlichkeit besitze, und „dachte sich schon als Knabe, wenn du die Theologie erlernst, wirst du vieles begreifen und verstehen und der Mutter Auskunft geben können. Dieser Gedanke befestigte sich so in ihm, daß er bald nicht mehr anders wußte, als daß er Theologe werden sollte."

Nach der Überzeugung des Vaters „sind nicht die Universitätsjahre die gefährlichen im männlichen Leben, sondern drohen die größten Gefahren dem Übergange aus dem Knaben- in das Jünglingsalter vom 15. bis 17. Jahr, und ist, wenn ein 20jähriger Jüngling verdirbt, sicher der Grund dazu in seinem 15. Jahre oder noch früher gelegt." Es läßt sich darum denken, daß er seinen Sohn in diesen Jahren besonders im Auge behielt. Er betrachtete aber als Gegenmittel die Erziehung in Sittlichkeit, die Beseelung mit echt religiösem Geist und das klassische Studium; denn „aus der Erfahrung weiß man, und es liegt auch in der Natur der Sache, daß allein das Studium des klassischen Altertums dem jugendlichen Gemüte die höhere Weihe erteilt und es der Wissenschaftlichkeit würdig macht". Und die Sorgfalt der Eltern wurde nicht enttäuscht. Am Schluß des Studienjahres 1815 war der Sohn der Erste der I. rhetorischen Klasse, in welcher er Richarz, den späteren Bischof von Speier, dann Augsburg, als Klassenlehrer hatte, erwarb er in der Religion, im Lateinischen und deutschen Aufsatz die Note „Auszeichnung" und erhielt die ersten Preise in der „Ausarbeitung eines Gedichts im epischen Silbenmaaße" und aus der „Erklärung griechischer Klassiker". Ebenso errang er in der französischen und italienischen Sprache wie in der Mathematik das Prädikat „Auszeichnung". In der II. rhetorischen Klasse (1816), wieder unter Richarz, liefen ihm zwar zwei Mitschüler als Erste den Rang ab, nichtsdestoweniger wurde er mit Preisen über-

schüttet: mit dem ersten aus der lateinischen, dem zweiten aus der deutschen Rede und aus der metrischen Übung im Odenstil, wieder mit dem ersten aus der Erklärung griechischer Klassiker und endlich auch mit dem Preise aus dem Französischen; in der Mathematik, Geschichte und mathematischen Geographie wurde ihm „Auszeichnung" zugeteilt. Da es sich traf, daß die „durch widrige Zeitumstände lange unterbrochene Verleihung von Stipendien aus dem Fond des Freiherrlich von Aufseßischen Seminars (in Bamberg) und aus dem des adeligen Seminars" (in Würzburg) in diesem Jahre wieder aufgenommen werden konnte, so erhielt Döllinger aus ersterem überdies noch 100 fl. rh. zuerkannt.

Auf ein empfängliches jugendliches Gemüt wirkt nichts vorteilhafter, als das Beispiel einer von Erfolg gekrönten Wirksamkeit. Das hatte der junge Döllinger in seiner unmittelbaren Nähe, an seinem Vater selbst. Dessen Ruf war durch die, allerdings zumeist in Zeitschriften und gelegentlichen Programmen erschienenen Arbeiten, noch mehr durch die Leistungen seiner physiologisch-anatomischen Schule in der wissenschaftlichen Welt ein festbegründeter. Am 3. Mai 1816 wurde er unter dem Namen „Eustachius" in die Kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher als Mitglied aufgenommen und schon am 21. Mai 1816 zum Adjunkten des Präsidenten derselben gewählt, ein neuer Sporn zur Thätigkeit. In Würzburg selbst gehörte er zu den ersten Zierden der Universität, dessen glänzender Ruf als Lehrer immer mehr Studierende aus weitester Ferne dahin zog. Und da der Vater sein Laboratorium in der Familienwohnung aufgeschlagen hatte und hier unter seiner Leitung auch seine fortgeschrittenen Schüler arbeiteten, konnten dem Sohne auch die Anforderungen an ein gedeihliches wissenschaftliches Forschen längst nicht mehr verborgen sein. Gerade aber in den Monaten, in welchen er im Begriff stand, vom Gymnasium an die Universität überzutreten, sollte ihm das,

zugleich aber auch, was es heiße, eine epochemachende Leistung vollbracht zu haben, in der nachdrücklichsten Weise vor Augen treten.

Wie oben angedeutet wurde, hätte Vater Döllinger längst gerne das Geheimnis der Entwicklung des Embryo an der Bebrütung des Hühnereies beobachtet. Er hatte über eine zweckmäßige Brutmaschine und die Behandlung des Eies nachgedacht, auch bereits Versuche angestellt. Doch das Aufgebot an Zeit zur regelmäßigen und unausgesetzten Beobachtung und die Kostspieligkeit der Untersuchung ließen ihn, wenn auch ungern, wieder davon abstehen. Denn Dotationen der Fakultäten und vom Staate besoldete Assistenten, wie am Ende des Jahrhunderts, gab es am Anfang desselben nicht. Er verlor indessen die Sache nicht aus den Augen. Immer kam er wieder auf sie zurück, hob er die wissenschaftlichen Erfolge hervor, welche die Untersuchung haben müßte. Aber es gab unter den unabänderlichen Verhältnissen nur Eine Hoffnung auf die Ausführung, daß sich endlich, wie er Bär anvertraute, ein befähigter, arbeitsfreudiger Studierender finden möchte, welcher zugleich die Kosten der Untersuchung und der Veröffentlichung der Ergebnisse zu tragen in der Lage und gewillt wäre. Bär selbst konnte das nicht leisten, aber durch seine Vermittlung fand sich ein anderer. „Mit seinem überströmenden Lobe von seinem Döllinger“ bei einer von ihm veranlaßten Zusammenkunft der in Deutschland studierenden Angehörigen der Ostseeprovinzen an Ostern 1816 in Jena bestimmte er seinen früheren Studiengenossen Christian Pander, nach Würzburg überzusiedeln und Döllingers Schüler zu werden. Rasch fand dieser Gefallen an dem jungen Manne, konnte sich aber, obwohl Bär ihm denselben als den lang ersehnten Schüler angekündigt hatte, nicht entschließen, ihm seinen Wunsch auszusprechen. Er wurde nur mitteilsamer über die ihm vorschwebende Untersuchung, bis endlich auf einer gemein-

samen Wanderung nach Sickershausen Bär, nachdem Döllinger neuerdings mit ihm über das Projekt gesprochen, dem Studienfreunde den Wunsch des Lehrers mitteilte. Pander entschloß sich sofort zur Erfüllung desselben. In Sickershausen noch wurde der Plan der Untersuchung verabredet, verstand sich Pander auch zur Honorierung des von Weimar nach Würzburg zu ziehenden, mit Döllinger befreundeten ausgezeichneten Zeichners d'Alton, welcher die beobachteten einzelnen Zustände sogleich genau und künstlerisch für den später herzustellenden Kupferstich zeichnen sollte.

Das regste wissenschaftliche Leben entfaltete sich von jetzt an in Döllingers Hause; Pander selbst wurde zur besseren und ununterbrochenen Beobachtung der Vorgänge des Prozesses in dasselbe aufgenommen. Nichts durfte als entschiedene und sichergestellte Thatsache anerkannt werden, was nicht alle vereint und jeder einzeln für sich oft beobachtet und immer auf gleiche und unveränderliche Weise erfahren hatte. Täglich traten sie zusammen, um einander ihre Beobachtungen, Ansichten, Entdeckungen, sowie Vorschläge zu neuen und vollkommeneren Arten der Forschung und Untersuchung mitzuteilen, Zweifel, Irrtümer und falsche Auffassungen gegenseitig zu berichtigen. Mehr als 2000 Eier wurden auf diese Weise in der Brutmaschine beobachtet, damals für Würzburg eine solche Menge, daß wegen der außergewöhnlichen Nachfrage sogar die Eier auf dem Markte im Preise stiegen. Ärzte und Nichtärzte wandten daher ihre Aufmerksamkeit dem Döllingerschen Hause zu. Endlich am Schlusse des Sommersemesters, im September 1816, zog das Triumvirat mit allen Apparaten noch auf den Schwabenberg, um in der freien Natur die begonnene Arbeit fortzusetzen. Im Jahre 1817 waren die Untersuchungen abgeschlossen, und veröffentlichte Pander unter seinem Namen ihre Ergebnisse in einer Inauguraldissertation: „Historia metamorphoseos, quam ovum incubatum prioribus

5 diebus subit", und in seinen „Beyträgen zur Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Ei". Döllinger hatte sich in der Wichtigkeit derselben nicht getäuscht: die Entwicklung der Menschen- und Säugetiere-Embryonen hat in der Hauptsache und im wesentlichen jene erste ihr gegebene Grundlage beibehalten; Lehrer und Schüler aber „haben sich durch ihre embryologischen Untersuchungen einen unvergänglichen Ruhm erworben"[6]) — doch nicht sogleich, denn „zunächst blieben diese grundlegenden Döllinger-Pander'schen Arbeiten fast unbeachtet, jedenfalls wurden sie nicht entfernt ihrem Werte nach geschätzt. Nur der Eine, Bär, nahm sie zum Ausgangspunkt seiner epochemachenden Entwicklungsgeschichte der Tiere, deren erster Band 11 Jahre später, 1828, erschien."[7])

Der junge Döllinger hatte an diesen Arbeiten zwar keinen Anteil; aber eine Forschung, die ganz Würzburg in Spannung hielt, konnte an dem Sohne des Hauses, in dem dieselbe durchgeführt wurde, nicht spurlos vorübergehen. Sie mußte auf ihn notwendig erziehend wirken, indem er die Entsagung und Opfer erkannte, welche dem Forscher auferlegt werden, die Enttäuschungen, welchen er nicht entgehen kann, aber auch die alles das aufwiegende und dafür reich lohnende Freude, welche Fortschritt und Erfolg mit sich bringen. Ihm brauchte es der Vater nicht erst zu sagen: „Wenn sich der werdende Mann entschließt, sein Leben der Wissenschaft zu widmen, so bringt er dem Lebensgenusse kein geringes Opfer: bekümmert, nur sich und seinen Geist möglichst auszubilden, ist er gezwungen, seine Gedanken von dem Äußeren abzuziehen, um mit gesammelter Kraft an die Erforschung der Wahrheit zu gehen." Er hatte es selbst an Bär, Pander u. a. gesehen, aber auch an seinem Vater erfahren, welche Forderungen die Forschung auch später an den Forscher stellt. Doch nach einer anderen Seite noch wirkte dieses Beispiel außerordentlich segenbringend. Niemand konnte damals ahnen, daß der junge Zeuge dieser

Vorgänge im Vaterhause einst berufen sein würde, als Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften zugleich Generalkonservator der staatlichen, zumeist naturwissenschaftlichen Sammlungen zu werden. Wenn ihm, dem Theologen, nach seinem Tode der Physiolog Voit als stellvertretender Präsident der Akademie gleichwohl das Zeugnis ausstellte, daß er namentlich auch über die Aufgaben der Naturwissenschaften so scharfsinnig und richtig zu urteilen vermochte, so kann uns das nicht mehr überraschen. Das Vaterhaus hatte ihm die Augen dafür geöffnet, und wenn er sich der Hemmungen seines Vaters durch den Mangel an ausreichender Dotation seines Instituts und an jungen Arbeitskräften erinnerte, so mußte ihn dies nur um so mehr bewegen, alles aufzubieten, daß die unter seiner Oberleitung stehenden Institute so reichlich als möglich ausgestattet und für die Forscher alle Hemmnisse aus dem Wege geräumt würden.

Mit großen Hoffnungen konnten Vater und Mutter ihren Ältesten an die Universität, an der er sich am 2. November 1816 immatrikulieren ließ, übertreten sehen. Was der Vater in seinen im Jahre 1819 erschienenen „Betrachtungen“ über die Universitäten als die Vorbedingungen eines gedeihlichen Universitätsstudiums und eines hoffnungsreichen Forscherlebens bezeichnete, das war in dem Sohne grundgelegt, und verderben ohne große Gewalt, davon war wenigstens der Vater überzeugt, konnte er nicht mehr. Nicht als ob der Vater jede Leitung der Universitätsjugend für überflüssig gehalten hätte; sie sollte nur nicht in unrichtig gewählten Mitteln bestehen, sondern der bereits erreichten Reife und den Bedürfnissen des werdenden Mannes so angepaßt sein, daß seine Individualität darüber nicht zu Grunde gehe.

Vor allem galt es aber nach ihm, die Sittlichkeit des jungen Studierenden zu bewahren, da „die größte Schuld, mit welcher beladen kein Sterblicher es wagen dürfe, den

Schleier der Isis zu heben, die Rohheit des Gemütes sei", während „nur allein Moralität, echte Religiosität, gebildeter sanfter Sinn den Weg zur Wahrheit bahnen", deren Erforschung die Aufgabe der studierenden Jugend, wie des gereiften Forschers sei. Und als das sicherste und passendste Mittel zur Bewachung der Sittlichkeit bezeichnete er den gesellschaftlichen Umgang der Studierenden mit ihren Lehrern, die jedoch den Studenten nicht immer auf den Nacken sitzen dürfen, sie vielmehr als Jünglinge mit Jünglingen auch der Jugend natürliches Feuer vertoben lassen müssen. Der Student solle ja nicht Pedant werden, nicht einem Perückenstocke ähnlich sein. Doch noch höher stellte er die Erweckung echten Forschergeistes, des Edelsten, was der Mensch habe, des Triebes nach Wahrheit, um den jugendlichen Leichtsinn zu zähmen, den jungen Mann vor Lastern zu schützen — eine Aufgabe, zu der, nach seiner hohen Meinung von ihnen, die Universitäten ohnehin berufen seien.

Ganz besonders wichtig für den jungen Döllinger war aber die Anschauung des Vaters, daß bei der Wahl des Lehrers oder des Berufes kein Zwang auf den jungen Mann ausgeübt werden dürfe. „Der Jüngling, dessen Seele dem Guten aufgeschlossen sei, werde leicht den rechten Mann finden, an den er sich anschließen könne; natürliche Neigung werde ihn zu jenen Fächern ziehen, die seinen Talenten am meisten zusagen, löblicher Eifer ihn weiter fördern, und was hie und da noch fehle, guter Rat ergänzen." Er betrachtete darum nichts für verderblicher, als die Zwangskollegien, indem ihm „die durch Statuten zu einer Vorlesung gezwungenen Studenten vorkamen, wie die Juden in Rom, welche des Sonntags in die christliche Predigt getrieben werden." Der Schüler müsse als freier Mensch dem Lehrer gegenüberstehen und nur durch Liebe zur Wissenschaft an ihn gebunden sein, wobei es sich freilich ereignen könne, daß der Jüngling in einer

Vorlesung das nicht finde, was er suche; aber „es mache auch nichts aus, daß er eine Vorlesung besuche; er könne die Sache wissen, ohne gerade die Vorlesung besucht zu haben, wo sie abgehandelt werde, und er könne nichts wissen, und gleichwohl keine Stunde versäumt haben." Insbesondere warnte er aber vor Heucheln und Schmeicheln, vor niedrigen Kunststücken, die Gunst des Lehrers zu erwerben. Studierende dieser Art würden keine Männer, „der Staat bedürfe aber Männer, nicht Sklaven", — eine Ansicht, welche die hohe ideale Auffassung Döllingers vom Staate bekundet und angesichts der eben verliehenen bayerischen Verfassung, welche den Bureaukratismus zu brechen schien und das Volk zur Teilnahme an der Leitung seiner Geschicke berief, berechtigt war.

Unter so günstigen Verhältnissen trat selten ein Jüngling an die Universität über, wie der junge Döllinger. Seiner Neigung war bei der Wahl der Fächer und des Berufes keine Schranke gesetzt; im Vaterhause selbst stand er mitten im Verkehre mit Gelehrten, deren höchstes Streben die Erforschung der Wahrheit war; der Anschluß an seine Lehrer war ihm wie kaum einem anderen geebnet, und der weise Rat seines Vaters begleitete seine Schritte. Am wichtigsten wurde aber für die eigenartige Entwicklung des Sohnes, daß der Vater selbst kein besonderes Gewicht darauf legte, wie, ob in oder außer den Vorlesungen, das Wissen erlangt werde. Denn gerade das entsprach der Individualität des jungen Mannes, wie er es als Greis noch in einem seiner Notizenbücher bemerkt hat: „Goethes Erfahrung (gleich der meinigen), daß er wohl aus Büchern, aber nicht aus zusammenhängendem Katheder-Vortrag lernen könne ꝛc. (Wahrheit und Dichtung 3. Tl. 12. Buch). Er beschreibt hierüber genau meinen Zustand." Manchen Vorträgen war er wohl auch vorausgeeilt, bei anderen mag ihm der methodische Gang zu langsam und hinhaltend gewesen sein. Er kam in den Büchern, die ihm durch eine günstige

Fügung in reichem Maße zur Verfügung standen, rascher vorwärts, und aus ihnen zu lernen, war ihm eine unersättliche Lust sein Leben lang.

Mit zu großen Erwartungen scheint Döllinger die Universität auch nicht betreten zu haben, da sich unter seinen fragmentarischen kurzen Aufzeichnungen über seine Universitätszeit auch der Hinweis auf die Worte der Madame de Staël findet, daß „seit der Reformation die protestantischen Universitäten unbestreitbar höher stehen als die katholischen, und daß der ganze literarische Ruhm Deutschlands von diesen Institutionen ausgehe". Doch sah er darin vielleicht nur seine eigene Erfahrung ausgedrückt, wie er ja auch Louise von Kobell erzählte: „Die Universität Würzburg schien mir damals eine Sammlung unbedeutender Kräfte." Und im Grunde ist das Urteil auch zutreffend; denn außer der medizinischen Fakultät, an der Vater Döllinger seine „glänzende Thätigkeit" entfaltete, und eben eine Reihe erster Celebritäten bildete, ist von den übrigen Fakultäten in diesen Jahren nichts Besonderes zu erwähnen. Schöpferische, bahnbrechende Geister fanden sich nicht unter den Lehrern, wenn es auch nicht an einzelnen tüchtigen Kräften fehlte, welche wenigstens den Lehrstoff ihrer Wissenschaft mehr oder weniger glücklich und anziehend den Schülern zu vermitteln verstanden. Indessen darf man auch nicht ungerecht sein. Die Universität war immer noch besser, als man nach ihren Geschicken erwarten konnte. Denn kaum hatte die bayerische Regierung, nicht immer glücklich, die Reform der Universität, um sie zu einer der ersten Deutschlands zu erheben, in die Hand genommen, trat unter dem Großherzog von Toskana (1806) wieder eine, den Habsburgern einmal zur anderen Natur gewordene, ebenso energische Kontrareformation ein. Die Universität ward für katholisch erklärt und sollte nur noch eine Anstalt zur Abrichtung von Staats- und Kirchendienern sein. Die Professoren mußten nach den von der Kuratel ge-

nehmigten Lehrbüchern lesen und eigener Hefte sich enthalten. Dabei sollte zwar die wissenschaftliche Thätigkeit nicht unterdrückt werden, aber der bureaukratischen Censur unterliegen, welche ihre Aufmerksamkeit namentlich auch darauf richtete, daß, wie schon bemerkt, nichts veröffentlicht wurde, das bei Napoleon Anstoß erregen konnte. Wissenschaftliches Ansehen der Universität war dieser Regierung überhaupt eher ungelegen, als erwünscht, und der Minister Graf Wolckenstein erklärte, „daß ihm nichts lieber sei, als wenn man von Würzburg im Auslande gar nichts rede". Überdies wurden jene Professoren, welche der Aufklärung verdächtig waren, als Anhänger der „bayerischen Partei" und Gegner der großherzoglichen Regierung behandelt. Unter solchen Verhältnissen kann keine Universität blühen, müssen die Professoren in ihren Bestrebungen eher gelähmt, als aufgemuntert werden. Die bayerische Regierung aber, welche die großherzogliche ablöste (1814), war noch von zu kurzer Dauer, als daß eine wesentliche Besserung hätte eintreten können, wenn auch bereits der Universität wieder eine freiere wissenschaftliche Bewegung gestattet war.

Damals und noch lange herauf war es noch nicht Sitte oder gar Vorschrift, daß die Studierenden vom Gymnasium weg sogleich zu ihren eigentlichen Berufsstudien übergingen. Man hatte noch Zeit, vorher sich mit den allgemeinen Wissenschaften zu beschäftigen, und niemand hätte damals gewagt, sich einen „Gebildeten" zu nennen, der nicht auch ihnen sich gewidmet hatte. Nicht zum Nachteile Deutschlands; denn auch das Ausland hob es wie einen besonderen Ruhmestitel hervor, daß „daher die Universalität der Kenntnisse komme, welche man beinahe bei allen unterrichteten Männern Deutschlands treffe".[8]) Selbstverständlich ging auch Döllinger diesen Weg und inskribierte sich nach den Originallisten der Universität Würzburg als „Kandidat der Philosophie" im Wintersemester 1816/17 auf philosophische Encyclopädie, Äschylus Prometheus, Plautus

Aulularia bei Prof. Blümer; niedere Mathematik bei Prof. Schön; allgemeine Encyclopädie und Methodologie, Logik und Anthropologie bei Prof. Metz; Mineralogie bei Prof. Rau; über ästhetische Bildung bei Prof. Joh. Jak. Wagner. Im Sommersemester 1817 setzte er diese Studien fort und hörte bei Prof. Blümer philosophische Kritik und Hermeneutik, Aristophanes Wolken und Juvenals Satiren, bei J. J. Wagner allgemeine Weltgeschichte, bei Prof. Klein System der Philosophie (Metaphysik).

Der Wert dieser Männer, welche beinahe die ganze philosophische Fakultät bildeten, war ein sehr ungleicher. Während der Philolog Blümer keine weiteren Spuren hinterließ, hat Schön, ein katholischer Geistlicher, als Lehrer und Schriftsteller anregend gewirkt. Nicht bloß seine Lehrbücher über Mathematik waren zu ihrer Zeit sehr geschätzt, auch seine theoretischen Schriften sind nicht ohne Verdienst. Insbesondere that er sich aber in der noch sehr im argen liegenden Meteorologie hervor und gehört unter die Vorläufer der modernen wissenschaftlichen Gewitterkunde. Klein, ebenfalls katholischer Geistlicher, früher Gymnasiallehrer in Würzburg und Regensburg, war und blieb ein Anhänger Schellings. Nachdem er schon früher einiges im Geiste der Schelling'schen Philosophie veröffentlicht hatte, erschien im Jahre 1818 seine „Darstellung der philosophischen Religions- und Sittenlehre“, worin er eine Ethik entwickelte, welche dem Vorwurfe begegnen sollte, daß durch die pantheistische Naturphilosophie Sittlichkeit und Religion gefährdet seien. Die Schrift ist verwandt mit Schellings „Philosophie und Religion“ und nähert sich dem System Schleiermachers. Im Gegensatz zu ihm gehörte der katholische Geistliche Metz, der Nachfolger des Prof. Reuß, den Fürstbischof Franz Ludwig zu eindringlicherem Studium der Kant'schen Philosophie einst zu dem Urheber derselben nach Königsberg geschickt hatte, zu den entschiedenen Vertretern der Philosophie

Kants.[9]) Ein trockener, aber klarer mathematischer Kopf, stand er noch lange nach seinem Tode in dem Rufe, seine Schüler tüchtig in der formalen Logik geschult zu haben.

Eine philosophische Sonderstellung nahm J. J. Wagner ein. Schon im Jahre 1803 auf Begutachtung Schellings von der bayerischen Regierung nach Würzburg berufen, wurde er im Jahre 1809 von der großherzoglichen pensioniert, im Jahre 1815 aber, nachdem er inzwischen in Heidelberg Vorlesungen gehalten, von der wieder folgenden bayerischen neuerdings nach Würzburg gezogen. Anfänglich voll Bewunderung für Schelling, zerfiel er mit ihm, sobald er in Würzburg an seine Seite getreten war. Die Ursache davon lag nicht bloß in dem persönlichen Charakter beider Männer, von denen jeder ein unbändiges Selbstgefühl besaß, sondern noch mehr in der philosophischen Stellung, welche Wagner zu Schelling gleich nach seiner Berufung einnahm. Er erklärte nämlich die Gleichsetzung des Absoluten mit dem absoluten Erkennen als einen Grundfehler der Schelling'schen Identitätslehre, welche daher als falsch aufzugeben sei; und in seinem „Organon" wollte er später sogar die Spekulation für alle Welt abschließen. Dadurch verdarb er es mit Schelling, und seine Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. „Da er die pantheistische Basis des Identitätssystems beibehielt und nur formell durch viergliederige Konstruktion dem spekulativen Gehalte seine ‚Vollendung' gab, konnte er es nie zur Anerkennung eines eigenen Standpunktes bringen", und galt nach wie vor als Schellingianer. Gleichwohl las er nicht ohne großen Beifall, und auch Vater Döllinger verschmähte es, wie oben bemerkt wurde, nicht, zu seinen Füßen zu sitzen, um seine Vorlesung über (philosophische) Mathematik zu hören und seine Werke zu studieren. Ebenso hörte ihn Bär, dem wir auch die nachfolgende köstliche Schilderung Wagners verdanken: „Ich war sehr begierig, einem konsequenten Vortrage über die Schellingsche Philosophie zu folgen;

man hörte ja überall von der Naturphilosophie sprechen und fand ihrer in sehr vielen Büchern erwähnt, ohne sie fassen zu können, wenn man nicht die Schellingschen Schriften der Reihe nach durchgehen wollte. Ich unterzeichnete also bei Wagner, obgleich Döllinger mir gesagt hatte, ich würde nicht viel finden. Ich fand in der That ein höchst sonderbares Schematisieren aller Dinge und aller Verhältnisse, das mir anfangs, seiner Neuheit wegen, anregend war, das mir aber doch bald eben so leer als gewaltsam erschien, und deshalb von mir nicht zu Ende gehört werden konnte. Weil jedes Wesen sich in einen Gegensatz differenziere und aus der Ausgleichung der Differenzen ein neues werde, mußten alle Verhältnisse durch eine vierfache oder vielmehr vierwinklige Formel ausgedrückt werden. Das war die einfache Basis dieser Lehre. Zuweilen kam die vierwinklige Formel ganz natürlich heraus, zuweilen komisch gewaltsam. In der Familie z. B. bilden Vater und Mutter die natürliche Differenz, das Kind oder die Kinder sind die natürlichen Folgen der Gegenwirkung der Differenzen. Nun fehlt aber die vierte Ecke. Diese wurde ausgefüllt durch das Gesinde. Das Gesinde wäre also ein wesentlicher Bestandteil der Familie! . . . Für längere Zeit war meine Sehnsucht gestillt." Aber gleichwohl hatte Bär den Hörsaal, in dem der „vierteilende Wagner" seine „schlichte Albernheit" vortrug, voll gefunden.

Der nämliche Mann hatte sich aber seit dem Jahre 1807 auch der Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte bemächtigt und setzte sie nach seiner Pensionierung in Heidelberg fort. Es wird versichert, daß er „dafür eingehende Studien gemacht hatte", und „durch geistvolle Behandlung des Stoffes und Erschließung der tieferen Bedeutung des Alltäglichen den Sinn der Jugend in hohem Grade zu wecken und zu fesseln wußte". Ein Historiker war er trotzdem nicht; auch die Geschichte war nur ein Teil seines philosophischen Systems und wurde zur

Geschichte der Evolution Gottes.[9]) Wie man unzureichende naturwissenschaftliche Kenntnisse zur Naturphilosophie ausbaute und glaubte, damit die Wissenschaft κατ' ἐξοχήν erreicht zu haben, so verfuhr Wagner, bald auch Schelling u. a., mit der Geschichte. Die Versuche waren verfrüht, und Döllinger selbst wies später (1866) diese Aufgabe trotz der von ihm geschilderten „bewunderungswürdigen Produktivität in allen Wissenszweigen" seit etwa 50 Jahren doch erst der Zukunft zu. So wird es aber begreiflich, daß sogar der Symboliker Creuzer in Heidelberg „den windigen Wagner einen Erzcharlatan nennt, der allem historischen Wissen auf dem Katheder öffentlich Hohn spricht."[10]) Immerhin war er für die Universität, an der er eine empfindliche Lücke ausfüllte, wertvoll. Denn Geschichte war immer, mehr oder weniger, in Würzburg als Stiefkind behandelt worden; und wenn auch zu fürstbischöflichen Zeiten der berühmte Verfasser der „Geschichte der Deutschen", Michael Ignaz Schmidt, von 1773—1780 die Reichsgeschichte, seltsamerweise der theologischen Fakultät angegliedert, lehrte, so fand sie nach seinem Abgange nach Wien keine ebenbürtige Behandlung mehr. In den Jahren 1809—1811 war sie überhaupt nicht vertreten, obwohl der Senat auf die Ausfüllung der Lücke drang. Erst als er den pensionierten Kirchenhistoriker Berg vorschlug, wurde dieser im Jahre 1811 als Professor der Allgemeinen Geschichte reaktiviert. Allein Berg, bereits 58 Jahre alt, arbeitete sich mit Mühe in die neue Aufgabe hinein und konnte, obwohl, vielleicht auch weil er sich auf den schroffsten rationalistischen Standpunkt stellte, bei den Studierenden keinen Anklang mehr finden. Es erschien daher als ein dankenswertes Opfer, daß Wagner sich auch dieser Disziplin annahm.

Rau endlich, der Vertreter der Zoologie, Mineralogie, Botanik und Physik, hat wohl einige Schriften, eine mineralogische und eine botanische, hinterlassen, aber von Bedeutung

waren sie sicher nicht. Ob er als Lehrer mehr leistete, davon wird nichts berichtet. Die Mitteilung Walthers, daß Vater Döllinger für seinen Sohn beim Übertritt an die Universität eine besondere Vorlesung über Mineralogie neben der Raus gehalten habe, woran er auch einige andere Studierende sich beteiligen ließ, scheint das Gegenteil zu beweisen, und die Mitteilung darf um so weniger bezweifelt werden, als der Sohn, in dessen Gegenwart Walther seinen Nekrolog vortrug, selbst eine Hauptquelle für Walther war. Andererseits zeigt gerade dieser Vorgang, wie ernst der junge Döllinger das Studium der allgemeinen Wissenschaften nahm und Hilfe suchte, wo er sie fand. Ja, er wandte an dieselben über die sonst diesem Studium zugemessene Zeit noch ein weiteres Semester. Denn obwohl er sich im Wintersemester 1817/8 als „Theologe“ einschrieb, belegte er doch neben der einzigen theologischen Vorlesung über „Biblische Philologie“ bei Prof. Fischer „Mathematische Philosophie“, d. h. „die einzige, allgemeine Wissenschaft oder Philosophie“, bei Wagner, „Philologie“ bei Richarz, der inzwischen als Privatdozent vom Gymnasium zur Universität übergetreten war und als „geschätzter Lehrer“ galt, „Physik“ bei Rau. Er wollte also zweifellos das ganze philosophische Universitätswissen sich aneignen, und hätte es nur einer seiner Lehrer verstanden, ihn mehr zu fesseln, seine Wahl wäre vielleicht auf eines dieser Fächer gefallen. Zeigte er doch eine entschiedene Neigung zu den Naturwissenschaften, da er neben dem, was er an der Universität hörte, mit Lust botanische Ausflüge machte und sich mit solcher Hingebung der Entomologie widmete, daß er bereits in seinem 18. Lebensjahre eine Beobachtung machte, welche auch von Forschern, wie Nees von Esenbeck, den er wegen seiner Sprachen- und Litteraturkenntnisse besonders hoch verehrte, anerkannt wurde. Vielleicht aber eine noch entschiedenere Neigung zeigte er zur Philologie und Geschichte, wie auch der Dichter Platen in

seinem Tagebuch ausdrücklich bezeugt, daß Döllinger sich auch in dem folgenden Jahre „hauptsächlich mit Sprachen und Historie beschäftigte." Aber wie die Juristen, sagte Döllinger später, so „lockten mich die Professoren der anderen Fächer nicht"; gab aber die Möglichkeit zu, daß Männer, wie Savigny und Eichhorn, ihn für die Jurisprudenz hätten einnehmen und gewinnen können.

Wie wenn er sich dieser Zeit nicht mehr gerne erinnerte, erwähnte Döllinger nie einen dieser Männer. Sie waren auch alle verschollen. Dagegen nahm er in seiner Rektoratsrede im Jahre 1866 die Gelegenheit wahr, sich über die Naturphilosophie, wie sie in seinen Studienjahren blühte, auszusprechen. Sie erschien ihm als „der allzu früh gemachte Versuch, aus der damaligen, noch sehr unzureichenden und gerade in einer Wandlung begriffenen Kenntnis der Physik heraus und mit Hilfe allgemeiner logischer, ins Physische umgedeuteter Begriffe, die Natur und ihren Gang zu konstruieren, wie Fichte die Geschichte konstruiert hatte", welche aber, „da sie vielfach an den Universitäten Eingang fand, der nüchternen empirischen Forschung Gefahr drohte. Allein die unerwarteten physikalischen und chemischen Entdeckungen auswärtiger Naturforscher, die sich nicht mehr in dem allzu hastig und mit zu gebrechlichem Material aufgeführten Gebäude unterbringen lassen wollten, offenbarten schon binnen wenigen Jahren die Haltlosigkeit des Systems, und der Versuch solcher Natur-Konstruktion hat aufgegeben werden müssen."[11]) Er wird dies kaum schon in Würzburg erkannt haben, aber es ist doch wahrscheinlich, daß der Vater ihm, wie seinem Schüler Bär, die Augen darüber öffnete. Jedenfalls ist er, das zeigen seine kurzen Aufzeichnungen, rasch wieder von dieser „Krankheit", wenn sie ihn ergriffen hatte, genesen.

Das Heilmittel waren für ihn die Bücher, welche ihm ungeahnt und in ungewöhnlicher Weise zu Gebote standen.

Die damals und noch lange für Franken ungewöhnlichen Sprachenkenntnisse, die er sich erworben hatte, insbesondere seine Beherrschung des Englischen, das kaum oder nur durch Zufall erlernt werden konnte, sollten sich lohnen. „Eines schönen Tages, er war achtzehn Jahre alt, machte ihm sein Vater zu seiner Überraschung im Namen des Bibliothekars den Vorschlag, einen Katalog über die Bücher des aufgelösten Schottenklosters in Würzburg zu fertigen, welche an die Universitätsbibliothek übergegangen waren. Ein Honorar, erzählte er darüber, bekäme ich natürlich nicht. Das verlangte ich auch nicht, ich war ja schon überglücklich, zu den Auserlesenen zu gehören, welche die Bibliothek nach Herzenslust studieren und genießen durften. Ich war bald das Contrefei jener Romanfigur Walter Scotts, die, stets auf Leitern zu den Bücherschränken steigend, ausrief: ‚oh prodigious, prodigious‘! Mein Katalog, der vielleicht jetzt noch benutzt wird, fiel zur allgemeinen Zufriedenheit aus, und ich war ein sehr glücklicher Mensch während dieser Arbeit.“

Döllinger sprach überhaupt gerne von dieser ersten Verwendung seiner Kenntnisse, und die damit verbundene freie Benutzung der Bibliothek galt ihm als die schönste Erinnerung an Würzburg. Namentlich hob er dabei die Freude hervor, welche ihm die auf seinen Streifen durch die Bibliothek gefundene „Geschichte der Deutschen“ M. J. Schmidts bereitete, und die auch gewiß nicht ohne Einfluß auf seine Entwicklung geblieben ist, wenn er damals auch noch nicht so klar sah, wie später, wo er schrieb: „Als Werke wie J. M. Schmidts ‚Geschichte der Deutschen‘ erschienen, da verlor ein auf Betrug und Fälschung beruhendes System (wie das der Jesuiten) in dem Bewußtsein der Gelehrten seine letzte Stütze“.[12]) Die Kenntnis dieser Geschichte hat zweifellos auch dazu beigetragen, daß er zu keiner Zeit seines Lebens sich das jesuitische System aneignete. Daneben griff Döllinger, wie die Kunde davon

sich noch erhalten hat, zu den Briefen Joh. von Müllers an Bonstetten, die damals mit Recht berühmt waren. Eine bessere Lektüre konnte wissenschaftlich strebsamen Jünglingen überhaupt nicht in die Hand fallen, nicht bloß wegen des Beispiels, sondern auch wegen der hohen Gedanken, der scharfsinnigen Urtheile und der Zeugnisse, welche immer wieder die Freude und Befriedigung über neu erworbene Kenntnisse zum Ausdruck bringen. Dazu waren sie ein ganz vorzüglicher Führer in der Auswahl der Lektüre, orientierten über Länder und Völker, ihre Zustände, Vorzüge und Mängel, über die Politik der Fürsten u. s. w.

Man kann überhaupt den uneingeschränkten Zutritt zu der Bibliothek und die Freiheit der Wahl seiner Lektüre nicht hoch genug bei Döllinger anschlagen. Die „schlichten Albernheiten", welche er in den Hörsälen vernahm, verflogen, die Saatkörner hingegen, welche er in den Büchern sammelte, gingen auf, entschieden seine Berufswahl und gaben ihm seine erste Richtung. Solche maßgebende „Einwirkungen", wie er es nennt, empfing er aber nach seiner eigenen Aufzeichnung durch „die Convertiten Eckhart, dessen Werk ich als Prämium empfangen, Werner, Schlegel, Stolberg, Winckelmann". Weiterhin schreibt er: „Zacharias Werner, die Söhne des Thales [d. h. der Untergang des Templerordens] und die Martyrs von Chateaubriand; Marc Aurel von Feßler", wozu bemerkt ist: „Eindruck. Bekanntschaft mit dem Griechischen Neuen Testament, nicht nach der Vulgata (hier zu sagen, wie viel besser und reiner, d. h. eindringlicher sich mir viele Stellen einprägten. Vergleich von griechischen und von Stellen nach der Vulgata.)" Und da er zur Zeit dieser Aufzeichnungen in einer Besprechung von Schwabs „Franz Berg" in der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" (1870) hervorgehoben fand, Berg sei als Studierender der Theologie von Wieland stark beeinflußt worden, schrieb er auf das nämliche

Blatt noch die Bemerkung: „Wie Wieland auf mich wirkte? — Er hatte für mich nicht die geringste Bedeutung.“

Man mag bedauern, daß Döllinger nur diese kurzen Bemerkungen hinterließ und sie nicht, wie er es vorhatte, weiter ausführte. Indessen sind sie auch in dieser fragmentarischen Form in hohem Grade wertvoll und lassen uns noch deutlich seine geistige Stimmung erraten. Vor allem fällt die Energie auf, mit welcher er es zurückweist, daß Wieland auch für ihn eine Autorität gewesen sein könnte, also auch die ganze Richtung ablehnt, welche in der Abhandlung Bergs über die Frage Wielands: „Kann man ein Heuchler sein, ohne es selbst zu wissen?“ sich aussprach. Die negative Richtung des 18. Jahrhunderts hatte demnach keinen Einfluß auf ihn. Aber auch die Weisheit eines Marc Aurel oder das Wissen „geheimer Gesellschaften“, deren „Geheimthun“, wie er dazu bemerkt, „nachteilige Wirkungen“ hervorbringt, stieß ihn ab. Dagegen war er, wie der Hinweis auf die Convertiten zeigt, von der im 19. Jahrhundert, auch in der protestantischen Kirche, gegen die vorausgehende Richtung eingetretenen religiösen Reaktion innerlich tief berührt. Und fielen ihm besonders die Convertiten in die Augen, so ist das ganz natürlich. Man begreift diese Bewegung nicht ganz, wenn man sie wie Hase beurteilt und ihre ganze Bedeutung in die Worte zusammenfaßt: „Graf Stolberg, durch sein Bedürfnis nach Hingebung wie durch seine aristokratische Anschauung zu den Füßen des Papstthums geführt, hat der katholischen Kirche neues Vertrauen zu ihrer Schriftgemäßheit und zu ihrer großen Vergangenheit eingeflößt. Die romantische Schule, im protestantischen Norden aufgewachsen, hatte im Scherz über die Nichtigkeit aller Dinge gegenüber der Alleinherrlichkeit des Ich das Mittelalter poetisch verherrlicht: in der allmäligen Vereinsamung des Ich mochte das leicht prosaischer Ernst werden mit jener Verherrlichung, und Friedrich Schlegel, der Jugend-

freund Schleiermachers, brachte der österreichischen Staatskirche seine doch immer reichen Geschichtsanschauungen, die man als katholisch gelten ließ, während Goethe spottete: Sonst buhlt' er mit Lucindchen, Nun möcht' er mit Marien sünd'gen. Zacharias Werner in seinem Gemisch von Übergeistigkeit und überreicher Sinnlichkeit, nachdem er den Heros der Reformation und seine Hausfrau romantisiert hatte, sühnte die Weihe der Kraft durch eine elende Weihe der Unkraft, und befriedigte als pikanter Prediger noch die religiösen Bedürfnisse des Wiener Congresses." Dieses Urteil ist zu sehr, auch bei Hase, von der Thatsache beeinflußt, daß diese Männer „Abtrünnige von der protestantischen Kirche waren", und nicht ganz frei von Neid, weil sie auch „die Bildung der protestantischen Kirche mithinübernahmen".[13]) Wesentlich anders mußten die katholischen Zeitgenossen die Erscheinung betrachten, daß in der Litteratur hervorragende Männer weder in der Zeitphilosophie noch in der protestantischen Kirche Ruhe finden, sondern in der katholischen, daß sie in ihr ein ganz neues Leben beginnen und ihre volle Kraft daran wenden, ihren neuen Besitz mit den blendenden Gaben ihres Geistes zu verteidigen. Es sah wie ein Triumph der katholischen Kirche aus, wie eine trostreiche Fügung Gottes nach all dem Ungemach, welches sie in der letzten Zeit ertragen hatte. Wie es aber auf religiös gestimmte jugendliche Gemüter wirkte, davon legt ja gerade Döllinger selbst ein Zeugnis ab. Und sollte sich diese Logik nicht wie eine zwingende Notwendigkeit nahelegen? Wenn Döllinger bei dem protestantischen Joh. von Müller das schwärmerische Lob Winckelmanns las: er „ist so ganz unvergleichlich, so hoch, so tief, so ganz Mann von Genie, von so griechischem Gefühl, von solcher Energie, so recht wie ein Verfasser nach meinem Sinn sein soll",[14]) und dann erwog, daß der nämliche Mann zur katholischen Kirche übertrat und in ihr Raum genug fand, so ist es leicht verständlich, daß er davon eine „Einwirkung"

empfing und an dem Beispiele Winckelmanns die Verträglichkeit der Kirche mit der Wissenschaft erkannte. Dazu schienen diese und andere ihnen verwandte Männer einen neuen wissenschaftlichen Geist in der katholischen Kirche zu wecken, das ganze Wissen der Zeit in ihren Dienst zu stellen, kurz die Schöpfer einer neuen (katholischen) Wissenschaft werden zu wollen. Und der Zauber, der von ihnen ausging, namentlich aber von Schlegel, ergriff auch Döllinger, wie nur um ein Semester später auch Platen in seinem Tagebuch bezeugt.

J. J. Wagner machte demnach Döllinger nicht irre, wenn auch manche seiner Ausführungen seinem Gedächtnisse sich einprägten und auf seine Auffassung einzelner Dinge Einfluß gewannen. Seine Richtung war eine andere und läßt sich vielleicht am besten mit den Worten des Konvertiten Adam Müller, des Freundes von Fr. Schlegel, ausdrücken: „Ich bin Katholik, also von der Partei derer, welche glauben, daß die Wahrheit bereits vorhanden,“[15]) oder mit denen Schlegels selbst: „Die Idee des lebendigen Positiven, wenn anders das Factum der Offenbarung noch Idee genannt werden kann, bildet auch in allem Spekulativen das Centrum der Gewißheit und den unvergänglichen Quell der Wahrheit und lebendigen Wissenschaft.“[16])

Von dem geselligen Leben Döllingers in dieser Zeit sind wir nicht unterrichtet, wie durch Platen über die nächstfolgenden Jahre. Er wird im Besuch der Vorlesungen, in der Lektüre und gelegentlichen Ausflügen aufgegangen sein. Sobald er darüber hinausging, erntete er keine Ehre. So von seiner Beteiligung an einem kleinen Liebhabertheater, von welchem Debüt er L. von Kobell erzählte: „Eines Tages teilte man mir die Rolle des Dunois in Schillers Jungfrau von Orleans zu. Ich war ein für Schiller begeisterter Jüngling und sah wie alle übrigen Mitglieder voll Bewunderung zu Jeanne d'Arc empor, welche ein Fräulein von Hartmann in hervor-

ragender Weise darstellte. Ein ihr verwandter Offizier a. D. leitete als Regisseur die Aufführung. In der Scene, in welcher Dunois die Jungfrau von Orleans auf dem Schlachtfelde vermißte, deklamierte ich so feurig wie möglich und dann ging ich. Der Regisseur aber muß mich recht klotzig gefunden haben. ‚Was fällt Ihnen denn ein, Döllinger, Sie können doch nicht gleich davon laufen, Sie müssen eine Mimik haben, eine Bewegung der Leidenschaft und Verzweiflung ausdrücken.‘ ‚Aber wie denn?‘ — Stehen Sie nicht so hölzern da, strecken Sie Ihre Füße auseinander, heben Sie die Arme gegen Himmel, ringen Sie die Hände.‘ — Ich versuchte es. ‚Ich kann das nicht.‘ — ‚Nun so spielen Sie als Stock, wenn Sie ein Stock sind.‘ — Ich erkannte ein für allemal meine Talentlosigkeit als Mime.“ Und ebenso erging es ihm nach seiner Erzählung auf Bällen: „Ich habe nie getanzt, erstens war ich dazu zu bequem, und dann mißfiel mir das Tanzen. Die Mädchen, die mir in ruhiger Positur ganz anmutig erschienen, fand ich schrecklich, wenn sie ganz atemlos mit den Herren herumrasten. Wenn sie wenigstens ein Menuett getanzt hätten, als diese Walzer! Heute noch weiß ich, daß damals mein erster Gedanke war, wenn du eine Braut, eine Frau oder eine Tochter hättest, würdest du ihr doch gleich das Versprechen abnehmen, nie einen Walzer zu tanzen. Ein Professor (J. J. Wagner), der uns Studenten einmal einen Vortrag ‚Zur Geschichte des Tanzes‘ hielt, sagte: die Tänze der fremden Völker stellen die Werbung dar, der deutsche Walzer stellt die Ehe dar; dort bemüht man sich voll Liebenswürdigkeit um die Mädchen, hier ist man bereits im Besitze desselben.[17]) Und er hatte Recht. — Wegen meiner Schüchternheit fiel mir auch die Unterhaltuug mit den jungen Damen in den Zwischenpausen der Tänze schwer. Ich bewunderte sogar im stillen, wie leicht dies meine Bekannten nahmen, und wie sie es zuwege brachten! Nun hörte ich einmal zu, und da ich ver-

nahm, welch unbedeutendes leeres Geschwätz sie führten, dachte ich, nein dazu läßt du dich nicht herbei, und so blieb ich eben bei derlei Gelegenheit ein recht langweiliger Mensch."

Da keiner der Professoren, welche Döllinger hörte, ihn „lockte", und er seinen Weg selbst suchen mußte, kann es nicht überraschen, daß er unter den von ihm selbst angedeuteten „Einwirkungen" dem Zuge, welcher seit seiner Kindheit in ihm lag, folgte und sich, als er seine Berufswahl treffen mußte, für die Theologie entschied. Die Wahl war aber zugleich das Ergebnis eines eigentümlichen Gedankenganges, den er selbst unter der Überschrift „Meine Wahl der Theologie" mit den Worten ausspricht: „Fast allen anderen war die Theologie nur das Mittel zum Zweck. Mir war dagegen die Theologie (oder die auf Theologie gegründete Wissenschaft überhaupt) der Zweck, und die Wahl des Standes nur das Mittel". Dabei weist er auf Proudhons und Donoso Cortes' Aussprüche hin: Il est étonnant qu'au fond de toutes les choses nous retrouvons la théologie. — Dans ce fait il n'y a rien d'étonnant que l'étonnement de Mr. Proudhon, sowie auf die Worte Goethes am Abend seines Lebens: „Das eigentlichste und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt doch der Konflikt des Glaubens und Unglaubens." Sein Gedanke war also, dem eigentlichsten und tiefsten Thema der Welt- und Menschengeschichte nachzugehen und als den geeignetsten Weg dazu erkannte er die Theologie oder die auf sie gegründete Wissenschaft. Die Mutter unterstützte seine Berufswahl warm, vielleicht auch sein Großoheim Wigand Weigand, früher Konventual und Amtmann der Abtei Ebrach, der nunmehr in Würzburg lebte; anders stellte der Vater sich zu derselben. Er „verlangte, daß ich neben der Theologie die Jurisprudenz studiere. Ich bezog also die Universität Würzburg ... und hörte die Rechtsgeschichte bei Brendel, der auch

ein Kirchenrecht schrieb, und die römischen Institutionen bei Kleinschrodt. Die Vorlesung Brendels war unerträglich langweilig; er holte weit aus, begann bei Indien, und ich merkte sehr bald, daß er von Manus Gesetzbuch nur aus fünfter Hand wisse. Auch das Collegium Kleinschrodts konnte ich auf die Länge nicht aushalten. Die Stillicidien, welche die Römer bei dem großen Wassermangel mit viel Umständlichkeit behandelten, interessirten mich nicht im geringsten, und der singende, etwas monotone Vortrag des Professors dazu verleidete mir die Vorlesung. Ich fing an, die Collegien zu vernachlässigen und beschloß, nie Jurist zu werden." Doch diese allgemein gehaltene Erzählung leidet an verschiedenen Mängeln. Denn weder ging man damals vom Gymnasium weg sogleich zum Brodstudium über, noch hörte Döllinger in seinen ersten Universitätsjahren Jurisprudenz. Die Würzburger Originallisten wenigstens weisen einen anderen Gang seiner Studien aus. Wie schon erwähnt, inskribierte er sich im Wintersemester 1817/18 als „Kandidat der Theologie" nur bei Prof. Fischer auf „Biblische Philologie", sonst auf philosophische Fächer, — allerdings für einen Theologen eine recht eigentümliche Kombination. Sie bedeutet aber vielleicht schon ein Kompromiß zwischen Vater und Sohn, indem Vater Döllinger, der, wie sein „Grundriß der Naturlehre des menschlichen Organismus" zeigt, schon aus physiologischen Gründen dem Priestercölibat abgeneigt war, seine Zustimmung zu der Inskription des Sohnes als „Kandidat der Theologie" an die Bedingung geknüpft haben mochte, daß dieser noch weiter philosophische Vorlesungen höre. Er hegte dabei vielleicht die Hoffnung, daß Ignaz sich schließlich doch noch für ein philosophisches Fach entscheiden dürfte. Doch je länger je mehr befestigte sich in diesem die Richtung auf die Theologie, nicht zwar durch den einzigen Professor Fischer, den er hörte, sondern durch seine inneren Erlebnisse und seine Privatlektüre.

Das Jahr 1817 war sehr bewegt. Die Nichterfüllung der Hoffnungen, welche sich an den Befreiungskrieg und an den 18. Oktober 1813 knüpften, hatte eine dumpfe Unzufriedenheit erzeugt. Statt eines lebensvollen Reichs, das allein Deutschland einigen und mächtig machen konnte, hatte man eine Menge Einzelsouveränitäten mit einem bureaukratischen Bundestag ohne Selbständigkeit und Exekutive. Die wenigen Rechte aber, welche der Wiener Kongreß den Völkern in Aussicht gestellt, waren nicht, oder nur zum Teil gewährt. Während nun die älteren Generationen teils von der Zukunft eine Besserung hofften, teils thatenlos einander ihre Verstimmung klagten, und nur Görres an ernstere Schritte dachte, loderte in der norddeutschen Universitätsjugend die niedergehaltene Glut zur Flamme auf. Denn an den Universitäten gab es noch viele Studierende, welche ihre durch die Befreiungskriege unterbrochenen Studien fortsetzten, und sich schwer mehr in die lernende Stellung hineinfanden. Ihre Thatenlust war geweckt, und in den Jahren der Not des Vaterlandes galten sie als „handelnde Personen des Staats“, welcher Rolle sie nicht mehr entsagen wollten. Da nun aber die allgemeine Unzufriedenheit mit dem politischen Gang auch sie ergriffen hatte, bedurfte es nur eines Anstoßes, um sie zu rasch entschlossener That fortzureißen. Die Burschenschaft deutscher Studenten entstand, und als der Tag der Leipziger Völkerschlacht im Jahre 1817 wiederkehrte, tagte zum Erstaunen der Regierungen und des deutschen Volkes auf der Wartburg ein Studentenparlament, um über die Geschicke des Vaterlandes zu beraten, zugleich aber auch in den Jubel einzustimmen, welcher bei der 300jährigen Feier der Reformation durch das ganze protestantische Deutschland ging und dieses wieder zur religiösen Besinnung weckte.

Die Wogen beider Bewegungen gingen nicht bis Würzburg, und auch die Universitätsjugend, fast ausschließlich katho-

lisch und am Freiheitskampfe unbeteiligt, wäre von ihnen nicht berührt worden, würde nicht die katholische Geistlichkeit eine Demonstration gegen die Reformationsfeier für notwendig gehalten haben. Ihr erscheint an sich jeder Ketzer als verdammungswürdig, keiner aber mehr als Luther, dessen Reformation sie als einen aus unlauteren Motiven hervorgegangenen Abfall nicht bloß von der römisch-katholischen Kirche, sondern vom Christentum überhaupt, und zugleich als die Quelle aller kurz vorhergegangenen Übel der Philosophie und der Revolution betrachtete. War es daher für sie schon peinlich, den vermeintlichen Urheber alles Unheils als den Nationalheros gefeiert zu sehen, so reizte es sie noch mehr, daß es nicht zum wenigsten auf Unkosten ihrer Kirche geschah. Überdies schien eine solche Feier auch im Widerspruch mit der Zeitlage zu stehen. Denn nicht nur Katholische glaubten daran, daß der Protestantismus sich ausgelebt habe, auch „die Freien wie die Frommen (auf seiten der Protestanten) dachten an das nahe Ende der christlichen Welt“,[18]) während andererseits gerade das Papsttum seine Unüberwindlichkeit aufs neue bewiesen zu haben schien. Der Mut, mit dem Pius VII. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht zu exkommunizieren wagte, seine Standhaftigkeit und Geduld in den Leiden der Gefangenschaft, seine Unerschütterlichkeit gegenüber den kaiserlichen Anerbietungen hatten ihn zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Verehrung gemacht.[19]) Den Fürsten aber galt das Papsttum als der vorzüglichste Hort der europäischen Gesellschaftsordnung, dem deswegen auch wieder ein mächtiges Wort in ihrem Rate eingeräumt wurde, und Diplomaten vom Schlage eines Niebuhr sprachen von dem Bedürfnisse Europas nach einem friedlichen Vermittler ohne materielle Macht, dem sie selbst die Lösung der orientalischen Frage zutrauten.[20]) Aber sogar die naturphilosophische Schule ließ sich vernehmen: „Davon zu reden, daß der Papst eine große, ja die größte Wohlthat für die

Welt sey, ist schon schier ein Volksverbrechen. Wer hätte denn im Mittelalter die Fürsten im Zaume gehalten, wären es nicht die Päpste gewesen? Wann wäre Milde unter den weltlichen Herrschern erblich geworden, wenn die Päpste sie nicht durch ihre fromme Gesinnung, ihre Ehrwürdigkeit und löbliche Klugheit, gleichsam von oben eingegossen, und durch ihr unerschütterliches System, durch ihren Muth so erhalten hätten? Wie lange würde sich solche Milde halten, wenn der Papst verschwände? Wären die jetzigen milden Geschlechter ausgestorben, so hätte die Welt, ehe 200 Jahre vergingen, wieder die verrückten römischen Imperatoren und die Wütheriche der fränkischen Könige. Demnach verehrt die Idee des Papstes, und lasset ihm den Spielraum, der nöthig ist, seine Würde zu behaupten, sei es auch ein wenig mehr. Wo ist der, der nicht manchmal weiter geht, als er sollte, wenn er die Macht hat?"[21])

Wer mag sich da wundern, wenn man sich katholischerseits dadurch an der Reformationsfeier beteiligte, daß man gerade jetzt schadenfroh an eine der letzten Schriften Luthers: „Das Papsttum vom Teufel gestiftet", durch Neudruck derselben erinnerte? Der Klerus von Würzburg betrieb natürlich ebenfalls die Verbreitung der Schrift und gab sie insbesondere der theologischen Jugend in die Hand. Auf diesem Wege erhielt sie auch Döllinger, und diese erste Bekanntschaft mit Luther wurde nach seinem eigenen mehrfachen Geständnis bestimmend für sein halbes Leben, wo es sich ihm nicht wie später um eine Versöhnung und Wiedervereinigung, sondern darum handelte, dem beinahe tot geglaubten Protestantismus den Todesstoß zu geben, worauf eine allgemeine und bedingungslose Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche folgen müßte. Doch übertrug er diese Abneigung gegen den Protestantismus nicht auf die Personen, denen er zeitlebens in herzlicher Freundschaft zugethan sein konnte.

In Würzburg stand man damals überhaupt am Beginn einer neuen Entwicklung des kirchlichen und theologischen Lebens. Die unter den Fürstbischöfen des 18. Jahrhunderts eingerissene, mehr oder weniger rationalisierende Richtung war zu Ende. Auch die Neuerung der bayerischen Regierung, die theologische Fakultät durch eine für Katholiken und Protestanten bestimmte „Sektion der für die Bildung des religiösen Volkslehrers erforderlichen Kenntnisse" zu ersetzen, an welcher auch der protestantische Rationalist Paulus lehrte, war bereits unter der Regierung des Großherzogs Ferdinand von Toscana (seit 1805) wieder beseitigt worden. Der spezifisch österreichische Katholizismus sollte nunmehr zur Herrschaft kommen. Wie die Universität für katholisch erklärt ward, so wurde unter der Einwirkung des Ordinariats die theologische Fakultät in ein Seminarstudium umgewandelt. Fügsam trug die Universität den katholischen Charakter, stumm zogen die abgesetzten Theologen sich zurück, und sogar Berg wagte es nicht, zwei scharfe, über die Katholisierung der Universität und über die neue Stellung der theologischen Fakultät abgefaßte Aufsätze zu veröffentlichen. Wohin aber die erforderlichen Weisungen über die Einrichtung des theologischen Studiums, zu denen nach dem neuen Organisationsstatut „einzig nur" der Bischof und sein Vikariat berechtigt waren, abzielten, mag man daraus erkennen, daß der früher so „aufgeklärte" Weihbischof Zirkel immer mehr in das papalistische Lager einlenkte und in den letzten Jahren seines Lebens († 1817, Dez. 18.) sogar zu den Eichstätter „Conföderirten" gehörte, — eine Partei, welche, im Gegensatze zu den mehr oder weniger nationalkirchlichen Vorschlägen Wessenbergs, die Reorganisation der deutschen Kirche auf kurialistischer Grundlage betrieb und zu diesem Zwecke sich auch in die bayerischen Konkordatsverhandlungen einmischte.[22])

Mit dem wiederholten und definitiven Übergang Würzburgs auf Bayern (1814) erhielt zwar die theologische Fakultät

wieder in der Universität ihre Stellung, verschwanden die Seminarprofessoren aus der großherzoglichen Zeit bis auf Leinicker und wurden Onymus für Dogmatik und Eyrich für Moral- und Pastoraltheologie reaktiviert; aber während der großherzoglichen Zeit war trotzdem eine wesentliche Änderung der Geister vor sich gegangen, die kaum einer mehr zur Schau trug, als Onymus. In einem Programm, durch das er im Jahr 1819 zu seinen Vorlesungen einlud, „sagte er sich von dem Rationalismus los und erklärte die Kantische Philosophie als unvereinbar mit der Religion. Häufig sah man ihn vor dem Marienbilde in der Domkirche und den Stationsbildern auf dem Nicolausberge auf den Knieen liegend in Thränen beten, als ob er seine in der Zeit der Aufklärung gegebenen Ärgernisse sühnen wollte". Und als gar Fürst Alexander von Hohenlohe mit seinen Wunderheilungen auftrat (1821), erklärte Onymus in einer Schrift: „Angesichts der Thatsachen bleibe nichts übrig, als ‚zu bewundern und zu verehren die überschwengliche Macht des Glaubens und anzubeten den, der so gewaltig durch den Glauben wirkt'." Ganz ausgestorben war freilich 1817 die alte Richtung noch nicht, und gerade in dem Lehrer der Kirchengeschichte klang sie noch einigermaßen nach, während sein Vorgänger und Lehrer Berg als Professor der Geschichte in der philosophischen Fakultät trotzig den krassesten Naturalismus hervorzukehren und das Christentum so viel wie möglich zu ignorieren fortfuhr.

Der Ausgang dieser „rationalistisch aufklärenden Bewegung als Wiederhall des protestantischen Rationalismus" in Würzburg, deren Verkörperung Berg war, und für die Onymus öffentlich Buße zu thun schien, konnte nicht ohne Einfluß auf den angehenden Theologen Döllinger bleiben. Er spricht sich vielleicht auch in den von ihm belegten Vorlesungen aus. Denn die Bergs über Allgemeine Geschichte hörte er nicht, obwohl J. J. Wagner sie auch nur als eine Evolution Gottes auf-

faßte und darstellte; dagegen belegte er, der auch in der Auswahl der theologischen Vorlesungen äußerst willkürlich verfuhr, später immer wieder Dogmatik bei Onymus. Neigung und Abneigung scheinen überhaupt dabei maßgebend gewesen zu sein. So begnügte er sich auch im Sommersemester 1818 mit den Vorlesungen des Professors Fischer über Exegese der Bibel und Biblische Philologie, als ob er gleichsam die „mangelhaften Vorträge" der übrigen so weit wie möglich hätte hinausschieben wollen, vielleicht aber auch deswegen, weil er am Lyceum in Bamberg, das damals mit weit besseren Lehrern besetzt war, das in Würzburg Versäumte nachzuholen gedachte. Doch um so eifriger ist er außer den Hörsälen an dem theologischen Studium, wie er es selbst auf einem Zettel bezeugt: „Ich hatte mir die zwölf Bände der Annalen des Baronius schon als Student gleich in dem ersten Jahre des theologischen Kurses auf einer Auktion um den Makulaturpreis gekauft. Ich las ihn gerne und begierig; von dem kritischen Wert und der Menge seiner Irrtümer hatte ich keine Vorstellung. In Würzburg war niemand, den ich mit einiger Aussicht auf Belehrung hätte fragen können. Die ganz polemische Haltung, die leidenschaftliche Heftigkeit des Tons, das oft bis zur . . ." Das ist freilich zugleich ein schlimmes Zeugnis über den damaligen Stand der theologischen Wissenschaft in Würzburg. Aber es ging Döllinger auch mit einem anderen Werke ähnlich, denn auf dem gleichen Zettel heißt es: „Ich hatte mir von der Universitätsbibliothek in Würzburg die Dogmata theologica des Petavius in der schönen Amsterdamer Ausgabe verschafft. Diese Erudition, diese, wie mir schien, kaum erreichbare intime Kenntnis der ganzen patristischen Literatur erfüllte mich mit Bewunderung. Dazu das elegante, so majestätisch wie ein breiter, klarer Strom dahin fließende Latein, diese bei Theologen so seltene Gabe, auch die dunkelsten Materien verständlich zu machen, — ich bedauerte nur, daß sein großes Werk

sich nur auf einige theologische Materien (Gott, Trinität, Menschwerdung) beschränke, und daß er gerade jene Frage, welche seit der Reformation sich am meisten hervordrängt, nicht bearbeitet habe. Schon damals fiel mir indes der Widerspruch auf, in welchem das 11. und 12. Buch mit einander stehen. Ich wußte mir dies in keiner Weise zu erklären." Wie hemmend und drückend mußte für den jungen strebsamen Mann die Erkenntnis sein, nirgends einen wissenschaftlichen Rat finden zu können! Wie begreiflich wird es aber dadurch wieder, daß er seine Lehrer als „unbedeutende Kräfte", ihre Vorträge als „mangelhaft" betrachtete. Andererseits ist es doch auch beachtenswert, daß seine Gedanken schon damals auf die durch die Reformation in den Vordergrund gedrängten Fragen gerichtet waren. Leider reichen Döllingers Aufzeichnungen über seinen Studiengang nicht weiter. Es ist indessen keine unbegründete Vermutung, daß er in der angegebenen Weise durch Selbststudium sich weiter zu bilden suchte — nicht engherzig, etwa nur der Richtung eines Baronius oder Petavius folgend, sondern in sich aufnehmend, was er fand und wovon er sich Belehrung versprach, z. B. auch Sarpi, Historia del Concilio Tridentino, die er nach seinem eigenen Eintrag im „Dezember 1818" erwarb, und die sich als Geschenk vom 3. Juli 1863 im Besitze des Verfassers befindet.

Döllinger, der bereits im Sommersemester 1818 um Aufnahme in das geistliche Seminar in Bamberg, wohin er seiner Geburt nach gehörte, nachgesucht hatte und sie im Herbst bestimmt erwartete, war überhaupt kein Kopfhänger. Er sah mit offenen Augen in die Welt, liebte die Kunst und die schöne Litteratur aller Völker, pflegte Freundschaft mit wissenschaftlich strebsamen Studierenden ohne Rücksicht auf ihre Konfession und streifte gerne mit ihnen durch die Natur. Mit keinem aber verkehrte er, der katholische Theologe, im Sommersemester 1818 und im Wintersemester 1818/9 mehr als mit dem pro-

testantischen Dichter Graf Platen, dessen Biograph Redlich den jungen Döllinger sogar den „vertrautesten Freund" des Dichters in Würzburg nennt.[28]) So innig war indessen nach Platens eigener Darstellung in seinem Tagebuch das gegenseitige Verhältnis nicht. Dazu waren beide, der eine sentimental und zum Dichter, der andere zum Forscher mit überwiegender Schärfe des Verstandes veranlagt, zu grundverschiedene Naturen, hatten sie für ihre Berufsarten zu verschiedene Bildungswege eingeschlagen.

Platen, zum Soldaten bestimmt, hatte seine Erziehung im Kadettenkorps und in der aristokratischen Pagerie in München erhalten, sich aber nie mit seinem Beruf aussöhnen können. Phantasiebegabt und frühzeitig seine dichterischen Anlagen fühlend, gab er sich beinahe ganz ihrer Ausbildung hin. Widerstrebend und nur äußeren Erwägungen nachgebend, wurde er dennoch im Jahr 1813 Offizier, zu dem ihm alle Eigenschaften abgingen. Die allzu häufigen Verweise bei dem beständigen Exerzieren, das seine Studien hemmte, ließen ihn bald seine Lage so drückend erscheinen, daß er in sein Tagebuch schrieb: „Das Leben ist mir tödlich geworden, freudlos zieht es mir, wie eine Leichengestalt, vorüber. Wie gerne würde ich die Brücke betreten, die jene Welt von dieser scheidet?" Erst die Nachricht von dem Entweichen Napoleons aus Elba und der Befehl zum Ausmarsch nach Frankreich vertrieben diese melancholischen Gedanken. Aber auch auf dem Marsche nach und aus Frankreich ist er mehr Poet als Offizier, liest und dichtet er ununterbrochen, bis ihm endlich der Garnisonsdienst in München das Soldatenleben ganz verleidet, und er sich entschließt, sich in Würzburg für den diplomatischen Beruf vorzubereiten. So, nach einer verfehlten Laufbahn und ohne innere Neigung zu der neu erwählten, beinahe mit sich selbst zerfallen, launisch, reizbar und äußerst empfindlich, doch brennend vor Ehrgeiz, kam er anfangs April 1818 in Würzburg an.

Was aber den um drei Jahre älteren und erfahreneren, land- und menschenkundigen Dichter zu dem kaum den Gymnasialschulbänken entwachsenen Döllinger hinzog, das waren die gleichgearteten Nebenbeschäftigungen, das Studium der Sprachen und der Litteratnr. Denn schon über ihr erstes Zusammentreffen bemerkt Platen, daß Döllinger „ebenfalls englisch spricht, obwohl er auf die Aussprache nicht die gehörige Mühe verwandte“. Noch mehr überrascht ihn aber Döllinger durch die Mitteilung, daß „er auch spanisch lerne“, und ebenso entsprach es den Neigungen Platens, daß Döllinger sich mit „Naturkunde, vorzüglich mit Entomologie, mehr zum Zeitvertreib, beschäftigte“.

Der Verkehr beider wurde immer häufiger, und die Meinung Platens von Döllinger stieg bald so hoch, daß er an dessen Umgang mit einem Studenten bereits erkennen wollte, ob „dieser wissenschaftlich gebildet“ sei oder nicht, und ihm eine so große Reife des Geistes zutraute, daß er sich entschloß, einen Teil seiner Lektüre gemeinschaftlich mit ihm täglich abends von 7—8 Uhr und bald auch noch in den Vormittagsstunden von 8—10 Uhr zu treiben. Aber schon am 6. Juli drohte das Verhältnis in die Brüche zu gehen: „Diesen Abend,“ schreibt Platen, „hatte ich kein unwichtiges Gespräch mit Döllinger. Er sagte, daß er mich erst heute zum klaren Bewußtsein gebracht hätte und mir meine Fehler sagen wollte. Ich wäre nämlich unfriedlich, rechthaberisch und ein wenig Misanthrop, oder vielmehr, was die Italiener ritroso nennen. Die zwei letzteren gab ich ohne Widerrede zu. Er nannte auch Unkeuschheit, doch, wie er selbst sagte, nur als Konjektur. Wahrscheinlich glaubt er, daß ein junger Offizier von 21 Jahren kein Musterbild von Keuschheit sein könne. Ich nannte ihm noch meinen Hauptfehler, den Eigensinn; und dies ist wohl der einzige, der mir verderblich werden wird oder kann.“ Doch brach Döllinger der Sache auch

wieder die Spitze ab, indem er zugleich „in Platen drang, ihm gleichfalls zur Selbsterkenntnis zu verhelfen und die an ihm bemerkten Untugenden nicht zu hehlen“, worüber dieser sich Bedenkzeit ausbat. Aber verstimmt war Platen doch darüber, denn er fügt bei: „Sehr froh bin ich, daß Döllinger noch keine Ahnung hat, daß ich Dichter bin; so werde ich doch rein als Mensch behandelt.“ Sie setzen jedoch die gemeinsame Lektüre fort, und Döllinger beobachtet, wie Platen immer misanthropischer wird. Er will ihn daher am 14. Juli „bereden, auf den großen Ball der Harmonie zu gehen, welcher dem Geburtstag der Königin zu Ehren stattfand.“ Aber Platen bleibt zu Hause, um am 15. Juli zu gestehen: „Aus meiner ritrosità, wie sie Döllinger nennt, ist seit einiger Zeit wirklich eine düstere Misanthropie geworden.“ Doch Döllinger erträgt auch sie und kommt immer wieder. Am 16. Juli tauschen beide Bücher, macht Platen sogar seine ersten lateinischen Verse und trägt je ein Distichon in die beiden Döllinger überlassenen Bücher ein.

Doch immer wieder gab es ernstere Zwischenfälle zwischen den Freunden. Die Reizbarkeit des jungen Dichters war zu groß, und die religiösen Anschauungen beider standen einander zu schroff gegenüber. Platen legt darüber selbst am 25. Juli das offene Bekenntnis ab: „Ich habe oft Ursache, über die Heftigkeit meines Charakters zu schaudern. Mit Döllinger werde ich deshalb öfters in sehr lebhafte Streitigkeiten verwickelt. Ein paarmal hatten wir schon ernsthafte Differenzen, die sich aber zum besten lenkten. Er ist großer Anhänger von den Schlegels, und ich opponiere. Auch über Religion wird geredet. Ich kann nun einmal keine anderen Offenbarungen, als Natur und Geschichte erkennen. Wie könnte es andere und größere geben? So wie jeder menschliche Geist eine Offenbarung Gottes ist, so war es auch Christus; so wie jede Begebenheit, so war es das Christentum. Eine Menschwerdung des höch-

sten Wesens kann ich mir nicht denken. Döllinger ist sehr aufgeklärt, sehr tolerant; allein er ist ein Christ. Ich kann mich unmöglich mit ihm verständigen." Selbstverständlich konnte es bei einer solchen Stellung zu einander auch zu keiner intimeren Freundschaft kommen. Platen sah dies selbst ein und schrieb, nachdem er aus einem seiner Briefe an Nathanael (Schlichtegroll) bemerkt hatte: „Jenes süße Geschwätze zwischen gleichgesinnten, gleichkultivierten Menschen fehlt mir ganz": „Und so ist es auch. Döllinger tritt ohnehin bald in sein geistliches Seminar; auch konnte ich höchstens mit ihm studieren, aber sein flaues, laues Wesen paßte wenig zu dem meinigen. Auch gewann er nie mein Vertrauen, von meinen Arbeiten zeigte ich ihm nichts." Platen ergeht es aber hier, wie fast allen Menschen, daß sie in ihren inneren Angelegenheiten nie zur vollen Erkenntnis ihrer selbst durchdringen. Seine offenen Bekenntnisse sind doch nur halbe Erkenntnis, halbe Geständnisse, da er es unterläßt, sie mit den übrigen im Tagebuch zerstreuten Bekenntnissen in Verbindung zu bringen. Er sucht „jenes süße Geschwätze" bei einem anderen zu erreichen und vergißt darüber den bisherigen Bekannten. Da er es nicht sogleich erreicht, gerät er wieder in seine Misanthropie, die sich mitunter bis zur Verzweiflung steigert. Und doch war in all dieser Zeit Döllinger Platens Halt, und wenn er angenehme Stunden und Tage verlebte, interessante Bekanntschaften, wie die Nees von Esenbecks, machte, mußte er den Genuß auf den Studiengenossen zurückführen.

Inzwischen war der Beginn des Wintersemesters 1818/9 herangekommen. Döllinger, der bestimmt seine Aufnahme ins geistliche Seminar in Bamberg erwartet hatte, wurde neuerdings enttäuscht. Er hatte sie aber um so sehnlicher gewünscht, als ihm auch der Verlust des Vaterhauses drohte, da Vater Döllinger seinem Freunde Nees als Professor der Anatomie nach Bonn folgen sollte, und die Sache bereits für

so ausgemacht betrachtete, daß er im Dezember an seinen Schüler Bär schrieb, er habe ihn dem preußischen Ministerium als Prosektor für Bonn vorgeschlagen. Die Verhandlungen zerschlugen sich indessen aus unbekannten Gründen. Dem jungen Döllinger blieb daher nichts anderes übrig, als in Würzburg die bisher versäumten Vorlesungen zu hören. Er geht jetzt auch energisch daran, trägt sich bei Leinicker für Kirchengeschichte, bei Cyrich für Moral, bei Onymus für Dogmatik und bei Fischer für Exegese der Bibel und biblische Philologie ein, und hörte auch, wie er später versicherte, die Professoren. Wenn er aber ihre Vorträge „mangelhaft" fand, so mag er dies besonders bei denen des Kirchenhistorikers empfunden haben.

Leinicker, noch in der Zeit der Aufklärung erzogen, hatte sich weder als Kirchenhistoriker gebildet, noch kam er, der auch das Kirchenrecht zu lehren hatte, später dazu, selbständige Quellenstudien zu machen. Er griff nach der sekundären Litteratur, und so mußten seine Vorlesungen naturgemäß mehr oder weniger ein Abklatsch der Aufklärungslitteratur werden. So sagte er von der Zeit nach dem Konzil von Trient: „Auch nach dem Konzil von Trient fuhren die Päpste fort, sich unbeschränkte Macht über die Kirche anzumaßen — sie fanden niedrige Theologen genug, die durch Sophismen diese Macht verteidigten, worunter der niederträchtige Bellarmin den ersten Platz verdient." Die Jesuiten fanden überhaupt keine Gnade vor seinen Augen. „Man kann", sagte er, „mit Sicherheit annehmen, daß die Jesuiten schon allein deswegen im Staate und der Kirche schädlich werden mußten, weil sie den Staat und die ganze Kirche sich zu ihrem Wirkungskreise machten, in alles unmittelbar oder mittelbar eingriffen und die natürlichen Rechte der wichtigsten Korporationen im Staate beeinträchtigten . . . Die Vervollkommnung des Ganzen wurde der Herrschsucht, die alles umfassen will und nicht alles umfassen kann, ohne Bedenken aufgeopfert. Jede Triebkraft der Vervollkommnung,

die sich außer dem Gebiete einer solchen Societät regt, wird gewaltsam unterdrückt, weil nichts Kredit haben soll und nichts Kredit haben darf, als was aus der Societät kommt." „Der Geist des Despotismus ist überall Eifersucht und Argwohn, er will nicht ganz töten, denn was wäre die Macht über Tote? noch weniger aber ganz lebendig machen, sondern ein elendes Schmachten zwischen Leben und Tod, dieses ist ungefähr der Zustand, den er zu erhalten wünscht. Die Welt soll in einer ewigen Dämmerung erhalten werden." — „Auch ihr literarisches Wirken steht in keinem Verhältnis zu dem Reichtum an Talenten, die sie ihrem Orden einverleibten . . ." „Ihre Erziehung war sklavisch gewesen", daher hätten die bei ihnen Erzogenen etwas „Verstelltes, Falschfreundliches, Falschdemütiges, das mit der Reizbarkeit und den Explosionen des wildesten Ehrgeizes einen sonderbaren Contrast machte."

Döllinger fand offenbar keinen Geschmack an Leinickers Vorlesungen, denn er belegte sie nicht wieder. Er mochte bald bemerkt haben, daß auch Leinicker die Geschichte „nur aus fünfter Hand wisse", und daß ihm selbst die Thatsachen derselben besser bekannt seien, als dem Professor. Darüber aber Reflexionen zu machen, bei denen Leinicker doch dem Urteile seiner Zuhörer nicht vorzugreifen erklärte, mochte er sich selbst zutrauen. Das Einzige aber, das er bei dem Kirchenhistoriker hätte lernen mögen, — eine Anleitung zum selbständigen Arbeiten, fand er hier sowenig als später in Bamberg. Er hat das selbst einmal so ausgesprochen: „In meinen Studienjahren gab es noch keine katholischen Kirchenhistoriker. Weder in Würzburg noch in Bamberg fand ich einen Mann, der mir hätte sagen können, wo ich angreifen sollte. Ich bin Autodidakt. Zehn Jahre meines Lebens vergingen, ohne daß ich eigentlich wußte, was ich Nützliches arbeiten könnte." — Und ähnlich war er Onymus Dogmatik vorausgeeilt. Nachdem er bereits Petavius gelesen, wie wäre es möglich gewesen,

daß er nicht den Abstand beider Männer in der Behandlung der gleichen Materien hätte fühlen, nicht die Vorlesungen Onymus hätte „mangelhaft“ finden sollen? Nur um so sehnsüchtiger wartete er daher auf seine Aufnahme ins Bamberger Klerikalseminar, aber auch jetzt ging seine Hoffnung nicht in Erfüllung und mußte er auch im Sommersemester 1819 seine Studien (Moraltheologie und Dogmatik) in Würzburg fortsetzen.

Doch auch andere Vorkommnisse regten die Aufmerksamkeit Döllingers an und gaben ihm zu denken. Zunächst war es ein soziales Problem, das sich in den Vordergrund drängte und noch das Ende des Jahrhunderts bewegt, — die Judenfrage. Platen als Zeuge schreibt darüber sowohl in seinem Tagebuch als in seinen Briefen an seine Eltern: „Es ist ein Aufstand des Pöbels gegen die Juden, dessen Haupttummelplatz die Domgasse ist. Es fing an am 2. August des Nachts, wo es aber nur noch bloß in Rufen (Hepp! Hepp! welches das Losungswort ist) bestand; in der Nacht des 3. war der Tumult sehr groß, man warf den meisten Juden die Fenster ein und mißhandelte sie auf den Straßen. Ein hiesiger Bürger wurde von einem Polizeisoldaten im Gedränge erschossen, und dieß brachte die Bürger in Allarm. (Auch ein Soldat wurde aus bloßer Bosheit von einem Schuhmacher durch das Fenster erschossen). Gestern Mittags war die Wut des Pöbels am höchsten (die ganze Stadt hallte von dem Rufe: Hepp! Hepp! wieder). Unter fluchendem Zuruf verließen die reicheren Juden die Stadt. Einem, mit Namen Borchheimer, wurde die Hausthüre mit Gewalt gesprengt, das Haus geplündert, die Meubles zum Fenster herabgeworfen. Heute Nacht rückte die Garnison aus und verhinderte Thätlichkeiten. Das Geschrei und Gewimmel in der Domgasse dauerte bis 1/2 10 Uhr. Sodann sprengte sie die Cavallerie mit Gewalt auseinander, und die Infanterie verfolgte die Einzelnen mit

den Gewehrkolben. Professor Brendel, der eine Schrift zu gunsten der Juden geschrieben hatte, flüchtete nach Bamberg. Diesen Morgen, wo ich dieß schreibe, scheint es fast wieder gänzlich ruhig." „Der Haß gegen die Juden reicht bis in die höheren Schichten ... Das hiesige niedere Volk aber ist stupid, fanatisch und schlecht gesinnt"; es habe „sich, wie alle Welt sagt, von den Kaufleuten, bei denen man wegen der extremen Höhe ihrer Preise nichts kaufen kann, bezahlen lassen". Döllinger ließ, wie er später bei Behandlung der Judenfrage in der II. Kammer (1846 und 1849) selbst erzählte, die Frage nicht mehr aus dem Auge, fand aber, daß die Ursache tiefer lag, als Platen meinte. „Aus meiner Jugendzeit," sagte er, „erinnere ich mich, in Franken auf dem Lande häufig das Sprichwort gehört zu haben: der Mann ist verloren, der Jude schaut bei ihm zum Fenster heraus. Es sprach sich darin die allgemeine Ansicht des Volkes aus, daß der christliche Landmann nur, indem er sich von den Juden fern halte, sicher sei, daß er schon dem sichern Verderben verfallen sei, sobald er nur mit den Juden auf einem vertrauten Fuße stehe; und schon zieht man sich von ihm wie von einem Verfehmten zurück; er ist, glaubt man, bereits von einem Netze des Verderbens umsponnen, dem er nimmermehr zu entrinnen vermag. Und nicht mit Unrecht. Man muß es mit angesehen haben, dieses oft Jahre lang fortdauernde, und zuletzt doch vergebliche Ringen des umstrickten Landmannes, sich wieder frei zu machen von der künstlich gesteigerten Schuld und den erschöpfenden Zinsen, die ihn gleich unzerreißbaren Stricken an jeder freien Bewegung hemmen, und zuletzt in den Abgrund hinabziehen. Man muß sie beobachtet haben die kalte lauernde Berechnung, mit der in jenen Gegenden der Jude seine Schlachtopfer langsam aber sicher faßt, mit der er, keinem Mitleid, keinem Erbarmen Raum gebend, den ihm Verfallenen eben so ruhig aussaugt, wie der Anatom einen Leichnam zerlegt; man muß

das alles in der Nähe gesehen haben, und man wird unwillkürlich erinnert an jene Schilderung des römischen Dichters, wie Laokoon, von der Schlange erreicht, sich vergebens abmüht, die Ringe, die sie um ihn geschlungen, zu zerreißen, wie sie nur fester seine Glieder einschnürt und endlich ihn erdrückt."[23])

Herzerquickend und erhebend mußte dagegen auf Döllinger wenige Tage nachher (22. August) die Weiherede des Vaters als Prorektors der Universität bei der Aufstellung der Büste Sr. Königl. Hoheit des Hochwürdigsten Fürsten und Erzbischofs Karl Theodor... von Dalberg auf dem Bibliotheksaale wirken. Die Universität hielt sich dazu verpflichtet, weil Dalberg, früher Domprobst und Rector magnificus in Würzburg, einen seit langer Zeit gesammelten Fond in der Höhe von 68,000 Gulden nach der definitiven Vereinigung Würzburgs mit Bayern unter der Bedingung der Universität zuwies, daß aus dessen Interessen Bücher anzuschaffen seien, daß aber, so lange er lebe, nichts davon verlauten dürfe. Die Aufgabe des Festredners war, wie es heute scheinen mag, eine heikle, da selbst greise Männer, deren Jugend in jene Zeiten zurückgeht und deren Väter Dalberg als Beamte dienten, den Kurfürsten nur noch als einen Verräter am Vaterlande zu verurteilen wissen. Die damalige Generation, selbst durch die Leiden und Drangsale gegangen, die Schwierigkeiten der Verhältnisse noch in frischer Erinnerung tragend, urteilte milder und mit Rücksicht auf Bayerns ehemalige Zugehörigkeit zum Rheinbunde zurückhaltender. Das zeigt auch Döllingers Rede, welche namentlich Dalbergs Weisheit und Herzensgüte preist und daran allgemeinere wertvolle Gedanken über Nationalgeist, Nationallitteratur und die Wichtigkeit der Universitäten knüpft:

„Kleine beengte Staaten mögen wohl der Schulen bedürfen; es gibt so manche gewöhnliche Beschäftigung, die nicht ohne einige Gewandtheit des Geistes getrieben werden kann;

gewisse Formen müssen erlernt, einige Kenntnisse in Umtrieb gesetzt werden; im Übrigen bleibt alles in häuslicher Ruhe, so lange man sich auf fremde Großmut oder auf das Princip des Gleichgewichts verlassen darf. Der große Staat kann damit nicht bestehen, er bedarf eines großen Ansehens, um mit Nachdruck sprechen zu können, wo es auf Entscheidung des Völkerschicksals ankommt; und wodurch könnte er die Achtung welche er fordert, verdienen, als durch seinen fest ausgebildeten Nationalgeist? Diesen aber müssen Künste und Wissenschaften erzeugen, die Nationallitteratur muß ihn nähren und erhalten. So fordert es die europäische Kultur; so lehrt es uns auch die Geschichte; zur Zeit, wo am herrlichsten bei einem Volke die Wissenschaften blühten, da war auch seine Kraft nach außen am vollkommensten entwickelt, seine historische Bedeutung am glänzendsten. — Mit welchem Schimmer haben nicht Frankreichs Gelehrte ihren König Ludwig XIV. umgeben? Wie mächtig wirkte auf Europa Frankreich durch seine wohlgebildete Sprache? War es nicht die allgemeine Bewunderung dieses inneren Blühens, dieser Glaube an die Macht der Volkskultur, der auch in der drangvollsten Lage das an Geld und Mannschaft erschöpfte Land rettete? Würde man wohl in unseren Tagen ein großes Reich zu teilen unternommen haben, wenn eine durchgreifende Nationalbildung die Tapferkeit seiner Edeln geregelt hätte? wenn die Befreier Wiens gewußt hätten, die Feder so gut als den Säbel zu führen? Haben uns doch neuerlich Beispiele gezeigt, daß, wie einst Philipp des griechischen Redners Sprache, so noch heut zu Tage der feindliche Zwingherr des Deutschen Schrift mehr als Waffen gefürchtet habe. — Dieses Entwickeln des Nationalgeistes, dieses Schaffen einer Nationallitteratur, welche zeugen von dem inneren Leben des Volkes, von der Stufe seiner Bildung, von dem Willen und der Kraft der Gemüter, wird nicht durch Schulen erreicht, das müssen die Universitäten er-

wirken. Sie entstanden, als Europa aus der Verwirrung in die Klarheit eintrat, sie bestehen als Zeichen europäischer Bildung, mit ihrem Flore stieg die Menschheit, nach ihnen wenden die in die Kultur eintretenden Völker ihre Blicke, sie wurden mit großen Vorrechten versehen, weil nur in der Freiheit Wahres und Vollendetes gedeihen mag. Auf der Universität sind alle Fächer menschlichen Wissens vereint, um in einander eingreifend sich wechselseitig zu unterstützen, und zur Bildung des Ganzen sich zu durchdringen; sie gibt dem Lehrer Gelegenheit, ruhig und ungestört für das Wahre und Gute zu wirken, der Vortrag übt in allseitiger Betrachtung und führt zur Vollendung, die Begierde des Aufnehmens belebt das Forschen und fördert das Fortschreiten; auf ihr versammelt sich die zur Mannheit reifende Jugend, der Kern des Staates, da wandelt sich neugierige Wißbegierde in bleibende Arbeitsamkeit um, als Gefühle erregte Ideen befestigen sich zu dauerhaften Maximen des Handelns, der immer in Übung erhaltene Geist wird gewandt, seine Kraft vervielfacht, die That begründet.

„Namentlich hat sich vor anderen Ländern Deutschland durch seine vielen und immer lebendig regsamen Universitäten ausgezeichnet, und es ist nie verkannt worden, daß die ganz eigentümliche, durch alle Klassen des Volks in schönem Ebenmaße verbreitete Kultur die Folge davon sei. Aber auch wo es das Große und Mächtige galt, haben deutsche Universitäten entschiedenen Einfluß gehabt; eigentlich hat Deutschland nur Einmal durchgreifend und epochebildend auf die Welt eingewirkt, und dieses Einemal von einer seiner Universitäten aus. Wahrlich, Wittenberg's Name wird ewig in der Geschichte glänzen! Unserm Carl Theodor war dies wohl bekannt. — —

„Da alles Wissen ursprünglich nur Eines ist, nur Eine Wurzel, nur Einen Zweck hat, so muß auch jede Art des-

selben, um Realität und Bedeutung zu bekommen, in den Organismus des Ganzen eintreten; was nicht harmonisch einzugreifen vermag in dieses lebendige Ganze, ist ein toter Absatz, der früher oder später nach organischen Gesetzen wieder abgestoßen wird. Wir dürfen uns daher nicht vorstellen, als bestehe das Vervollkommnen der Wissenschaften in einem Fortschreiten von Stufe zu Stufe, wobei jedesmal die vorhergehende überflüssig werde, und als verlassene keiner Beachtung mehr wert sei; vielmehr müssen wir einsehen, daß jede Entdeckung, jeder neue Gedanke, jede gewonnene Ansicht erst durchgebildet werden müsse durch alle vorhergehenden Versuche, durch alles was schon erfunden und gedacht worden, ehe sie würdig ist, in die Einheit der Wissenschaft einzugehen. Das Alte liegt also nicht vor uns als verwerflicher, unbrauchbar gewordener Haufe von Versuchen des menschlichen Geistes, die erst gemacht werden mußten, ehe die Wahrheit in unseren Tagen erscheinen konnte; denn gerade das dem Fortschreiten so nützliche Zurückkommen auf das Alte ist es ja, was eigentlich die Gelehrsamkeit, ohne welche keine Wissenschaft sein kann, ausmacht. Jahrhunderte haben sich im Wahrnehmen, Erfahren und Experimentieren abgemüdet, und in unseren Tagen hat man erkannt, daß man wieder zu Plato's göttlichen Ideen zurückkehren müsse, wenn der gesammelte Stoff beseelt und organisiert werden sollte. Viele neuere Völker haben in der Gesetzgebung alles Genie aufgeboten, und noch bleiben die römischen Gesetze eine nie versiegende Quelle des Studiums der Jurisprudenz. Schon haben alle kultivierten Nationen ihre Dichter, Redner, Geschichtschreiber, allein noch immer kehren wir zu Homer, Cicero, Thukydides, Tacitus zurück. Nur in diesem steten Verschmelzen des Neuen mit dem Alten wird der Genius der Menschheit offenbar. — Aber so wenig wie an Zeiten ist dieser Genius an Orte gebannt. Es mag und soll jedes Volk seine Nationallitteratur besitzen, es soll sich freuen in der ihm

eigentümlichen Art das Wissen darzustellen; aber keines kann sich schmeicheln, das Höchste errungen zu haben: eben was in den Wissenschaften volkstümlich ist, ist eine Besonderheit, eine vereinzelte Form, durch welche allein die Absolutheit des Ganzen nicht ausgesprochen werden kann. Darum müssen die Gelehrten der Nationen unter sich wieder einen eigenen Verein schließen, damit sie sich besprechen, sich einander verständlich machen, und mehrere Beobachtungsweisen aneinanderhaltend der allgemeinen und einzig würdigen Form sich nähern. Italienische Heiterkeit, französische Gewandtheit, deutsche Gründlichkeit und englischer Tiefsinn mögen zusammentreten, um mit Bestimmtheit, Anmut und Würde die Geheimnisse des Geistes auszusprechen.

„Hier sehen wir den Zweck, den Sinn unserer Bibliotheken! gesammelt sind sie, die Geisteswerke aller Zeiten, aller Völker, daß sie in ihrer Vereinigung zeugen von dem Wesen der Wissenschaft. Hier treten die Toten in ihrer Unsterblichkeit zu uns ein, die Entfernten kommen in unsere Nähe und begleiten uns als lichte Gestirne unseres ohne sie finsteren Wandels. Da stehen sie in Sitte, Beispiel, Ermunterung, heiligem Willen, ernstem Gesetze; sie kommen entgegen in mancherlei Verkleidung, als Freunde, Warner, Lenker, Tröster; mit uns verbrüdert durch gleichen Durst nach Wahrheit, teilen sie den Genuß der Gegenwart, da wir fortsetzen, was sie angefangen, gemütlich annehmen, was sie an schönen Gaben uns bringen, es erhalten, pflegen, uns seiner freuen. — In diesen Verein der Geister ruft uns Carl Theodor, indem er ihn geschaffen; so ist es denn unsere Pflicht, seinem Rufe zu folgen, sein Vermächtnis zu ehren, indem wir seinen Willen erfüllen."

Den unmittelbaren Eindruck dieser Rede des Vaters auf den Sohn kennt man nicht; aber sie zeigt die geistige Atmosphäre, welche Döllinger im Vaterhause atmete. Über Witten-

berg wird er freilich damals die Meinung des Vaters kaum ganz geteilt haben, ihr kam er erst als Greis näher. Auch über Dalberg sprach er wenigstens später eine andere Auffassung aus. Aber was der Vater von der Wissenschaft, der Nationallitteratur, den Universitäten und ihrem Wert sprach, das sind Gedanken, die sich auf den Sohn vererbten, seine wissenschaftliche Auffassung bestimmten, und in seinen verschiedenen Rektoratsreden wiederkehren. Und wenn einer des Vaters Ruf folgte, in den Verein der Gelehrten der Nationen einzutreten, um an der italienischen Heiterkeit, der französischen Gewandtheit, der deutschen Gründlichkeit und dem englischen Tiefsinn zu lernen, mit Bestimmtheit, Anmut und Würde die Geheimnisse des Geistes auszusprechen, so war es der Sohn. Nur auf dem vom Vater hier vorgezeichneten Wege befähigte er sich, der Theologie einen tieferen Gehalt zu geben, später als Sekretär der historischen Klasse und als Präsident der bayerischen Akademie die Welt mit so kostbaren und glänzenden Gaben seines Geistes zu beschenken. Er wird aber auch darum für die weise Leitung des Vaters dankbar gewesen sein, weil er ihn von der Verirrung „jener Deutschen" zurückhielt, „welche nach den Freiheitskriegen, in bitterer Erinnerung an die lange erduldeten Unbilden, von allem Französischen, bis zur völligen Entfremdung, sich abwandten und dieß nachher — ich habe dieß oft bemerkt — sehr bereut haben".[25])

Es dauerte indessen nicht lange, und die Universitäten, denen Vater Döllinger eine so große Rolle in seiner Rede zugeteilt hatte, waren in ihrem Bestande bedroht. Das Wartburgfest hatte bereits die Regierungen gegen sie eingenommen und auch die bayerische veranlaßt, ein neues Verbot geheimer Gesellschaften zu erlassen und eine Untersuchung anzuordnen, ob das Fest auch von Angehörigen bayerischer Universitäten besucht worden sei (1817). Noch mehr regte die Ermordung Kotzebue's durch den Studenten Sand (1819, März 23.) auf.

Der Sturm, welcher aus diesem und anderen Gründen losbrach, drohte die Universitäten überhaupt von dem deutschen Boden wegzufegen. Auch Vater Döllinger war durch diese Erscheinungen aufs tiefste beunruhigt, und wie er mußte jeder gebildete Deutsche sich fragen: woher kommen diese aufregenden Erscheinungen an den Universitäten, und sind sie wirklich von der Wichtigkeit, daß ihretwegen dieses Erbe der Väter vernichtet werden müsse? Zeichen der Zeit waren sie gewiß; aber gerade diejenigen, welche vor allen berufen waren, sie zu deuten, die Regierenden, verstanden sie nicht, wohl schon aus dem Grunde nicht, weil sie ihr eigenes Verschulden hätten eingestehen müssen. Andere mußten deswegen das Auge wieder klar zu machen und den Sturm zu beschwören suchen. Und es waren nicht zum wenigsten hervorragende Männer der Wissenschaft, wie Savigny, Dahlmann, Schleiermacher, welche ihre Stimmen erhoben. Als Wortführer für Würzburg gesellte sich ihnen aber Vater Döllinger zu — tadelnd und lobend, doch auch die Regierungen mit allem Ernste an ihre Pflichten gegen Gelehrte und Künstler, Professoren und Universitäten mahnend.

„Zwar haben," schrieb er zürnend, „die Schicksale deutscher Universitätsmänner und der Wechsel ihrer Lebensverhältnisse immer merkwürdig genug geschienen, um ihnen eine Stelle in den politischen Zeitungen zu widmen, zwar haben die allgemein verbreiteten gelehrten Zeitungen mit ihrem Lob und Tadel, mit ihren Streitigkeiten und indifferenten Notizen immer bei dem Publikum neugierige Leser gefunden, zwar hat der ehemalige Reichstag zu Regensburg sonst wohl Studentenhändel und Lehrvorträge, so noch in neueren Zeiten Kants Philosopheme zur Beratung gezogen;[26]) allein eine so allgemeine Teilnahme an dem Gesamtwesen der deutschen Universitäten, ein solches Breittreten der unbedeutendsten Studentenhändel, eine so erhöhte Empfindlichkeit der Herren Diplomatiker gegen das Uni-

versitätswesen, so gewaltthätige, zum Teil rohe Angriffe auf die Universitäten, ein solcher Drang, diese seit Jahrhunderten bestandenen Institute umzukehren oder zu verkehren, ist wohl nie gewesen.“ Aber wer hat die Schuld daran zu tragen? Die Universitäten nicht; denn sie haben sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, und „nichts kann dem Gemüte des Jünglings fremdartiger sein als Politik.“ Allein „man hat vor einigen Jahren die auf den deutschen Universitäten studierenden Jünglinge mit Gewalt in die Politik hineingezogen, und ihnen, der Himmel weiß, welche Staatsansichten eingeimpft. Was mag wohl der Zweck dieses unnatürlichen Frevels gewesen sein? Suchte man ein paar hundert Musketenträger mehr zu gewinnen? wollte man vielleicht den aus den stehenden Heeren durch den Gamaschendienst vertriebenen Geist zurückführen? Oder war in der grenzenlosen Verwirrung der Sinn so umnebelt, daß man nicht wußte, welchen Zweck man haben solle, welche Mittel in der Not ergreifen? — Wenn nun nicht zu leugnen ist, daß der Eifer der gebildeten deutschen Jugend, mit welchem sie sich dem Dienste ihrer Vaterstaaten widmete, viel Herzerhebendes gehabt habe, so muß man doch auch gestehen, daß man immer noch nicht recht einsieht, wozu denn dieses Aufhetzen genützt habe. Inzwischen waren einmal die Gemüter aufgeregt, die Studierenden in fremdartige Ideen verwickelt, und am Ende mußte das heimliche Gefühl, daß das positiv Geleistete mit einem solchen Allarm nicht im Verhältnis stehe, immerhin selbst unbewußte Verbitterung erzeugen, so daß, nachdem das Schicksal sein Urteil auf gar wunderbarliche und unbegreifliche Weise an dem Usurpator vollzogen hatte, die erregte Einbildungskraft, mit sich selbst unzufrieden, ein neues Ziel thätigen Strebens suchte. Mittlerweile sahen auch die Kabinette sich auf einmal von aller seit 30 Jahren ausgestandenen Angst befreit, ohne zu begreifen, woher ihnen dieses Heil gekommen oder womit sie es verdient hätten, und

konnten auf solche Weise auch nicht recht zum Gefühl der Sicherheit gelangen; so daß nun auf der einen Seite ein unstetes Verlangen und Treiben, auf der andern eine unsichere, Blößen darbietende Stellung erkenntlich werden mußten. Inzwischen ist die ganze Lage der Dinge von keiner hohen Bedeutung: die Gemüter werden wieder ruhig werden; die Universitäten werden das Fremdartige wieder ausscheiden, und vielleicht ist die neueste Explosion durch eine That, der man keinen Raum geben kann, ein Mittel dazu, weil hier recht offenbar wurde, daß die aufgereizte Jugend mit Windmühlen ficht."

Daneben verkennt Döllinger nicht, daß „auch an diesen verehrungswürdigen Werken der Zahn der Zeit nagt; aber darin besteht die Regierungsweisheit, daß in allem der altertümliche Volksgeist erhalten, und doch das Fortschreiten nicht gehemmt werde. Ein Institut ist bald umgeworfen, dazu bedürfen wir keiner Regierungen, das kann der einbrechende Feind noch viel geschwinder; in unserer Volkseigentümlichkeit wollen wir geleitet, bewahrt, zum Bessern ohne Verlust geführt sein." Wie die Universitäten nur aus ihrem Wesen begriffen werden können, so ist auch eine Reform derselben nur aus der Erkenntnis desselben möglich. Das wolle er darthun, und die folgende Auseinandersetzung zeigt ihn in der That als einen kompetenten Wortführer für die Universitäten, bei denen es sich um die Heiligtümer der Menschheit und das Wohl des Staates zugleich handle. Denn „zwei Heiligtümer hat die Menschheit: Die Wahrheit und die Schönheit. In der Erkenntnis jener, in der Darstellung dieser erstrebt der menschliche Geist seine Vollendung. Was wäre ein Staat, wenn ihm das Streben nach dem Höchsten, was der Mensch hat, fremd bliebe? Ein Haufe rohen Pöbels, der in sich selbst den Keim der Zerstörung trägt. Aber eben darum, weil die menschliche Vernunft nach einer Vereinigung der Menschen zum Staate

hintreibt, treibt sie sie auch zur Kultur, zum Sinnen und Trachten nach dem Wahren und Schönen. Daher die Würde des Gelehrten, des Künstlers; daher die Pflicht der Staatsverwalter, Wissenschaften und Künste zu befördern.“ Dieser Pflicht kommen sie aber nach, „wenn Gelegenheit gegeben ist, daß sich mehrere Gelehrte vereinigen können, — durch Unterstützung des Experimentierens, durch Anlegung von Sammlungen, durch Bibliotheken, — durch hinlängliche Dotierung der gelehrten Gesellschaften und großmütige Freigebigkeit gegen die Gelehrten“, damit nicht, wie es geschehen, „tüchtige Männer auf deutschen Universitäten durch Nahrungssorgen zu Grunde gehen.“

So weit gingen jedoch die Regierungen, als ihre Delegierten in Karlsbad zusammentraten, nicht, daß sie die Universitäten ganz aufhoben; aber die Karlsbader Beschlüsse (1819, Sept. 20.), welche die Bundesversammlung alsbald (Okt. 16.) ratifizierte, legten sich doch wie ein schwer beengender Alb auf die Universitäten. Schriften unter zwanzig Bogen unterlagen der Zensur; für ihre Universitäten insbesondere mußten die einzelnen Staaten landesherrliche Bevollmächtigte abordnen, „welche nicht bloß die geheimen Verbindungen unter den Studierenden zu entdecken oder zu verhindern, sondern auch den Geist der Vorträge der Professoren zu überwachen hatten“; in Mainz aber sollte von Bundeswegen eine Zentralbehörde die Untersuchung der in mehreren Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe fortsetzen u. s. w.

Der junge Döllinger litt persönlich nicht unter diesen Maßnahmen der Regierungen. Er wird sie auch nicht so schwer empfunden haben, als der Vater und seine Kollegen, für die schon der Gedanke einer bureaukratischen Überwachung ihrer Lehrthätigkeit drückend genug sein mußte. Er scheint vielmehr den reichsten Gewinn für sich aus dieser Bewegung gezogen zu haben. Zwar ist es für den Enkel und Sohn von

Universitätsprofessoren selbstverständlich, daß er nach der Tradition der Familie eine Wertschätzung für die Universitäten hegte; aber die Liebe, mit welcher der Vater an ihnen hing, hatte jetzt durch seine Schrift eine neue beredte Begründung erfahren, so daß sie auch dem Sohne als liebwerte Institute, als die höchsten Schätze seines Volkes erscheinen mußten. Und in der That kam er darin seinem Vater nicht nur gleich, sondern übertraf ihn noch. Angriffe auf die Universitäten veranlaßten ihn, noch in hohen Jahren in die Journalistik einzugreifen, und nie wurde er müde, immer wieder die Universitäten aufs beredteste als den Stolz des deutschen Volkes zu feiern, als „die adäquateste Form, in welcher die deutsche Individualität zum Ausdruck, ihr geistiges Bedürfnis zur Befriedigung gelangt."

Entschiedener als je wollte Döllinger seit 1819 Theologe werden, denn frühestens in dieses Jahr fällt seine definitive Entscheidung, da er seine kurzen und lückenhaften Aufzeichnungen unter der Überschrift „Einwirkungen" mit den Worten beginnt: „das Erscheinen des Systema theologicum von Leibnitz", dieses aber erst 1819 in Paris aus dem Nachlaß des St. Sulpizianers Emery, dem Leibnitz' Handschrift im Jahre 1810 zur Abschrift aus Hannover nach Paris gesandt worden war, erschienen ist. Die Schrift, „eine philosophische Verteidigung des Katholizismus, reich an bedeutsamen Gedanken und einschmeichelnd geschrieben,"[27]) machte ungeheures Aufsehen. Man betrachtete sie nicht nur als „sein religiöses Testament", sondern nahm auch an, daß Leibnitz wenigstens innerlich römisch-katholisch gewesen sei. Für Döllinger war aber zu den früher genannten Konvertiten ein neuer, der umfassendste deutsche Geist, dessen Gelehrsamkeit noch von keinem andern erreicht worden war, hinzugekommen. Kein Wunder, daß er dadurch noch mehr in seinem Entschlusse befestigt wurde. Trotzdem hatte er jetzt erst einen eigentlichen Kampf zu be-

stehen. Es wollte ihm nämlich durchaus nicht gelingen, in die geistliche Laufbahn zu gelangen, da seine Hoffnung, endlich im Herbst 1819 in das Bamberger geistliche Seminar aufgenommen zu werden, wieder nicht in Erfüllung ging, und er ein weiteres Semester in Würzburg bleiben mußte. Das konnte der Vater nicht länger ertragen, er verlangte, daß Ignaz anfange, juristische Vorlesungen zu hören; und wahrscheinlich teilte er ihm auch seine Bedenken gegen den Cölibat mit, da den Worten über seine Wahl der Theologie zur Seite bemerkt ist: „Hippel von der Ehe“ — ein Buch, das ihm freilich die Ehe nicht besonders wünschenswert erscheinen lassen konnte. Döllinger fügte sich dem Wunsche des Vaters; denn an der Spitze der von ihm im Wintersemester 1819/20 belegten Vorlesungen steht wirklich: Rechtsencyklopädie und Methodologie bei Prof. Brendel, dann Dogmatik bei Onymus, zweimal Exegese der Bibel und wieder biblische Philologie bei Fischer, Harmonielehre bei Fröhlich, einem hochgeschätzten Musiker. Doch scheint er ohne Inskription bei Brendel auch in der Rechtsgeschichte und bei Kleinschrodt im Römischen Recht hospitiert zu haben, ohne daß sie ihn gefesselt hätten; ihre Vorträge waren ihm bald verleidet, der Gedanke, Jurist werden zu können, aufgegeben. Im Sommersemester 1820 findet er sich wieder ausschließlich an der theologischen Fakultät auf biblische Philologie bei Fischer und Pädagogik bei Fröhlich inskribiert.

Sonst ist aus dem Studienjahre 1819/20 über ihn nur eine Nachricht Platens erhalten, der im Mai 1820 von Erlangen, wohin er im Herbst 1819 übergesiedelt war, und wo er alte und neue Freunde, die ihn interessierten, gefunden hatte, nach Würzburg gekommen war und in einer „kurzen Reisechronik“ erzählt: „Im Schloßgarten, wo ich mich niedergelassen hatte, fand ich den jungen Döllinger, der mich, trotz jenes Fehdebriefes wieder anredete, und dem ich mich gefällig

bewies. Unser Gespräch fiel, wie natürlich, auf Literatur, und ich versprach, ihn die ‚Renata‘ (von Friedrich von Heyden) lesen zu lassen, die ich von Erlangen mitgebracht hatte. Von Seite seines Gemütes wirkte er aber auch diesmal nicht vorteilhaft auf mich.“ Später heißt es: „Sodann besuchten wir (Platen und Gruber) den jungen Döllinger. Mit diesem habe ich eine Bücherkorrespondenz beschlossen. Er will mir mehrere Werke aus der Würzburger Bibliothek und aus seiner eigenen schicken und ich schicke ihm dafür spanische Werke.“ Am 25. Mai morgens ist Platen wieder bei Döllinger, um die „Renata“ zu holen; ebenso am 26. nachmittags, worauf sie die Buchläden besuchten. Dadurch war die Verbindung mit Platen wieder hergestellt, und die Bücherkorrespondenz erhielt sie auch weiterhin. In Platen war ja inzwischen ebenfalls eine innere Wandlung vorgegangen, wie er selbst nach der Umarbeitung seines „Sieg der Gläubigen“ bemerkt (1820, August): er habe ihn nun so gestaltet, „daß er mit meinen jetzigen Ansichten übereinstimmt und Jedermann vorgelegt werden kann. Dabei mußte freilich der damalige Ketzer sich gefallen lassen, ebenfalls persifliert zu werden,“ wie es Döllinger gewünscht hatte.

Doch nicht bloß die abgebrochene Beziehung zu Platen wurde wieder aufgenommen, im Sommer 1820 knüpfte Döllinger eine Freundschaft, welche erst der Tod wieder löste. Mit Beginn des Sommersemesters war ein junger Studierender der Medizin nach Würzburg gekommen, dessen Abstammung schon ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen konnte — Victor Aimé Huber. Sein Vater Ludwig Ferdinand war der intime Freund Schillers und später als sächsischer Legationssekretär am kurfürstlichen Hofe zu Mainz auch der des Weltumseglers Prof. Georg Forster, der sich in den Stürmen der französischen Revolution verlor; seine Mutter Therese die geistreiche und gebildete Tochter des seinerzeit be-

rühmten Professors der Altertumswissenschaften Heyne in Göttingen, in erster Ehe mit Georg Forster verheiratet. Beide entfalteten eine geschätzte schriftstellerische Thätigkeit; doch war der Vater, der als feiner Kritiker der französischen und deutschen Litteratur galt, schon im Jahre 1804 als Landesdirektionsrat der bayerischen Provinz Schwaben und zugleich Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“ gestorben. Die Mutter hatte darauf den kleinen Aimé dem bekannten Fellenberg zur Erziehung übergeben; aber ehe er seine Erziehung in Hofwyl beendigte, glaubte sein feinfühlendes, etwas selbstbewußtes und dem Zwang abholdes Wesen sich so verletzt, daß es mit Fellenberg zu einem schroffen Bruche kam. Katholisch getauft, da der Vater es auch war, gehörte Huber in Hofwyl keiner Konfession an, und als die Mutter eine Entscheidung wünschte, kam weder er noch Fellenberg zu einem Entschlusse. In Göttingen, wo seine Großmutter noch lebte und die Professoren Heeren, Blumenbach und Reuß zu seinen Verwandten zählten, hatte er mit Fleiß, aber ohne innere Neigung Medizin studiert, dagegen alle Zeit, die er seinen Fachstudien abringen konnte, auf das des Alt- und Mittelhochdeutschen, des Italienischen, Spanischen und Portugiesischen und der in diesen Sprachen vorhandenen Hauptwerke verwandt, aus denen er manches für das von der Mutter redigierte, bei Cotta verlegte „Morgenblatt“ übersetzte. Zwar den burschenschaftlichen Bestrebungen abgewandt, war er doch mit den politischen Zuständen des Vaterlandes unzufrieden und betrachtete es, als er von den Kämpfen in Südamerika um die Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft, dann von denen in Spanien selbst gegen den Absolutismus hörte, als die beste Gelegenheit, den ihn anekelnden heimatlichen Verhältnissen entrinnen und zugleich für die Freiheit der Völker seine Kraft einsetzen zu können. Mit Mühe hielt die Mutter ihn zurück und bestimmte ihn, wenigstens sein medizinisches Studium abzuschließen, und zwar, da er die

bayerische Staatsangehörigkeit besitze, an einer bayerischen Universität. Verdrießlich macht er sich in Würzburg an die Vorbereitung auf das Doktorexamen, wird aber noch verdrießlicher, da er wegen Abgangs eines Gymnasialreifezeugnisses vorher noch eine Prüfung aus Geschichte, Philosophie und Mathematik bestehen muß. Dazu klagt er, daß es ihm an erträglichem Umgang fehle, ein Mangel, den wohl er, eine ähnlich verfaßte und gestimmte Persönlichkeit wie Platen, am meisten selbst verschuldet hat. Die Medizin und die Naturwissenschaft überhaupt als ein Gebäude ohne Fundament, die Theorie derselben als durchaus trügerisch betrachtend, kirchlich ebenfalls isoliert, hatte er nur einen einzigen Anknüpfungspunkt, die Litteratur und Sprachen. Diese allein führten ihn auch mit Döllinger zusammen; aber aus diesem Umgange, der ohnehin ziemlich beschränkt bleiben mußte und ihn mit einem jungen Manne in Berührung brachte, welcher nach seiner Auffassung das notwendige Übel auf der Welt, den geistlichen Stand, als Beruf gewählt hatte, konnte höchstens ein Verhältnis entspringen, wie das Platens zu Döllinger war. Trotzdem kam es zwischen beiden zu dem freundschaftlichen Du, und Döllinger nannte später Huber gern, auch öffentlich, seinen „Jugendfreund".[28])

Der Ursprung der Nachrichten über Döllingers Würzburger Studienzeit bringt es mit sich, daß man fast nur über seine litterarischen und sprachlichen, nicht auch über seine theologischen Studien unterrichtet ist. Platen, der sich um die letzteren nicht interessierte, sah darum nur, daß Döllinger „sich hauptsächlich mit Sprachen und Historie beschäftigte". Diese Angabe ist nicht richtig. Nach einer Aeußerung Döllingers selbst muß er schon damals auch als eifriger Theologe die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt haben, da Alexander Fürst von Hohenlohe, geistlicher Rat beim bischöflichen Vikariat in Bamberg, sich an ihn mit dem An-

sinnen wandte, er möge ihm zur Abfassung einer theologischen Doktordissertation behilflich sein.

Endlich im Herbst 1820 wurde Döllinger in das geistliche Seminar in Bamberg einberufen, ein Ereignis in seinem Leben, das er sogleich auch Platen, der ihm seine gesammelten 100 Epigramme geschickt hatte, mitteilen zu sollen glaubte.

Drittes Kapitel.

Am Lyceum und im geistlichen Seminar in Bamberg. Berührung mit Fürst Alexander von Hohenlohe. Priesterweihe. Kaplan in Marktscheinfeld.

Die Verhältnisse in Bamberg hatten sich seit dem Abzuge des Vaters Döllinger nach Würzburg wesentlich verändert. Das Fürstentum war dauernd an Bayern gefallen, und die Säkularisationskommissäre hatten in unverantwortlicher Weise in dem säkularisierten Fürstbistum gehaust und das katholische Volk tief erbittert. Daß einer derselben in einem Schweinstalle plötzlichen Todes starb, galt als eine gerechte Strafe des Himmels. Das Bistum selbst war seit dem Tode des zweiten Bischofs Georg Karl von Fechenbach, zugleich Bischof von Würzburg († 1808), erledigt, so daß nur ein Vikariat die Geschäfte des Bistums wahrnahm. An die Stelle der ehemaligen Universität waren eine Landarztenschule und ein königliches Lyceum mit zwei philosophischen und drei theologischen Jahreskursen getreten, dessen Geist sich, da die früheren Professoren großenteils an dasselbe übergingen, anfänglich kaum viel von dem an der aufgehobenen Universität herrschenden, mehr oder weniger rationalistischen, unterschied. Erst allmählich wurde es anders. Die kirchlichere Richtung, welche als ein naturgemäßer Rückschlag nach der langandauernden Zerrüttung der

kirchlichen Verhältnisse eintrat und ihre Träger in den Eichstätter „Konföderierten“ hatte, fand auch hier Boden. Die Professoren der Theologie, Frey, der damals sehr bekannte und einflußreiche Kanonist, und Stapf, der Verfasser des weitverbreiteten und vielgebrauchten Buchs „Vollständiger Pastoralunterricht über die Ehe“, gehörten ihnen an. Dieser, zugleich Regens des geistlichen Seminars, brachte einen anderen Geist auch in dieses Institut. Geradezu regenerierend wirkte aber ein junger Bamberger Theologe, der Dogmatiker Brenner, „einer der gelehrtesten katholischen Theologen“ in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.[1]) Die rationalistische Strömung verlief. Nur in wenigen Exemplaren, wie in dem Exmönch und Bibliothekar Jäck u. a., war sie noch im Klerus vertreten.

Als Döllinger anfangs November 1820 in Bamberg ankam, hatte zwar das Lyceum durch den kurz vorher erfolgten Tod der Professoren Frey und Stapf eine andere Zusammensetzung erfahren, aber der positive Geist herrschte trotzdem weiter. Brenner vertrat die Dogmatik und stand an der Spitze des geistlichen Seminars; Jakob Wagner stammte noch aus den Universitätszeiten, galt jedoch als tüchtiger Exeget, über dessen kirchliche Stellung nicht mehr geklagt wurde, und der neu hinzugekommene Regn lehrte Kirchengeschichte, Kirchenrecht, kirchliche Geographie und Statistik. Der Schüler dieser Männer wurde nun Döllinger, der die fünfjährige Studienzeit noch nicht vollendet und in Würzburg manches versäumt hatte, was in Bamberg zur genügenden Ausbildung eines Theologen als unerläßlich vorgeschrieben war. Er fing auch erst an, sich mit den orientalischen Sprachen zu beschäftigen, Kirchenrecht, das er in Würzburg noch gar nicht, und Kirchengeschichte, die er nur ein Semester gehört hatte, nachzuholen. Es mußte für ihn auch einen besonderen Reiz haben, nach Onymus Brenner über Dogmatik vortragen zu hören, der Ernst machte, die Studien der Zeitgenossen, namentlich über

orientalische Mythologien, mit der Dogmatik zu verbinden, allerdings nicht im Sinne Schellings, sondern in dem Friedrich Schlegels u. a. Döllinger oblag dem Studium mit Eifer und Erfolg, denn am Schlusse des Wintersemesters 1820/21 erzielte er zugleich mit zwei anderen, den späteren Pfarrern Franz Dresel und Melchior Hotzelt, den ersten, am Schlusse des Sommersemesters 1821, wo ihm Hotzelt den Rang ablief, den zweiten Fortgangsplatz. Es war dies indessen keine beschämende Niederlage, denn sein Rivale Hotzelt war in der That ein eminenter Kopf. Döllinger erinnerte sich überhaupt noch mit Vergnügen an diesen Bamberger Aufenthalt, wo er mit einer ganzen Reihe ausgezeichneter Köpfe zusammengetroffen sei. Die drei hervorragendsten seien aber Gengler (der spätere Professor der Kirchengeschichte und Domdechant in Bamberg), Hotzelt (gestorben als Stadtpfarrer in Ansbach) und Ammon (Professor der Physik in Passau) gewesen, überhaupt die schärfsten Köpfe, welche ihm in seinem Leben begegnet seien; allen voran aber Gengler, der, früh fertig, ihnen um ein Jahr vorangewesen sei. Dazu kamen die etwas jüngeren, mehr durch Fleiß als Geist hervorragenden, Deinlein, später Erzbischof, und Martinet, ein Sprachentalent, zuletzt Professor der Exegese in Bamberg.

Es war auch in dem Seminar, in welchem dadurch, daß fast jeder Alumnus sein besonderes Zimmer bewohnte, das Privatstudium ungemein gefördert wurde, unter Brenners nicht sehr strengem Regiment ein schönes Zusammenleben. Und wenn Döllinger auch die meisten, vielleicht alle an umfassender wissenschaftlicher Bildung überragte und es liebte, seine eigenen Wege zu gehen, so ließ er es dennoch seine Mitzöglinge so wenig fühlen, daß er noch viele Jahre später in ihren Briefen „der alte gute Döllinger“ heißt. Dazu kam seine Bedürfnislosigkeit, von der die anderen wieder Vorteil zogen. Denn ob seine Vormänner wenig oder nichts auf der Fleischplatte

übrig ließen, es verschlug ihm nichts, und das ihm zukommende Quantum Getränke (Bier) gab er ohnehin an die durstigeren Kommilitonen ab, um sich aus dem Erlöse Bücher anzuschaffen.[2]) Dagegen hatte er für die thörichten Streiche des gewöhnlichen Haufens im Seminar, von denen noch in den fünfziger Jahren erzählt wurde, keinen Sinn.

Noch angenehmer wurde seine Bamberger Studienzeit durch den großen und angesehenen Verwandtenkreis, an dessen Spitze seine Großmutter mütterlicherseits, eine ehrwürdige Matrone, stand. Sie kannte kein größeres Glück, als daß ihr Enkel Ignaz Geistlicher wurde, während er auf der anderen Seite wegen seines Geistes, seiner Litteratur- und Sprachenkenntnisse der Gegenstand der Bewunderung für die jüngere weibliche Verwandtschaft wurde. Brenner gestattete auch gerne, daß Döllinger, so oft er wollte, die Verwandten besuchte. Aber plötzlich waren Theologie und geistlicher Stand in Gefahr, und „schwärmte“ der junge Theologe für eine seiner Verwandten, „ein braves, hübsches Mädchen“, dessen Vater jedoch der ihm unbekannten Schwärmerei ein rasches Ende bereitete. „Ein anderer, vom Vater Begünstigter bewarb sich zu gleicher Zeit um die Gunst des Mädchens, und da Döllinger nichts war und nichts hatte, ein innerer Drang ihn auch mächtig zur Theologie zog, entsagte er seiner Schwärmerei, und das Mädchen heiratete den anderen,“[3]) einen Offizier. Über den Büchern war die kleine Episode auch schnell wieder vergessen.

Doch nicht bloß Bücher und Vorlesungen beschäftigten damals die Theologen in Bamberg. Schien doch durch die Gebetsheilungen des Fürsten Alexander von Hohenlohe in Würzburg und Bamberg das Wort, wie in den apostolischen Zeiten, sich neu bewähren zu wollen: „Es werden aber denen, die da glauben, diese Wunder folgen: ... Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden“ (Mark. 16, 16. 18). Und nicht nur Hohenlohe selbst, sondern auch

viele andere sahen die Vorgänge so an, daß Gott die römisch-katholische „Religion und Kirche, zumal in diesen Zeiten des Unglaubens und Sittenverderbnisses, zu verherrlichen“ beschlossen habe. Ein „göttlich unmittelbares Einwirken“ lag am Tage, und es war geschehen in der Absicht, „damit der in unseren Tagen so sehr gesunkene Glaube an die Gottheit Jesu wieder neu belebt werde unter den vielen Namenchristen, welche aus menschlichem Stolze ihren Verstand dem Glauben nicht unterwerfen wollen.“[4])

Die Nachricht von der ersten Gebetsheilung an einer kranken Prinzessin Schwarzenberg (1821, Juni 20.), wozu den Fürsten der Gebetsdoktor Bauer Martin Michel aus Unterwittighausen[5]) im Hause seines Verwandten, des Pfarrers Bergold in Haßfurt, angeregt hatte, war rasch von Würzburg nach Bamberg gedrungen. Volk und Klerus gerieten darüber in Aufregung: man sah Hohenlohe als einen von Gott begnadeten Heiligen an und fragte sich, wie man ihn bei seiner bevorstehenden Rückkehr nach Bamberg ehren solle. Nur der Dogmatiker Brenner hielt in diesen Tagen der Aufregung den Kopf hoch und wollte erst genauere Nachrichten über die Würzburger Vorgänge abwarten, ehe er sich ein Urteil darüber bildete. Unterdessen stieg aber die Spannung immer höher, bis endlich Döllinger einige Tage später einen Brief seines Vaters, der mit anderen medizinischen Professoren bei der Heilung der Prinzessin anwesend war, aus Würzburg erhielt. Sogleich bat sich denselben, der die Heilung zugab, aber nichts Außergewöhnliches daran fand, auch Brenner aus. Doch die Stimme der Vernunft vermochte sich noch kein Gehör zu verschaffen; Brenner stand allein. Wie ein Heiliger, erzählte Döllinger, sei Hohenlohe eine Stunde weit in Prozession eingeholt worden, und begreiflicherweise habe auch Bamberg der Wohlthaten des fürstlichen Gebetes teilhaftig werden wollen. Von Haus zu Haus, wo Kranke lagen, sei Hohenlohe von

der Volksmenge „förmlich eskortiert" worden. Da sei es natürlich auch für ihn von hohem Interesse gewesen, sich dem Fürsten nähern zu dürfen. Eines Tages, als er mit ihm auf dem Sofa gesessen, sei er auch der unmittelbare Zeuge von Hohenlohes Verfahren geworden, da der Diener meldete, eine Menge Leute sei unten im Hause versammelt und verlange nach dem Segen des Fürsten. Unter Klagen, daß er gar keine Ruhe mehr habe, habe Hohenlohe sich erhoben und oben von der Stiege aus die untenstehende Menge gesegnet. Aber kaum sei er zurückgekehrt gewesen, habe man von unten Murren vernommen, und sei der Diener neuerdings mit der Meldung erschienen, das Volk klage: nachdem es so weit hergekommen, wolle es auch einzeln gesegnet sein. Es sei dem Fürsten nichts anderes übrig geblieben, als dem Verlangen des Volkes nachzugeben.

Ganz Europa war bald von des Fürsten Wunderthaten voll. Die Meinungen aber teilten sich. Die einen glaubten fest an die Wirkungen des fürstlichen Gebets; die andern vermuteten, er bediene sich „geheimer, selbst erfundener oder von anderen erlernter Künste"; die dritten verlangten Einschreiten der Obrigkeit wenigstens gegen die öffentlichen Gebetsheilungen und Überwachung durch Polizei und ärztliches Personal. Es kam auch wirklich dazu, und die Opposition gegen den Wunderthäter ging gerade von Bamberg aus. Man ließ, berichtet der dirigierende Arzt des allgemeinen Krankenhauses, Chr. Pfeufer, den Fürsten im „Krankenhause seine religiösen Heilversuche in zwei auf einander folgenden Tagen an mehr als fünfzig Kranken vornehmen; aber nicht einen Fall können wir aufweisen, wo hierdurch Erleichterung, noch viel weniger aber Heilung bewirkt worden wäre, obgleich alle möglichen Bedingungen, die bei einem so edlen und erhabenen Werke gefordert werden, gesetzt waren".[6]) Unordnungen, welche bei dem Andrange großer Menschenmassen vorfielen, und Gefahren, welche entstehen

konnten, veranlaßten die weltliche und die kirchliche Behörde, Heilungsversuche an öffentlichen Plätzen zu verbieten. Der Fürst fügte sich. Indessen schien die ihm seitens des Kronprinzen Ludwig von Bayern zu teil werdende Einladung, „zu einiger Erholung“ nach Brückenau zu kommen, der Sache eine neue Förderung zu geben. In der That wiederholten sich in Brückenau die nämlichen Szenen wie in Würzburg und Bamberg, und hieß es bald allgemein, Kronprinz Ludwig sei durch Hohenlohes Gebet von seiner Schwerhörigkeit befreit worden und spreche in einem Briefe an Graf Seinsheim ausdrücklich von Wundern Hohenlohes.[8]) Doch auch hier mußte der Fürst seinem Drange Einhalt thun, und in einer „Erklärung aus Brückenau“ bat er selbst, man möge ihn „mit weiterer Zudringlichkeit verschonen und vor der Hand ihm keine Kranken mehr, weder aus der Nähe noch aus der Ferne, vorführen“. „Vor der Hand“ — denn aufgegeben hatte er seine Sache keineswegs. Er wollte nur die „weiteren Anordnungen“ des Bamberger bischöflichen Generalvikariats, sowie die von ihm (Juli 16.) in Rom erbetene Untersuchung und den Ausspruch des Papstes abwarten. Seine Anhänger mochten aber um so mehr auf eine günstige Entscheidung Roms hoffen, als „auch der Kronprinz von Bayern über seine eigene Heilung und über dasjenige, was vor seinen eigenen Augen in Brückenau geschehen sei, nach Rom berichtet haben“ sollte.[9])

Aber ehe von Rom eine Entscheidung eintreffen konnte, war ein heftiger litterarischer Streit darüber ausgebrochen, in dem eine ganze Litteratur für und wider Hohenlohe erschien, und zwei Lehrer Döllingers an der Spitze der Kämpfenden standen.

Der Würzburger Dogmatiker Onymus erklärte sich für Hohenlohe, und diese „Erklärungen eines Veteranen in der Gottesgelehrtheit konnten nicht ohne Wirkung bleiben: seine Schrift machte mehr Eindruck, als alles Übrige, was von Un=

eingeweihten oder Unrühmlichen Empfehlendes für Hohenlohe erschien". Dem konnte und wollte aber auch Brenner nicht stillschweigend zusehen, da er „sich ebenfalls durch sein Amt aufgefordert fühlte, sich über die sonderbaren Erscheinungen der Zeit auszusprechen und der Wahrheit auf den Grund zu kommen". Er löste seine Aufgabe mit großem Verständnisse und mit Einsicht; aber das Ergebnis war Hohenlohe nicht günstig. „Bloße Raketen von Wundern, die nach einem kurzen Schein und Puff in der Nacht wieder verschwinden und dann die ganze Gegend im Dunkel lassen, läßt Gott nicht aufsteigen. Er wirkt nicht für einen Augenblick und thut nichts halb. Dergleichen hinkende und wetterleuchtenartige Wunder erzählt die Geschichte von keinem Wunderthäter, kann sie auch nicht erzählen, denn mit ihrem schnellen Erlöschen wäre auch sogleich der Heiligenschein verschwunden." Damit war Hohenlohes Ansehen in Bamberg erschüttert, um so mehr, als auch Pius VII. vorläufig alle öffentlichen Heilungsversuche verbot und bei anderen die Stola gebraucht wissen wollte. Der Fürst zog sich 1822 nach Österreich zurück und überließ es einem Kaplan Forster bei St. Martin in Bamberg, die Gebetsheilungen fortzusetzen.

Döllinger sagte später: „Es gab allerdings Heilungen, solche Erscheinungen kommen öfter in der Kirchengeschichte vor; die außerordentlichen Gemütsaffektionen sind hinreichend, sie hervorzubringen". Das war die Auffassung seines Lehrers Brenner, der auch in seiner überarbeiteten Dogmatik die Hohenloheschen Wunder mit den Äskulap'schen in Parallele setzte, bei denen „auch die magnetische und psychische Kurart zuweilen wirksam gewesen sein mag. Die Erzählungen von den mancherlei Wunderkuren, die verschiedenen Inschriften und Denkmäler, das Benehmen der Priester, das Liegen im Tempel zu Nachtzeit, die Umgebung von anderen Kranken konnte allerdings die Phantasie erhitzen, lebhafte, auf den Krankheitszustand Bezug

habende Träume herbeiführen, und die Seele bis zu einem solchen Grade des Vertrauens, des Mutes und der Kraft spannen, daß sie das Übelbefinden des Leibes gleichsam überwältigte, oder gegen dasselbe gefühllos wurde, auf die nämliche Weise, wie die augenblicklichen sogenannten Wunderheilungen in unsern Tagen bewirkt wurden."[10]) Allein während seiner Studienzeit scheint Döllinger, wie sich später zeigen wird, doch mehr auf Seite Hohenlohes als auf der seines Lehrers Brenner gestanden zu sein.

Die in Würzburg mit Platen verabredete Bücherkorrespondenz mußte in Bamberg, wo Döllinger fremder war und die Bibliothek kaum dem Dichter wünschenswerte Bücher enthielt, unterbrochen werden. Gleichwohl ging Platen, der inzwischen mit seinen Ghaselen als Dichter hervorgetreten war, als er im Juli 1821 mit Graf Friedrich Fugger und einem Hannoveraner Bülow über Pommersfelden nach Bamberg kam, nicht an Döllinger vorüber, war aber, als er mit Fugger ihn im Seminar aufsuchte, von der mit ihm vorgegangenen Änderung so überrascht, daß er in sein Tagebuch schrieb (Juli 23.): „Anfangs erschrak ich wirklich vor dem schwarzen Talar und seinem ganzen Aussehen." Doch freute es den Dichter, der damals leidenschaftlich orientalische Sprachstudien trieb, daß Döllinger „auch angefangen hat, sich mit den orientalischen Sprachen zu beschäftigen".

Die Unregelmäßigkeit seiner Würzburger Studien rächte sich noch immer an Döllinger. Auch mit dem achten Semester hatte er noch nicht alles nachgeholt und mußte daher im Wintersemester 1821/22 Studierender bleiben. Er hatte jedoch, wie der Katalog bemerkt, „nur noch die Vorlesungen über das Privatkirchenrecht zu besuchen und machte in diesem Fache einen vorzüglichen Fortgang." Doch gerade so empfing der junge Theologe, wie er im Jahre 1880 an die Prinzessin Adelheid von Braganza schrieb, in Bamberg jenes theologische Gepräge, welches

in den letzten Dezennien seines Lebens so scharf hervortrat. „In meiner Jugendzeit, als ich in Bamberg und Würzburg studierte, galten die neuen von Pius IX. mit seinem Konzil aufgestellten Glaubensartikel als theologische Meinungen, und viele setzten bei: schlecht begründete Meinungen.“[11]) Von noch entscheidenderer Wichtigkeit war es aber, daß ihm noch schon hier auf das nachdrücklichste die Lehren des Vincentius von Lerins über das der Kirche von Anfang an übergebene Depositum geoffenbarter Lehre und über die Kennzeichen einer katholischen Lehre eingeprägt wurden.[12]) Die Grundsätze dieses Commonitoriums, dieser allgemein als klassisch und völlig korrekt angenommenen, in Bamberg jederzeit den jungen Theologie-Studierenden empfohlenen Schrift, gingen bei Döllinger gewissermaßen in Fleisch und Blut über und sind der Schild geworden, mit dem er sich gegen Protestanten und Infallibilisten deckte. Nicht minder bedeutungsvoll war es endlich für ihn, daß er von Brenner lernte, bei der Tradition komme es vor allem auf das Altertum an, ohne dieses „so wichtige Requisit des hohen ehrwürdigen Alters“ gebe es keine Kirchenväter, die Periode derselben schließe mit dem 6. Jahrhundert. Es konnte ihm daher auch nicht zweifelhaft sein, was er vor seiner Priesterweihe in dem Satze des Glaubensbekenntnisses Pius IV.: die heilige Schrift sei nach dem Konsens der Kirchenväter auszulegen, beschwören mußte. Er kannte keine Kirchenväter nach dem 6. Jahrhundert,[13]) noch sah er Petrus Damiani, Anselm von Canterbury u. s. w. als Zeugen der Tradition an, oder konnte ihm der Konsens späterer Theologen den der Väter ersetzen. Es ist notwendig, dies festzuhalten, wenn man Döllinger verstehen und beurteilen will, ob er in seiner Lehre und seinem Handeln sich konsequent geblieben sei.

Am 15. April 1822 wurde Döllinger endlich von dem Bamberger Generalvikariat mit den nötigen Dispensen versehen entlassen und am 22. April vom Bischof von Würzburg

in seiner Privatkapelle zum Priester geweiht. „Noch erinnere ich mich", erzählte er Louise von Kobell, „bei meiner ersten Messe der Freude meiner Großmutter und meiner Mutter. Ich habe dabei mehr an dieselben als an mich gedacht. Die ernste Handlung wird stets fröhlich gefeiert, aber das Gepränge, das lukullische Mahl, die Braut, das sind ja lauter Dinge, die einem nur als drastische Zukunftsentbehrungen dargestellt werden".

In der Bamberger Diözese hatte man für den jungen Priester vorläufig keine Verwendung, und etwa an eine andere Universität zu gehen und sich auf das Lehramt vorzubereiten, lag ihm ferne. Sein Ideal war damals überhaupt „eine Pfarrei auf dem Lande, das Pfarrhaus in der Nähe des Waldes stehend und mit so viel Einkünften versehen, um sich eine Bibliothek ansammeln und in aller Stille, frei von Sorgen und Abhaltungen, ganz dem Studium hingeben zu können",[14]) ein von dem Vater ererbter Zug, von dem auch seine Schüler berichten, daß es „ihm mehr um den Zuwachs seiner Erkenntnis als seines Rufes zu thun war", und daß „es ihm gar nicht am Herzen zu liegen schien, sich eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Wissenschaft zu erwerben". Döllinger blieb also, wie es scheint, im Sommer in Würzburg, da er am 4. Mai 1822 als dort bei seinen Eltern wohnhaft in die Quartierliste eingetragen ist, und kehrte erst anfangs November nach Bamberg zurück, um im geistlichen Seminar eine Anweisung in der Seelsorge abzuwarten. Doch noch ehe er wieder in dasselbe eintrat, machte er mit einem Würzburger Studienfreunde, Max von Gruber, wie Platen früher Offizier, den er in Bamberg getroffen, eine Fußreise nach Erlangen, ohne Zweifel in der Absicht, dort Platen zu besuchen. Der Ausflug war, obwohl sie Platen nicht trafen, nichtsdestoweniger in hohem Grade genußreich. „Wir waren", schreibt Gruber darüber an Platen, „vier Stunden bei Schubert, oft bei

Pfaff und auch bei Schelling, wo mich Döllinger einführte, sowie ich ihn bei Schubert. Schelling war freundlich und gesprächig, wir gingen mit ihm spazieren." Nach einem Tag Aufenthalt nahmen sie ihren Rückweg über Pommersfelden, wo sie sich in der herrlichen Schönborn'schen Gallerie ebenfalls einen Tag aufhielten. Endlich am 9. November trat Döllinger in das Klerikalseminar ein, und schon wenige Tage nachher weiß er, daß er „noch im November eine Stelle als Kaplan auf dem Lande, er glaube zwei Stunden von Iphofen, angewiesen erhalten werde". Es scheint rascher geschehen zu sein, als Döllinger erwartete, da eine nochmals geplante Reise nach Erlangen, über die Gruber eine Mitteilung an Platen gelangen ließ, nicht mehr ausgeführt worden zu sein scheint.

Die Anweisung Döllingers erfolgte nach Markt Scheinfeld, ein freundlicher, von dem Stammschlosse der Fürsten Schwarzenberg überragter, durch seine Viehrace wohlhabender Ort im Thalgrunde der Scheine, an dessen Gehängen damals auch noch lohnender Weinbau betrieben wurde. Nordöstlich luden die prächtigen fürstlichen Wälder zu genußreichen Spaziergängen, in kleinerer oder größerer Entfernung Edelsitze, Märkte und Städtchen zu Ausflügen ein. Döllinger fand die Gegend „reizend". Doch auch sonst lagen die Verhältnisse für ihn günstig. In seinem Pfarrer, zugleich Dechant des Kapitels, fand er einen liebenswürdigen 76jährigen Greis. Auf Schwarzenberg, in den den Schloßhof umsäumenden weitläufigen Nebengebäuden hauste eine zahlreiche Beamtenkaste, die im Namen der in Böhmen seßhaft gewordenen Fürsten Schwarzenberg das Fürstentum in Franken verwaltete. Hinter dem Schloßkomplexe sahen in dem säkularisierten Kloster Schwarzenberg auf den Aussterbeetat gesetzte Franziskaner ihrem Ende entgegen. Von ihnen allen war der junge Kaplan, der Sohn eines berühmten Vaters und ein Gelehrter und Sprachenkundiger, wie Scheinfeld noch keinen beherbergt hatte, gern

aufgenommen, und der spätere fürstliche Domänendirektor und Geschichtsfreund Burckhardt bediente sich seiner sogleich als französischen Sprachlehrers für sein Töchterchen.[15]) Sein Pfarrer aber hatte so rasch an ihm Wohlgefallen gefunden, daß er ihm schon im Dezember erlaubte, Platen, mit dem jetzt wieder fleißiger korrespondiert wurde, auf das Frühjahr in den Scheinfelder Pfarrhof einzuladen, um mit ihm, wie in Würzburg, gemeinschaftliche Studien zu treiben, außer griechischer Litteratur auch Sanskrit, wozu Döllinger sich die nötigsten Hilfsmittel von Prof. Frank in Würzburg zu verschaffen gedachte.

Platen, von der Einladung freudig berührt, schwelgte schon im voraus in dem bevorstehenden Genuß, der, wie er in seinem Tagebuche bemerkt, durch das vorgeschlagene gemeinsame Studium um so angenehmer sein würde. Döllinger aber ging nach Würzburg, um die notwendigen Hilfsmittel für das Sanskritstudium zu holen.[16]) Platen, der von Erlangen her anfangs April in Scheinfeld ankam, blieb neun Tage und fand an Döllingers Pfarrer, wie es scheint, mit Verwunderung, „einen guten freundlichen Mann, der es sich wohl gefallen ließ, einen Protestanten eine Woche lang in seinem Hause zu beherbergen und gut zu bewirten. Ich führte ein angenehmes Leben, wiewohl das Wetter frostig war, und der Frühling ins Stocken kam." Ihre Spaziergänge führten meistens gegen das Schloß Schwarzenberg, das „groß, schön gelegen ist", doch „verlassen, mit schlechten, zerfetzten Möbeln. Einige Familiengemälde sind interessant ... Früher herrschte eine protestantische Linie, die große Anstalten traf, die neue Religion im Lande auf immer zu befestigen, was aber nicht gelang. Das Wappen, ein Türkenkopf, den ein Rabe zerhackt, ist bildlich von der Festung Raab zu verstehen, die ein Schwarzenberg einnahm. Deckengemälde in den Sälen sind scheußlich und verraten den äußersten Verfall der Kunst, wahrscheinlich während oder bald nach dem 30jährigen Krieg. Etwas so

ganz Unförmliches und Abgeschmacktes möchte an wenig Orten in Deutschland anzutreffen sein". Sie bestiegen den Schloßturm, der eine prächtige Aussicht bietet, und waren in Ullstadt, einem Dorf mit Franckenstein'schem Schlosse, im Franziskanerkloster, dessen Zellen, Refektorium und Bibliothek sie besahen, in dem aber nur noch vier Mönche waren. Natürlich „wurde auch viel gelesen", von Platen „allein u. a. Neanders Leben des Kaisers Julian und die vortrefflichen Notizen über Calderon von Schmidt in den Wiener Jahrbüchern, zusammen: Nala in Kosegartens Übersetzung, La dama duende von Calderon, Love's labour's lost". Von Sanskritstudien ist jedoch keine Rede mehr; sie scheinen auf unerwartete Hindernisse gestoßen zu sein. Am 16. April begleitete Döllinger den Dichter bis Emskirchen zurück.

Für Döllingers damalige Richtung sind diese Aufzeichnungen Platens in hohem Grade wertvoll. Bedenklich darunter erscheint nur, daß er bei ihm die Wiener Jahrbücher der Litteratur fand; denn sie waren, nachdem die „Concordia" (Fr. Schlegels) eingegangen war, das Organ der Romantiker wie Schlegels, Adam Müllers u. a., enthielten nicht bloß Berichte und Abhandlungen über die schöne Litteratur, wie man aus Platens Bemerkung schließen könnte, sondern folgten auch der philosophischen und theologischen Bewegung jener Zeit, und sind gerade dadurch merkwürdig, daß schon in ihnen die Gegensätze und verschiedenen Strömungen der späteren Zeit sich hervordrängen. Fr. Schlegel sucht den Propheten des romanischen Ultramontanismus und der päpstlichen Unfehlbarkeit, den Grafen de Maistre, mit dem ihn eine große Ideenverwandtschaft verknüpfte, auch in Deutschland einzubürgern. Wie der sardinische Diplomat mit den neuen Zuständen durchaus unzufrieden war, und die gänzliche Auflösung der sozialen Ordnung bevorstehen sah, wenn nicht ein radikales Heilmittel gefunden würde, so ist auch Schlegel in Verzweif-

lung über den „besonders verwerflichen Charakterzug seines Zeitalters“, über „jenes Genie der Unwahrheit, welches nie so allgemein verbreitet war, als jetzt“, weshalb ihm sein Zeitalter „als ein Zeitalter der Phrasen“ erscheint. Er ist aber auch über das radikale Heilmittel für die heillosen Zustände mit de Maistre einig, und glaubt es nicht in der katholischen Kirche, sondern in dem souveränen und daher auch unfehlbaren Papste gefunden zu haben. Mehrmals verweist er die Leser der „Concordia“ auf de Maistre und würde ihm gern „unter allen Wiederherstellern des christlichen Staatsbegriffs die erste Stelle“ einräumen, „wenn nur nicht die historische Begründung und Ausführung jener an sich richtigen Idee dabei so äußerst fehlerhaft von ihm behandelt worden wäre“.[17]) Als darauf (1821) de Maistre's neues Buch De l'église gallicane erschien, in welchem er den Gallikanismus vernichten und auf seinen Ruinen die päpstliche Infallibilität aufbauen wollte, schrieb Fr. Schlegel sogleich in den Wiener Jahrbüchern: „Diese Schrift des Grafen de Maistre ist die gründlichste Analyse des Gebäudes der sogenannten gallikanischen Kirche. Mit Meisterhand wird die Natur des religiösen Verfahrens der Parlamente aufgedeckt ... Nie aber ist der Jansenismus in seiner sich verbergenden Kleinheit und Kleinlichkeit, mit seiner Geistesenge und Kniffen hinterlistiger Intriguen, stärker aufgefaßt und charakterisiert worden, als durch den Verfasser dieses Buches ...“[18]) Zum Glücke führte Schlegel, der auch mehr nach seinem Gefühl und seinen vorgefaßten Meinungen sprach, in den Jahrbüchern nicht allein das Wort, und durften in ihnen auch andere Stimmen sich vernehmen lassen. In dem nämlichen Band bringt in der That Baron von Eckstein, später ein Freund Döllingers, in einer Recension der Werke de Maistre's die andere Ansicht zur Geltung: „Ohne den Träumen der Unterwürfigkeit des Papstes unter ein Generalkonzil nachzuhängen, kann man doch sagen, daß die

Kirche keine absolute Monarchie à la Louis XIV. bildet, und auch ein solches Ideal zu erstreben gar nicht bestimmt ist. Jedes Volk hat sein Geschick und sein Gepräge, die Kirchen aller Nationen ihre eigentümlichen Traditionen, ihre verschiedenen Weisen, was Rechte der Kapitel und Titulare, sowie die bischöfliche Gewalt anbetrifft; das soll kein absoluter Wille, wo nicht Übereinstimmung herrscht, antasten und zerstören dürfen . . . Nicht immer handelten die Päpste aus reinen und geistigen Motiven, und das verschweigt Graf de Maistre ganz oder billigt es gar, eingenommen von Ideen des politischen Ultramontanismus über die Barbarei der nichtitalischen Bewohner Europas im Mittelalter." Daneben bringen die Jahrbücher die ersten geistvollen Äußerungen des scharfen Denkers und frommen Priesters Anton Günther, zu dem Döllinger sich, später wenigstens, sehr hingezogen fühlte. Diese Güntherische Art hatte überdies den Reiz der Neuheit, das Christentum nach der katholischen Lehre mit der Philosophie auseinanderzusetzen und es auf eine neue philosophische Weise zu durchdringen und zu begründen. Und dazu boten ihm gerade zwei Schriften Gelegenheit, deren Autoren für Döllinger ein besonderes Interesse haben mußten: die seines Lehrers J. J. Wagner, Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat 1820, und die Religionsphilosophie des bayerischen Priesters Salat Professors der Philosophie zu Landshut, 1821.[2])

Döllinger steht demnach auch in Scheinfeld mitten in der litterarischen Bewegung innerhalb der katholischen Welt und erfreut sich daran, die Stimmführer derselben zu vernehmen. Wie sehr er aber von der einen oder anderen Seite innerlich ergriffen wurde, ob er sich für diese oder jene entschied, das läßt sich nicht mehr bestimmt sagen. Nur die Auffassung Schlegels, daß ihre Zeit ein „Zeitalter der Phrasen" sei, dem „die Lüge zur anderen Natur geworden", scheint er geteilt zu haben, da er noch im Jahre 1867 darauf zurück-

lung über den „besonders verwerflichen Charakterzug seines Zeitalters“, über „jenes Genie der Unwahrheit, welches nie so allgemein verbreitet war, als jetzt“, weshalb ihm sein Zeitalter „als ein Zeitalter der Phrasen“ erscheint. Er ist aber auch über das radikale Heilmittel für die heillosen Zustände mit de Maistre einig, und glaubt es nicht in der katholischen Kirche, sondern in dem souveränen und daher auch unfehlbaren Papste gefunden zu haben. Mehrmals verweist er die Leser der „Concordia“ auf de Maistre und würde ihm gern „unter allen Wiederherstellern des christlichen Staatsbegriffs die erste Stelle“ einräumen, „wenn nur nicht die historische Begründung und Ausführung jener an sich richtigen Idee dabei so äußerst fehlerhaft von ihm behandelt worden wäre“.[17]) Als darauf (1821) de Maistre's neues Buch De l'église gallicane erschien, in welchem er den Gallikanismus vernichten und auf seinen Ruinen die päpstliche Infallibilität aufbauen wollte, schrieb Fr. Schlegel sogleich in den Wiener Jahrbüchern: „Diese Schrift des Grafen de Maistre ist die gründlichste Analyse des Gebäudes der sogenannten gallikanischen Kirche. Mit Meisterhand wird die Natur des religiösen Verfahrens der Parlamente aufgedeckt ... Nie aber ist der Jansenismus in seiner sich verbergenden Kleinheit und Kleinlichkeit, mit seiner Geistesenge und Kniffen hinterlistiger Intriguen, stärker aufgefaßt und charakterisiert worden, als durch den Verfasser dieses Buches ...“[18]) Zum Glücke führte Schlegel, der auch mehr nach seinem Gefühl und seinen vorgefaßten Meinungen sprach, in den Jahrbüchern nicht allein das Wort, und durften in ihnen auch andere Stimmen sich vernehmen lassen. In dem nämlichen Band bringt in der That Baron von Eckstein, später ein Freund Döllingers, in einer Recension der Werke de Maistre's die andere Ansicht zur Geltung: „Ohne den Träumen der Unterwürfigkeit des Papstes unter ein Generalkonzil nachzuhängen, kann man doch sagen, daß die

Kirche keine absolute Monarchie à la Louis XIV. bildet, und auch ein solches Ideal zu erstreben gar nicht bestimmt ist. Jedes Volk hat sein Geschick und sein Gepräge, die Kirchen aller Nationen ihre eigentümlichen Traditionen, ihre verschiedenen Weisen, was Rechte der Kapitel und Titulare, sowie die bischöfliche Gewalt anbetrifft; das soll kein absoluter Wille, wo nicht Übereinstimmung herrscht, antasten und zerstören dürfen . . . Nicht immer handelten die Päpste aus reinen und geistigen Motiven, und das verschweigt Graf de Maistre ganz oder billigt es gar, eingenommen von Ideen des politischen Ultramontanismus über die Barbarei der nichtitalischen Bewohner Europas im Mittelalter.“ Daneben bringen die Jahrbücher die ersten geistvollen Äußerungen des scharfen Denkers und frommen Priesters Anton Günther, zu dem Döllinger sich, später wenigstens, sehr hingezogen fühlte. Diese Güntherische Art hatte überdies den Reiz der Neuheit, das Christentum nach der katholischen Lehre mit der Philosophie auseinanderzusetzen und es auf eine neue philosophische Weise zu durchdringen und zu begründen. Und dazu boten ihm gerade zwei Schriften Gelegenheit, deren Autoren für Döllinger ein besonderes Interesse haben mußten: die seines Lehrers J. J. Wagner, Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat 1820, und die Religionsphilosophie des bayerischen Priesters Salat Professors der Philosophie zu Landshut, 1821.[2])

Döllinger steht demnach auch in Scheinfeld mitten in der litterarischen Bewegung innerhalb der katholischen Welt und erfreut sich daran, die Stimmführer derselben zu vernehmen. Wie sehr er aber von der einen oder anderen Seite innerlich ergriffen wurde, ob er sich für diese oder jene entschied, das läßt sich nicht mehr bestimmt sagen. Nur die Auffassung Schlegels, daß ihre Zeit ein „Zeitalter der Phrasen“ sei, dem „die Lüge zur anderen Natur geworden“, scheint er geteilt zu haben, da er noch im Jahre 1867 darauf zurück-

aufgenommen, und der spätere fürstliche Domänendirektor und Geschichtsfreund Burckhardt bediente sich seiner sogleich als französischen Sprachlehrers für sein Töchterchen.[15]) Sein Pfarrer aber hatte so rasch an ihm Wohlgefallen gefunden, daß er ihm schon im Dezember erlaubte, Platen, mit dem jetzt wieder fleißiger korrespondiert wurde, auf das Frühjahr in den Scheinfelder Pfarrhof einzuladen, um mit ihm, wie in Würzburg, gemeinschaftliche Studien zu treiben, außer griechischer Litteratur auch Sanskrit, wozu Döllinger sich die nötigsten Hilfsmittel von Prof. Frank in Würzburg zu verschaffen gedachte.

Platen, von der Einladung freudig berührt, schwelgte schon im voraus in dem bevorstehenden Genuß, der, wie er in seinem Tagebuche bemerkt, durch das vorgeschlagene gemeinsame Studium um so angenehmer sein würde. Döllinger aber ging nach Würzburg, um die notwendigen Hilfsmittel für das Sanskritstudium zu holen.[16]) Platen, der von Erlangen her anfangs April in Scheinfeld ankam, blieb neun Tage und fand an Döllingers Pfarrer, wie es scheint, mit Verwunderung, „einen guten freundlichen Mann, der es sich wohl gefallen ließ, einen Protestanten eine Woche lang in seinem Hause zu beherbergen und gut zu bewirten. Ich führte ein angenehmes Leben, wiewohl das Wetter frostig war, und der Frühling ins Stocken kam.“ Ihre Spaziergänge führten meistens gegen das Schloß Schwarzenberg, das „groß, schön gelegen ist“, doch „verlassen, mit schlechten, zerfetzten Möbeln. Einige Familiengemälde sind interessant ... Früher herrschte eine protestantische Linie, die große Anstalten traf, die neue Religion im Lande auf immer zu befestigen, was aber nicht gelang. Das Wappen, ein Türkenkopf, den ein Rabe zerhackt, ist bildlich von der Festung Raab zu verstehen, die ein Schwarzenberg einnahm. Deckengemälde in den Sälen sind scheußlich und verraten den äußersten Verfall der Kunst, wahrscheinlich während oder bald nach dem 30 jährigen Krieg. Etwas so

ganz Unförmliches und Abgeschmacktes möchte an wenig Orten in Deutschland anzutreffen sein". Sie bestiegen den Schloßturm, der eine prächtige Aussicht bietet, und waren in Ullstadt, einem Dorf mit Franckenstein'schem Schlosse, im Franziskanerkloster, dessen Zellen, Refektorium und Bibliothek sie besahen, in dem aber nur noch vier Mönche waren. Natürlich „wurde auch viel gelesen", von Platen „allein u. a. Neanders Leben des Kaisers Julian und die vortrefflichen Notizen über Calderon von Schmidt in den Wiener Jahrbüchern, zusammen: Nala in Kosegartens Übersetzung, La dama duende von Calderon, Love's labour's lost". Von Sanskritstudien ist jedoch keine Rede mehr; sie scheinen auf unerwartete Hindernisse gestoßen zu sein. Am 16. April begleitete Döllinger den Dichter bis Emskirchen zurück.

Für Döllingers damalige Richtung sind diese Aufzeichnungen Platens in hohem Grade wertvoll. Bedenklich darunter erscheint nur, daß er bei ihm die Wiener Jahrbücher der Litteratur fand; denn sie waren, nachdem die „Concordia" (Fr. Schlegels) eingegangen war, das Organ der Romantiker wie Schlegels, Adam Müllers u. a., enthielten nicht bloß Berichte und Abhandlungen über die schöne Litteratur, wie man aus Platens Bemerkung schließen könnte, sondern folgten auch der philosophischen und theologischen Bewegung jener Zeit, und sind gerade dadurch merkwürdig, daß schon in ihnen die Gegensätze und verschiedenen Strömungen der späteren Zeit sich hervordrängen. Fr. Schlegel sucht den Propheten des romanischen Ultramontanismus und der päpstlichen Unfehlbarkeit, den Grafen de Maistre, mit dem ihn eine große Ideenverwandtschaft verknüpfte, auch in Deutschland einzubürgern. Wie der sardinische Diplomat mit den neuen Zuständen durchaus unzufrieden war, und die gänzliche Auflösung der sozialen Ordnung bevorstehen sah, wenn nicht ein radikales Heilmittel gefunden würde, so ist auch Schlegel in Verzweif-

lung über den „besonders verwerflichen Charakterzug seines Zeitalters“, über „jenes Genie der Unwahrheit, welches nie so allgemein verbreitet war, als jetzt“, weshalb ihm sein Zeitalter „als ein Zeitalter der Phrasen“ erscheint. Er ist aber auch über das radikale Heilmittel für die heillosen Zustände mit de Maistre einig, und glaubt es nicht in der katholischen Kirche, sondern in dem souveränen und daher auch unfehlbaren Papste gefunden zu haben. Mehrmals verweist er die Leser der „Concordia“ auf de Maistre und würde ihm gern „unter allen Wiederherstellern des christlichen Staatsbegriffs die erste Stelle“ einräumen, „wenn nur nicht die historische Begründung und Ausführung jener an sich richtigen Idee dabei so äußerst fehlerhaft von ihm behandelt worden wäre“.[17]) Als darauf (1821) de Maistre's neues Buch De l'église gallicane erschien, in welchem er den Gallikanismus vernichten und auf seinen Ruinen die päpstliche Infallibilität aufbauen wollte, schrieb Fr. Schlegel sogleich in den Wiener Jahrbüchern: „Diese Schrift des Grafen de Maistre ist die gründlichste Analyse des Gebäudes der sogenannten gallikanischen Kirche. Mit Meisterhand wird die Natur des religiösen Verfahrens der Parlamente aufgedeckt ... Nie aber ist der Jansenismus in seiner sich verbergenden Kleinheit und Kleinlichkeit, mit seiner Geistesenge und Kniffen hinterlistiger Intriguen, stärker aufgefaßt und charakterisiert worden, als durch den Verfasser dieses Buches . . .“[18]) Zum Glücke führte Schlegel, der auch mehr nach seinem Gefühl und seinen vorgefaßten Meinungen sprach, in den Jahrbüchern nicht allein das Wort, und durften in ihnen auch andere Stimmen sich vernehmen lassen. In dem nämlichen Band bringt in der That Baron von Eckstein, später ein Freund Döllingers, in einer Recension der Werke de Maistre's die andere Ansicht zur Geltung: „Ohne den Träumen der Unterwürfigkeit des Papstes unter ein Generalkonzil nachzuhängen, kann man doch sagen, daß die

Kirche keine absolute Monarchie à la Louis XIV. bildet, und auch ein solches Ideal zu erstreben gar nicht bestimmt ist. Jedes Volk hat sein Geschick und sein Gepräge, die Kirchen aller Nationen ihre eigentümlichen Traditionen, ihre verschiedenen Weisen, was Rechte der Kapitel und Titulare, sowie die bischöfliche Gewalt anbetrifft; das soll kein absoluter Wille, wo nicht Übereinstimmung herrscht, antasten und zerstören dürfen . . . Nicht immer handelten die Päpste aus reinen und geistigen Motiven, und das verschweigt Graf de Maistre ganz oder billigt es gar, eingenommen von Ideen des politischen Ultramontanismus über die Barbarei der nichtitalischen Bewohner Europas im Mittelalter." Daneben bringen die Jahrbücher die ersten geistvollen Äußerungen des scharfen Denkers und frommen Priesters Anton Günther, zu dem Döllinger sich, später wenigstens, sehr hingezogen fühlte. Diese Güntherische Art hatte überdies den Reiz der Neuheit, das Christentum nach der katholischen Lehre mit der Philosophie auseinanderzusetzen und es auf eine neue philosophische Weise zu durchdringen und zu begründen. Und dazu boten ihm gerade zwei Schriften Gelegenheit, deren Autoren für Döllinger ein besonderes Interesse haben mußten: die seines Lehrers J. J. Wagner, Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat 1820, und die Religionsphilosophie des bayerischen Priesters Salat Professors der Philosophie zu Landshut, 1821.[2])

Döllinger steht demnach auch in Scheinfeld mitten in der litterarischen Bewegung innerhalb der katholischen Welt und erfreut sich daran, die Stimmführer derselben zu vernehmen. Wie sehr er aber von der einen oder anderen Seite innerlich ergriffen wurde, ob er sich für diese oder jene entschied, das läßt sich nicht mehr bestimmt sagen. Nur die Auffassung Schlegels, daß ihre Zeit ein „Zeitalter der Phrasen" sei, dem „die Lüge zur anderen Natur geworden", scheint er geteilt zu haben, da er noch im Jahre 1867 darauf zurück-

kam, ohne sie ganz abzulehnen.[19]) Wenn er aber auch de Maistre, vielleicht durch Schlegel veranlaßt, schon damals zur Hand nahm und ihm in einigen Punkten zustimmte: gegen den Grundgedanken desselben, den Papalismus mit der Unfehlbarkeit des Papstes der kirchlichen und weltlichen Ordnung zu Grunde zu legen und darin das einzige Heilmittel für die sozialen Schäden zu sehen, verhielt er sich gewiß ablehnend. Er hatte eine andere theologische Bildung erhalten; die sogar von Schlegel eingestandene Verzichtleistung de Maistre's auf jede historische Begründung mußte ihn bedenklich machen, und die Schwäche des de Maistre'schen Gedankenganges konnte einem scharfen Kopfe wie ihm auch nicht entgehen: „jede Souveränetät ist absolut und infallibel"; der Papst ist der souveräne Gebieter und Regent der Kirche, also ist er der absolute Herr in der Kirche und infallibel. Es gab damals überhaupt keinen katholischen Theologen oder Gelehrten in Deutschland, welcher die Unfehlbarkeit des Papstes gelehrt oder verteidigt hätte. Wie Baron Eckstein, so lehnte sogleich nach dem Erscheinen der Übersetzung der de Maistre'schen Werke von Mor. Lieber die Tübinger Quartalschrift energisch dessen System ab,[20]) und der katholischerseits so gefeierte Fr. Stolberg schrieb: „Zu den (von den Feinden der katholischen Religion wider sie bei den Protestanten in Umlauf gebrachten und durch dreiste Wiederholung in Umlauf erhaltenen) durchaus unwahren Beschuldigungen gehört auch die falsche Behauptung, daß wir Katholiken den Papst für unfehlbar halten.... Für uns ist die Autorität der Kirche, das heißt, der in ihrem Glauben vereinten Bischöfe der Kirche Gottes, in Absicht auf Glaubenslehren göttlich."[21]) Dagegen wird sich bald zeigen, daß Döllinger über die Berechtigung der Nationen und der einzelnen Kirchen, sowie über die Handlungen vieler Päpste ganz wie Baron Eckstein dachte.

Das jährliche Einkommen der Scheinfelder Kaplanei war

in hohem Grade kärglich und betrug noch um die Mitte des Jahrhunderts nicht mehr als 48 Gulden, während der Nebenverdienst sich kaum höher belief. Dennoch sah Döllinger sich dadurch in die Lage versetzt, seine Bibliothek zu bereichern. Als Platen anfangs Oktober ein Exemplar seiner Ghaselen überbrachte und einen Tag bei ihm und seinem alten Dechanten blieb, „sah er bei Döllinger manches Interessante an Büchern, z. B. Menzels Geschichte der Deutschen u. s. w.“ Es ging auch diesmal nach Schwarzenberg ins Kloster, wo P. Ludwig sie in ihren Weinberg führte, sie aber noch wenig Reifes trafen. Zuletzt subskribierte Döllinger zur Freude Platens noch auf 7 Exemplare seiner neuen Ghaselen.

Weitere Nachrichten über Döllingers Scheinfelder Zeit haben sich nicht erhalten, und im Jahre 1859 hatte man dort keine andere Erinnerung an ihn mehr, als daß ein ehemaliger Kaplan ein berühmter Professor in München sein solle. Sogar unter der Dekanatsgeistlichkeit wußte nur einer, ein Coäve Döllingers, daß der Kaplan Forster, welcher die Hohenloheschen Gebetsheilungen fortsetzte und inzwischen auf die Schwarzenbergische Pfarrei Hüttenheim versetzt worden war, hier einen ungeheueren Zulauf gehabt habe. Beständig sei Wagen an Wagen mit Hilfesuchenden aus allen Ländern gestanden. Viele, die nicht persönlich kommen konnten, hätten schriftlich Rat und Hilfe gesucht, und sogar aus England seien viele solcher Bittgesuche eingelaufen. Da aber Forster nicht englisch verstanden, habe Döllinger für ihn die Korrespondenz geführt. Wahrscheinlich stammt daher auch das einzige Schriftstück, welches sich aus jener Zeit unter Döllingers Papieren findet[22]) — ein französischer Brief aus Niort (in Oberpoitou, Diözese Poitiers), worin ein Monseigneur in einer andern Diözese auf das dringendste um sein Gebet angegangen wird, damit die der Pfarrei St. André in Niort drohende Gefahr abgewendet werde, daß ihr trefflicher Pfarrer Bullat, niedergebeugt von

dem ihm durch einige Pfarrkinder verursachten Verdruß, seine Heerde verlasse und sich sogar vom kirchlichen Ministerium zurückziehe (1823, Juli 15.).

Als Platen anfangs Oktober in Scheinfeld war, scheint Döllinger noch keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß seine Lebensbahn schon in den nächsten Wochen eine entscheidende Wendung nehmen werde. Dachte er doch überhaupt, wie er einmal erzählte, nicht daran, seine Stellung zu verändern oder gar eine Professur anzustreben; denn „daß ich Professor geworden, das hat mein Vater veranlaßt, der es ohne mein Wissen mit dem Präsidenten abgemacht hat". Am 21. November ging ihm von der Kreisregierung eine Königliche Entschließung vom 13. November zu, welche ihn zum Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts in Aschaffenburg (mit 700 fl. Gehalt) ernannte, sowie der Auftrag, „sich sogleich nach Aschaffenburg zu begeben".

Viertes Kapitel.

Professor am Lyceum in Aschaffenburg. Erstes Auftreten als Schriftsteller. Reise und Beziehungen nach Mainz. Realencyklopädie der Theologie. Doktor. Berufung an die Universität München.

Aschaffenburg, seit 800 Jahren kirchlich und politisch zu Mainz gehörend, wo mancher Mainzer Erzbischof und Kurfürst gestorben und begraben ist, hatte zuletzt ein ähnliches Geschick wie Würzburg. Das Unterrichtswesen lag nach der Reformation auch hier bis zu ihrer Aufhebung in den Händen der Jesuiten, worauf Kurfürst Emmerich Joseph ihre Güter zur Dotation des Gymnasiums verwandte. Auch sein Nachfolger, der durch seine glänzende Hofhaltung und die Neugestaltung der Mainzer Universität bekannte Kurfürst Friedrich Karl (von Erthal, ein Bruder des Fürstbischofs Franz Ludwig), welcher die Umgebung der Stadt in einen Garten umzuschaffen begann, nahm sich des Schulwesens in Aschaffenburg aufs wärmste an; aber leider unterbrach die französische Revolution, von welcher Mainz in besonderem Maße zu leiden hatte, nur zu bald seine Thätigkeit. Öfters von den französischen Truppen bedroht, wurde Aschaffenburg vom 25. November 1800 bis 25. April 1801 von ihnen wirklich besetzt, ohne viel Schaden zu nehmen; vielmehr war die Zeit der all-

gemeinen Not in Deutschland die Zeit des Aufschwungs und der Blüte der Stadt. Bereits 1798 kamen, wie vorher schon einige Male, die Landesstellen aus Mainz nach Aschaffenburg, denen eine Anzahl Professoren folgte, um hier ihre Vorlesungen fortzusetzen. Endlich, nach dem Abzuge der Franzosen, kehrte im August 1801 auch der Kurfürst, welcher sich nach dem damals mainzischen Erfurt zurückgezogen hatte, nach Aschaffenburg zurück und gründete zugleich mit seinem Bruder, dem Staatsminister und Oberhofmarschall Erthal, die Hofbibliothek und eine Gemälde- und Kupferstichsammlung, starb aber in dem Augenblicke, wo das Kurfürstentum Mainz zur Auflösung bestimmt war (1802, Juli 25).

An seine Stelle trat Karl Theodor von Dalberg Fürstbischof von Konstanz und Coadjutor von Mainz, jener Mann, dessen Wirken mehr als das irgend eines deutschen Fürsten in der deutschen Geschichte gebrandmarkt zu werden pflegt, der aber einst deutscher als viele andere gedacht und gefühlt, schon am 22. März 1797 dem Reichstag die Gefahren des deutschen Reiches geschildert und die Einigung desselben, insbesondere die Stellung aller deutschen Streitkräfte unter Einen Oberbefehl als das einzige Rettungsmittel bezeichnet hatte. Und im gleichen Geiste wirkte sein Freund, der Domkapitular Stadion, der die Bewaffnung des Landsturmes in ganz Süddeutschland gegen Frankreich zu stande zu bringen suchte. Doch alles scheiterte an der geringen Einsicht der Fürsten, namentlich an dem Widerstande des preußischen Königs, welcher die von Dalberg vorgeschlagene Maßregel unter dem Vorwande, sie bedrohe die Ruhe der deutschen Völker, ablehnte. So war Deutschland den Franzosen preisgegeben, und geriet Dalberg, dessen Land am meisten exponiert war, unter den Einfluß Napoleons, der ihm übrigens auch nur ein kleines Fürstentum ließ: einige Reste des ehemaligen Kurfürstentums, das fürstbischöflich würzburgische Amt Aura, die

Reichsstädte Wetzlar und Regensburg mit seinem kleinen fürstbischöflichen Gebiete. Gleichwohl bezeichnet seine Regierung die Glanzzeit Aschaffenburgs, das jetzt fürstliche Residenz und Sitz der weltlichen und geistlichen Regierung war. Aus dem Nachlaß seines Vorgängers schuf Dalberg den Friedericianischen Fond für die Förderung der Künste und Wissenschaften, die Unterstützung verdienstvoller Künstler und Gelehrten sowie den Studien und Künsten sich widmender Jünglinge und für die Vermehrung der Hofbibliothek. Aus den Forstrügegefällen und einem Zehnteil des gesamten Spessarter Forstertrags entstand eine Prämienkasse zur Ermunterung und Förderung nützlicher Anstalten und Unternehmungen, mit deren Hilfe bald an hundert neue Häuser in Aschaffenburg gebaut wurden. Das durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1802 ihm überlassene uralte Kollegiatstift benutzte er zur Gründung eines allgemeinen Studienfonds, woraus die philosophische Fakultät der ehemals Mainzer Universität dotiert und anständige Zuschüsse zur Besoldungsaufbesserung der Schullehrer &c. geleistet wurden. Zur besseren Bildung des Gewerbestandes und zur Vorbildung angehender Künstler wurde eine Kunstschule gegründet. Es entstand ferner die sogenannte Karls-Universität, welche aus einer philosophischen, theologischen und juristischen Fakultät bestand, zugleich aber eine Verbindung sämtlicher höheren Lehranstalten zu Aschaffenburg, Frankfurt, Hanau und Wetzlar bildete (1804/5) und nach Dalbergs Absicht zu einer der ehemals Mainzer ebenbürtigen Universität ausgebaut werden sollte. Endlich gründete und dotierte er im Jahre 1807 für den Nachwuchs des Klerus ein mit der theologischen Fakultät verbundenes Klerikalseminar, in dem später (1814, Sommer) Zacharias Werner die Priesterweihe empfing, und wurde im gleichen Jahre die jetzt noch bestehende Forstschule organisiert u. s. w. Der Eintritt Dalbergs in den Rheinbund, dessen Primas er wurde (1806), und sein Festhalten

an Napoleon, der ihn später noch zum Großherzog von Frankfurt erhob (1810), sicherte seinen Schöpfungen eine für jene schweren Zeiten immerhin gedeihliche Entwicklung. Allein seine ganze Existenz stand und fiel mit der Napoleons. Am 2. August 1812 war dieser zum letztenmale in Aschaffenburg; und am 8. Oktober 1813 verließ auch der Großherzog die Stadt, ohne je wieder dahin zurückzukehren. Rasch folgte Schlag auf Schlag: die Schlachten bei Leipzig und Hanau, die Besetzung Aschaffenburgs durch den Kaiser von Österreich (November 6.). Eine provisorische Regierung verwaltete das Land, und was aus ihm werden sollte, war ungewiß. Erst der Pariser Friede brachte die Entscheidung. Am Johannistag 1814 übergab der österreichische Geheimrat von Hügel Aschaffenburg an die Krone Bayern.

Die bayerische Regierung ließ zunächst die provisorischen Zustände bestehen, und nur die juristische Fakultät scheint sich von selbst verloren zu haben, während sich, wenn auch mit Mühe, die übrigen Schöpfungen Dalbergs erhielten: die philosophische und die theologische Fakultät mit dem Klerikalseminar, da vorläufig auch das erzbischöfliche regensburgische Vikariat unter dem Direktor desselben, dem großherzoglichen Staatsrat Matthias Chandelle, in Aschaffenburg bestehen blieb und die bischöflichen Geschäfte weiter leitete. Erst im Herbst 1818 erhielt das Studienwesen in Aschaffenburg eine definitive Organisation: ein Lyceum, bestehend aus einer philosophischen Fakultät, und ein Gymnasium. Auch die Forstschule blieb erhalten und wurde im Jahre 1819 erweitert. Dagegen sank die theologische Fakultät, losgetrennt vom Lyceum, zu einer bloßen Seminarschule herab, die ihr Dasein bis zur endgiltigen Regelung der kirchlichen Verhältnisse, der Aufhebung des bischöflichen Vikariats und Vereinigung Aschaffenburgs mit der Diözese Würzburg (1821, Dezember) und Unterdrückung des Klerikalseminars (1823, April), fristete. Es

wurde aber trotz des Abgangs der letzten 15 Alumnen des Seminars nach Würzburg (April 26.) im Sommersemester 1823 noch für 28 Kandidaten des zweiten und für 13 des ersten theologischen Kurses von den bisherigen Lehrern weiter gelesen, und unterdessen erreichte man auch, daß durch eine königliche Entschließung vom 25. Juni die Errichtung einer theologischen Fakultät mit zwei Jahreskursen am Lyceum ausgesprochen wurde, eine Zusage, welche am 13. November durch Ernennung von vier Professoren, darunter Döllinger, vollzogen wurde.

Döllinger kann, da ihm seine Ernennung erst durch eine Regierungsentschließung vom 21. November mitgeteilt wurde, kaum vor Dezember in Aschaffenburg eingetroffen sein, wo ihm sofort eine neue Überraschung werden sollte. Da nämlich der für Dogmatik und Moral ernannte Professor die Ernennung abgelehnt hatte, wurde Döllinger kurzweg auch mit dem Vortrage der Dogmatik für das Schuljahr 1823/24 beauftragt. Nun las er diese allerdings nur in fünf Wochenstunden für beide Kurse „nach Onymus' Glaubenslehre der katholischen Kirche, mit beständiger Rücksicht auf Greg. Zieglers prolegomena theologiae cath.". Aber da er noch in weiteren fünf Wochenstunden für den zweiten Kurs „das Kirchenrecht nach Walters Lehrbuch des Kirchenrechts, mit Berücksichtigung des baierischen Special-Kirchenrechts", und in eben so viel Stunden für den ersten Kurs, in dem sich auch Stahl, der spätere Bischof von Würzburg, befand, „Kirchengeschichte nach Dannenmayrs institutiones historiae ecclesiasticae" vortragen mußte, so war dies für einen Anfänger zweifellos eine übergroße Aufgabe, und es erregt keine Verwunderung, wenn er später meinte: „Ich lebte im Anfange von der Hand in den Mund, bereitete Tags zuvor erst vor, was ich am nächsten Tage vorzutragen hatte." Er überwand indessen die Schwierigkeit und fand sich um so mehr befriedigt, als er

bald fühlte, daß er jetzt erst auf seinen eigentlichen Lebensberuf hingelenkt sei.

Er erinnerte sich auch mit Zufriedenheit an seinen Aschaffenburger Aufenthalt, den manche besondere Umstände zu einem angenehmen machten. Zunächst ein schönes kollegiales Verhältnis, namentlich zu den Professoren Aschenbrenner, Merkel, Löhnis und Illig (letzterer 1824 als Professor der Dogmatik und Moral eingetreten); alle waren sie zwar keine großen Gelehrten, aber heitere und fröhliche Menschen, mit denen er auch später in naher Beziehung blieb. Insbesondere scheint Merkel auf Döllinger auch erzieherisch gewirkt zu haben, da es noch in einem Briefe vom 10. April 1863 an jenen heißt: „Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit aussprechen, daß ich Ihnen ein recht dankbares Andenken bewahre. Sie haben es wohl selbst nie gewußt, welch wohlthätigen Einfluß Sie damals auf mich, der ich als Autodidakt und höchst unreifer und geistig ratloser junger Mensch zu Ihnen kam, ausgeübt haben. Jetzt, nach fast 40 Jahren, erkenne ich das erst recht klar, und rechne es zu den besonders gütigen Fügungen Gottes in meinem Leben, daß er mich gerade in jenem für mich entscheidenden Wendepunkte zu Ihnen geführt hat, und daß Sie damals so viele Geduld mit mir und meinen Fehlern und Vorurteilen hatten." Nur Eisenschmid am Gymnasium, der damals schon seine protestantischen Neigungen zur Schau trug, paßte nicht.[1]) Dann traf Döllinger dort die Nachkommen seines väterlichen Großoheims, der einst Apotheker in Aschaffenburg war, nnd erfreute sich in hohem Grade der Zuneigung von Pauli's, des Leibarztes des Kurfürsten Friedrich Karl und Kurators des gesamten Unterrichtswesens unter Dalberg. Nichts bereitete ihm aber größeren Genuß, als die von dem Großherzog Karl Theodor reichlich bedachte, in ihrer Art prächtige Hofbibliothek. Sie war bald sein liebster Aufenthalt. Noch als Greis erinnerte er sich der Bücher, welche er dort

gesehen und gelesen hatte, und obwohl er manche derselben später nicht mehr zur Hand genommen hatte, standen dennoch Name, Titel und sogar Format noch frisch in seinem Gedächtnis.

Sonst deutet nichts auf eine Wandlung in seinen Verhältnissen und Beziehungen. Er steht auch noch immer mit Platen in Briefwechsel und kündigt ihm seine Reise nach München im Herbst 1824 an, wohin Vater Döllinger, am 30. Oktober 1823 an Stelle des berühmten Sömmering zum ordentlichen frequentierenden Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften ernannt, übergesiedelt war. Er wollte seinen jüngsten Bruder Ferdinand, der seit 6. Januar 1824 unter seiner Obhut die untere (I.) Vorbereitungsklasse in Aschaffenburg besucht hatte, dahin geleiten — soweit bekannt, seine erste größere Reise, reich an neuen Eindrücken aller Art. Am Vater mochte ihm freilich nicht entgehen, daß er sich in dem neuen Wirkungskreise, wo er nie mehr wie in Würzburg Boden zu fassen vermochte, nicht recht heimisch fühle; aber die Hauptstadt mit ihrem regeren Leben, ihren Sammlungen und gelehrten Männern, das Volk mit seiner bayerischen Mundart, seinen Sitten und Gebräuchen, so verschieden von dem fränkischen Wesen, mußten für ihn einen eigenartigen Reiz haben. Und auch mit Franz von Baader scheint er damals schon bekannt geworden zu sein, da von jetzt der Einfluß des Theosophen auf ihn beginnt.

Das Studienjahr 1824/25 brachte Döllinger keine Erleichterung, obwohl inzwischen der neue Professor der Dogmatik und Moral eingetreten war. Denn nunmehr mußte er neben Kirchengeschichte für den II. und I. Kurs, und Kirchenrecht, jetzt nach Michl, für den II., noch Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums und christliche Altertümer für den I. vortragen und überdies bis zu seinem Abgange nach München in drei Wochenstunden den Religions-

unterricht in der obersten Gymnasialklasse übernehmen. Indessen bemerkt man an ihm bereits eine freiere und selbständigere Bewegung, indem er Encyklopädie und Methodologie, sowie christliche Altertümer „nach Heften“ zu lesen beginnt.

In diesem Schuljahre regte sich in Döllinger auch der schriftstellerische Trieb, zunächst wohl aus dem Grunde, weil es die Aufgabe eines jeden dazu Befähigten sei, die katholische Wissenschaft, die „nur wenig Achtung auf Seite der Protestanten genoß“, zu Ansehen und Anerkennung zu bringen, und damit der katholischen Kirche selbst einen Dienst zu erweisen; vielleicht aber auch angeregt durch das Buch des fast gleich jugendlichen Möhler: „Die Einheit in der Kirche oder das Prinzip des Katholizismus, dargestellt im Geiste der drei ersten Jahrhunderte“ (1825), von welchem Döllinger, nicht ohne wehmütige Erinnerung, noch im Jahre 1879 sagte: „Die Wärme und Innigkeit, welche aus dem Buche wehten, das geistvolle Bild von der Kirche, aus dem Geiste der Kirchenväter entworfen, bezauberte uns junge Männer alle. Wir hielten dafür, daß Möhler aus dem Schutte und den Überwucherungen späterer Zeiten ‚ein frisches lebendiges Christenthum‘ entdeckt habe. Das Ideal der christlichen Kirche schien plötzlich vor unseren verwunderten Augen zu stehen, und je mehr es in seinen einzelnen Zügen durchgearbeitet werden und in seiner vollen Schönheit hervortreten würde, desto größere Anziehungskraft, glaubten wir, müßte es ausüben. Es schwebte uns als Ziel eine von den Mängeln und Mißbräuchen gereinigte, dem Ideal der alten möglichst ähnliche Kirche vor; der Aufschwung der theologischen Wissenschaft sollte nach unserer Meinung notwendig die Reform der Kirche nach sich ziehen.“

Es wäre ihm als Lehrer der Kirchengeschichte nahe gelegen, sich mit einer kirchenhistorischen Arbeit in die Litteratur einzuführen, aber der Autodidakt wußte immer noch nicht, wo

er auf diesem Gebiete eingreifen solle, und dazu schienen damals den katholischen Theologen andere Aufgaben viel dringender und notwendiger zu sein. Zwar wenn sie behaupteten, daß bei den Protestanten „fast alles Positive in ihrem Glauben verschwunden und alle irgend feste Form verloren gegangen ist“,[2]) so begegneten sie bei den Protestanten nicht bloß keinem Widerspruch, sondern dem Zugeständnisse, daß ihrer „Theologie das Christentum unmerklich, aber doch sehr merklich abhanden gekommen war“.[3]) Aber damit war bei diesen keineswegs alles Interesse an den christlichen Lehrsätzen geschwunden. Es entstand erst jetzt eine neue theologische Disziplin — die Dogmengeschichte, für welche das kirchliche Dogma, nachdem „es seinen substantiellen Haltpunkt im Bewußtsein der Zeit verloren, nur noch eine geschichtliche Bedeutung“ hatte. Damals aber, im Anfang des Jahrhunderts, beherrschte das 1799 zum erstenmal erschienene „Handbuch der christlichen Dogmengeschichte“ von Münscher die protestantische Theologie, nach welchem „die Geschichte des Dogmas größtenteils nichts anderes ist, als eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und ein Gewebe der selbstsüchtigsten Bestrebungen“,[4]) ein beständiges Wechseln und Verändern der Dogmen. Trotz der in äußeren Verhältnissen zur Maxime gewordenen allgemeinen Duldung standen damit Protestantismus und Katholizismus sich ihrem innersten Wesen nach doch unversöhnlicher gegenüber, als je vorher, und empfand man katholischerseits die ganze Thätigkeit der protestantischen Dogmenhistoriker als das Bestreben, „der Kirche ihre Hauptstütze, die ununterbrochene Tradition, zu entziehen“.[5]) Kein Wunder, daß ein junger Theolog, der eine hinreichende Befähigung, seiner Kirche beispringen zu können, in sich fühlte, seine Sporen auf diesem Gebiete zu verdienen suchte, wenn er zumal, wie ein Brief Döllingers an seinen Großoheim zeigt, „besonders den Vorwurf der Veränderlichkeit im Glauben, der der katholischen Religion von protestantischen

Theologen so oft gemacht wird", tief und schmerzlich empfand, und keinen „erhabeneren Beruf" kannte, als seine Kirche gegen einen solchen Vorwurf zu verteidigen. Er griff indessen nur einen Punkt aus der Dogmengeschichte heraus, wozu eine schon im Jahre 1811 erschienene Schrift Marheineckes über die Geschichte der Eucharistie,[6]) welche notwendig zum Widerspruche herausforderte, ihm die Anregung gab. Denn hatte Münscher in der ältesten Kirche zwei Meinungen gefunden, wovon die eine im Abendmahle nur eine symbolische Beziehung auf Christus, die andere eine Verbindung des göttlichen Logos mit Brot und Wein angenommen habe, so suchte Marheinecke nachzuweisen, „daß in den ersten Jahrhunderten der reformierte Lehrbegriff von einer bloß symbolischen Gegenwart Christi, in den fünf folgenden die Lutherische Lehre, und erst seit dem neunten Jahrhundert der katholische Lehrbegriff herrschend gewesen sei".

Die Angelegenheit der Veröffentlichung der ihrem Abschlusse entgegengehenden Schrift führte Döllinger nach Mainz, das wie wenige andere Städte eine vollständige Wandlung infolge der französischen Revolution erfahren hatte. Der geistlich-weltliche Glanz, den bis zum Ende des 18. Jahrhunderts der Sitz des ersten Kurfürsten und Reichserzkanzlers mit stattlicher Hofhaltung und zahlreicher Beamtenschaft über dasselbe breitete, war erloschen, der Sitz des hl. Bonifatius nach dem Tode des von Napoleon ernannten Bischofs Colmar (1802—1818) verwaist, die Stadt zu einer Provinzialstadt herabgesunken. Die Universität, welche eben Kurfürst Friedrich Karl durch Neuausstattungen und Berufung glänzender Namen zu einem gefeierten Musensitze umgeschaffen, hatte sich aufgelöst und war nunmehr durch eine bischöfliche Lehranstalt (ein Seminarium puerorum mit Gymnasialschule und einem theologischen Studium) ersetzt, die allerdings bestimmt sein sollte, noch eine wichtige Rolle in der kirchlichen und politischen Entwicklung Deutsch-

lands im 19. Jahrhundert zu spielen. Von Bischof Colmar, einem Nichtgeschworenen, auf dessen Kopf einst 1000 Rchsthlr. gesetzt waren, begründet und von einem anderen Nichtgeschworenen und deshalb ebenfalls Verfolgten, Liebermann, zugleich mit anderen Landsleuten geleitet, bildete sie gewissermaßen eine Kolonie von Konfessoren, welche die Erinnerung an den Umsturz der Kirche in Frankreich und an alle daran sich knüpfenden Leiden derselben auf ihre Schüler übertrugen. Selbstverständlich wandten sie, da Mainz zu Frankreich gehörte, ihre Aufmerksamkeit dem Kaiserreiche zu und folgten allen Bewegungen zu gunsten der Kirche, auch zur Zeit, als Mainz wieder politisch zu Deutschland geschlagen war. Was Bonald, de Maistre, Lamennais u. a. zu ihrer Verteidigung vorbringen, findet seinen Wiederhall in Mainz. Wie dort, so ist man auch hier davon überzeugt, die Revolution und alles daraus entsprungene Unheil seien nur eine Folge der Aufhebung des Jesuitenordens, der deshalb wieder hergestellt werden müsse. Da aber der Sturz der Jesuiten hauptsächlich ein Werk der Freimaurer gewesen, so müsse vor allem diesen, denen man namentlich, wenn auch mit Unrecht, Wessenberg und die Anhänger seiner Richtung zuzählte,[7]) entgegengewirkt werden. Durch Rat Schlosser (Frankfurt) stand man mit den Oratoren auf dem Wiener Kongreß, welche ohnehin den benachbarten Diözesen angehörten, mit dem Präbendar an der Kathedrale in Speier Helfferich, dem Domdechant von Worms und Kapitular des Metropolitankapitels in Aschaffenburg Freiherrn von Wambold und dem Syndikus des Andreas-Stiftes in Mannheim Schies in Verbindung — Männern, in deren Augen sogar Sailer kein geringerer Feind der Kirche war, als Wessenberg.[8]) Und werden die Mainzer auch unter den „Konföderierten“ nicht genannt, so waren sie nichtsdestoweniger mit einigen derselben befreundet, ließ Bischof Colmar die Schrift des Weihbischofs Zirkel: „Die deutsche kath. Kirche, Germanien 1817“

auf seine Kosten drucken, und ermunterte den Exjesuiten Doller in seinem Kampfe gegen Wessenberg. Liebermann nebst einigen seiner Schüler schrieb 1817 gegen die Reformationsfeier und behandelte den Grafen de Maistre als eine gewichtige theologische Autorität, während Klee, ein anderer Seminarlehrer, dessen Schrift de l'église gallicane ins Deutsche übersetzte. Überhaupt entwickelte die Liebermannsche Schule eine überaus fruchtbare Thätigkeit, welche, wenn sie auch hauptsächlich in Übersetzungen bestand, die Räß' (Mainz) und Weis (Speier) veranstalteten, doch durch ihre weite Verbreitung einen großen Einfluß ausübte.

Seit 1821 gaben Räß und Weis auch den noch heute bestehenden „Katholik" heraus, dessen Schicksale gerade damals die Herausgeber mit dem Glorienschein des Martyriums schmückten. Schon im Jahre 1821 reklamierte die badische Regierung bei der hessischen wegen der Angriffe des Exabtes von St. Blasien auf die Verwendung des säkularisierten Kirchenguts. Räß durfte nicht mehr als Redakteur zeichnen, und am Ende des Jahres siedelte die Zeitschrift nach Wiesbaden über, während welcher Zeit ein unterfränkischer Pfarrer als solcher zeichnete. Bald reizte sie aber auch die bayerische Regierung, und die preußische war ihr ohnehin nicht hold. Man sah sich daher veranlaßt, die Zeitschrift ins Ausland, nach Straßburg, zu verlegen, wo Liebermann, seit 1824 zum Generalvikar berufen, als Redakteur figurierte, während thatsächlich neben Räß der inzwischen kirchlich gewordene, als Flüchtling in Straßburg lebende Görres die Redaktionsgeschäfte führte, so daß Clemens Brentano mit Recht von dem „Katholik" sagte: er sei ein Journal, „dessen Herausgeber es nicht herausgibt, dessen Besitzer es nicht besitzen, dessen Schriftsteller es gewissermaßen nicht schreiben (sondern Görres), dessen Verleger es nicht druckt und nicht honoriert." Doch gerade unter Görres' Mitwirken hob sich das Ansehen der Zeitschrift immer mehr, und als im Jahre 1825 darin sein bekannter Mahnruf des

Kurfürsten Maximilian I. an den neuen König Ludwig von Bayern erschien, ließ dieser durch Ringseis Görres mitteilen: „Ihre Abhandlung habe ihm ganz vorzüglich gefallen; es freue ihn ungemein, daß Sie so vieles in seiner Seele gelesen haben; er habe Sie immer hochgeachtet rc.““, durfte seit 1827 der „Katholik“ wieder in Speier erscheinen, und ging der Sprecher von 1825 als Professor sogar nach München.

Mit diesem Kreise, dessen Mittelpunkt der um einige Jahre ältere Räß, seit dem Abgange Liebermanns in Mainz Professor der Dogmatik und Vorstand des dortigen Seminars, bildete, trat Döllinger Ende 1825 oder anfangs 1826 in Berührung. Die Begeisternng für die gleiche Sache und das nämliche Ziel führte rasch eine Annäherung herbei. Es gelang Döllinger dort nicht bloß für seine Erstlingsschrift einen Kommissionär zu finden, es wurden auch Zukunftspläne entworfen. Denn bei dieser Zusammenkunft taucht zum erstenmal der Gedanke an eine theologische Encyclopädie auf, welcher wahrscheinlich von Döllinger nach Mainz getragen war und nicht ohne sein Eingreifen später in dem Wetzer und Welte'schen Kirchenlexikon verwirklicht worden ist. Es entstand ferner das Projekt einer geistlichen Leihbibliothek, und Döllinger wurde bestimmt, an dem „Katholik“ als Mitarbeiter sich zu beteiligen. Er konnte das um so leichter, da er mit der Liebermann'schen Schule auf gleichem katholischen Boden stand. Denn Liebermann lehnte alles ab, was in späteren Jahren die katholische Gläubigkeit ausmachen sollte, hielt die Meinung von der unbefleckten Empfängnis Mariä für undefinierbar und sah in der Forderung einer Definition derselben „nur den Beweis geringer Erfahrung in theologischen Dingen“; behandelte aber ebenso die päpstliche Unfehlbarkeit als eine freie Meinung, von welcher Auffassung er auch nicht abging, als Graf Reisach, damals Rektor der Propaganda, ihm zum Zwecke der Einführung seiner Dogmatik in die römischen theologischen Schulen vor-

schlug, „den Bogen, wo von den Rechten des Papstes in Bezug auf die Entscheidung von theologischen Fragen die Rede ist, zu ändern“ und „nach Anführung der Streitfrage die Infallibilität als sententia certa zu verteidigen, ohne zu verstehen zu geben, daß einem Jeden frei stehe, zu folgen welcher Sentenz er wolle, indem man (in Rom) sage, daß, wenn auch die Sache noch nicht als Dogma entschieden ist, es immer gefährlich sei, eine Sentenz zu verwerfen, oder vielmehr als verwerflich darzustellen, die das Altertum und augenscheinlich alle theologischen Gründe für sich hat“.[9]) Und wie der Lehrer, so lehrten seine Schüler.[10]) Aber auch von der Scholastik hieß es noch: „Wir unsers Orts können einen Recensenten, der seine Kenntnis aus der Scholastik schöpft, nicht für einen unterrichteten Theologen halten. Die Scholastiker mögen immerhin die Unfehlbarkeit des Papstes verteidigen; zum Lehrbegriff als Dogma gehört sie nicht; nie und nirgends hat unsere Kirche sie ausgesprochen.“

Auf diesen Boden als den katholischen mußte man sich damals überhaupt stellen, wenn man als ein „würdiger Verteidiger seiner Kirche“ gelten wollte.[11]) Wie seltsam muß es einen aber da anmuten, daß aus demselben (Mainzer) Kreise, von dem Bischof Weis in Speier, Döllinger, weil er auch später diesen katholischen Boden verteidigte, dem Papste und dem zu berufenden vatikanischen Konzil als das Haupt einer theologischen Schule, welche den katholischen Boden verlassen habe, denunziert wurde! Doch die Zukunft war noch Nacht, und die Männer, welche er in Mainz kennen gelernt, hielt Döllinger für unfähig, das, was sie heute „Absurdität“, „absichtliche Entstellung und Verleumdung“ der Protestanten nannten, morgen für katholische, geoffenbarte Wahrheit ausgeben zu können. Zufrieden kehrte er daher nach Aschaffenburg zurück, nur damit beschäftigt, Räß den mit ihm verabredeten litterarischen Plan näher zu erläutern.

„Verehrter Freund! Hier sende ich Ihnen vor Allem die versprochenen Bemerkungen über unsere Encyklopädie. Möge Gott seinen Segen zu diesem wichtigen Unternehmen geben! — Mir liegt die Realisierung desselben sehr am Herzen und ich beschäftige mich in Gedanken sehr viel damit. Sorgen Sie nur, daß die Zahl der Mitarbeiter und der Anteil eines jeden baldigst bestimmt wird; wir müssen so bald als möglich wissen, ob Görres und Binterim Teil nehmen wollen. — Ich mache sie noch aufmerksam auf das große dictionnaire théologique von Richard und einigen anderen Dominikanern (demselben Richard, von dem die analyse des conciles ist) in 6 Foliobänden, Paris 1760. Ich habe es von der hiesigen Hofbibliothek entlehnt, und finde es in einigen Fächern sehr vollständig, aber auch mit vielen hors d'oeuvre angefüllt; es kann uns aber manche gute Dienste leisten. Es gibt auch eine Geschichte jedes Bistums und einen Catalogus seiner Bischöfe, aber doch nur von jenen Ländern, über welche man allgemeine geographisch-historische Werke hat, wie Le Quien Oriens christianus, Samarthani Gallia christiana, Ughelli Italia sacra. — Unser neuestes Regierungsblatt (Nr. 6 v. 9. Febr.) enthält die Ernennungen des Personals an den Kreisregierungen; fast alle bisherigen Schulräte sind beseitigt, namentlich in Würzburg Riel,[11]) in Bayreuth der verheiratete Priester Graser u. s. w. — ein gutes Augurium. — Ich werde nun etwas für den „Katholiken" verfertigen und Ihnen nächster Tage ein Verzeichnis der kirchenhistorischen und kanonischen Artikel des Buchstabens A senden. — An Freund Klee werde ich auch dieser Tage schreiben. — Empfehlen Sie mich den Herren des Seminariums, besonders Herrn Scheidweiler, dem ich für seine gastfreundliche Aufnahme verbindlichst danke. — Hoffentlich erhalte ich bald einige Zeilen von Ihnen?

Der Ihrige Döllinger."

Man sieht an den Namen Riel und Graser noch

deutlicher, wie Döllinger zu der Aufklärungsperiode in Franken steht. Andererseits verrät er auch, daß er auch zu denjenigen zählte, welche in dem Regierungsantritt König Ludwigs I. eine Wendung zum Vorteil der Kirche erblicken wollten. Er sucht daher auch in diesem Sinne, nachdem die alten Schulräte durch neue ersetzt waren, und Thiersch in München Schulschriften hatte erscheinen lassen, in den Gang der Dinge einzugreifen. Er schreibt darüber an Räß am 4. März:

„Aschaffenburg, den 4. März 26.

Lieber Freund! Hier sende ich Ihnen den Anfang eines Aufsatzes, den ich in diesen Tagen geschrieben habe; melden Sie mir baldigst, ob Sie ihn zur Aufnahme in den K[atholik] geeignet finden; dann soll in wenigen Tagen der Rest (etwa noch 7 Seiten) nachfolgen. Ich wollte mir die Mühe, das Ganze ins Reine zu schreiben, nicht eher geben, als bis ich weiß, ob ich es nicht umsonst thue; denn es könnte ja leicht sein, daß Sie schon eine andere Arbeit über die Thierschische Schrift hätten, oder daß Ihnen diese nicht passend schiene. Freies Censurrecht über die meinige haben Sie auf jeden Fall, und Sie können streichen, was Ihnen nicht gefällt. Im folgenden verbreite ich mich besonders über den religiösen Unterricht an Gymnasien; also: ex ungue leonem — würde ich sagen, wenn es nicht zu unbescheiden wäre.... Die Recension von Möhlers Einheit der Kirche will ich übernehmen. Sie müssen mir aber 4 Wochen Zeit lassen. — Der Titel meiner Abhandlung ist: Die Lehre von der Eucharistie. Historisch-theologische Abhandlung von J. Döllinger, Prof. der Theologie zu Aschaffenburg. Die Fixierung des Preises überlasse ich Ihnen. Sie wird bis Ostern fertig werden; es sind nur noch 3 Bogen zu drucken; 12 sind gedruckt. — Wie steht's mit der Encyklopädie? Was sagt Görres? Wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen nächster Tage ein Verzeichnis der Artikel aus

dem Buchstaben A senden, die ich zu bearbeiten hätte. . . . Die projektierte geistliche Leihbibliothek ist zu Stande gekommen. —"

Doch die Hauptangelegenheit Döllingers, die theologische Encyklopädie, wollte nicht vom Flecke kommen. Räß scheint zwar schon damals Görres darüber befragt zu haben; allein mit den Verlags- und Redaktionsangelegenheiten des „Katholik" vollauf beschäftigt, hatte dieser noch keine Zeit gefunden, sich mit dem Projekte zu befassen, und schwieg darüber in seinem Briefe an Räß. Um so willkommener und erfreulicher war seine Mitteilung der von Ringseis ihm zugegangenen Äußerung König Ludwigs I. über den Mahnruf des Kurfürsten Maximilian I. an ihn. Sie wurde sogleich wieder von Mainz an Döllinger nach Aschaffenburg gemeldet,[12]) der gerade im Begriffe stand, nach München zu reisen.

„Aschaffenburg, den 12. März 26.

Lieber Freund! Heute reise ich nach München ab und werde ein paar Tage nach dem weißen Sonntage [April 2] wieder hier sein. Das Verzeichniß der Artikel [des Buchstabens A der theol. Encyklopädie] zu machen, fand ich keine Zeit mehr; bis dahin werden wir auch wissen, auf welche Theilnehmer wir zählen können. Was Sie mir wegen des Königs und G[örres] geschrieben haben, hat mich überaus gefreut; ich bin sehr begierig, in M[ünchen] jetzt die Verhältnisse und Stellungen der Parteien, ihre Hoffnungen und Befürchtungen kennen zu lernen. Sollten Sie mir etwas nach München aufzutragen haben, so schreiben Sie mir dahin: (Adresse: bei Hofrat und Akademiker Döllinger). Was ich Interessantes in Erfahrung bringe, werde ich Ihnen schreiben.

„Grüßen Sie schönstens Klee ceterosque. Das Februarheft schicken Sie mir nur unter meiner Adresse hieher, wenn es fertig ist. Ihr Döllinger."

Döllinger hat leider nicht, wie er Räß versprochen, seine in München empfangenen Eindrücke berichtet. In der Lage, mit den verschiedensten Kreisen in Berührung zu kommen, hätte er gewiß ein höchst interessantes Stimmungsbild über die Münchener Verhältnisse, die Hoffnungen und Befürchtungen, welche sich an den Thronwechsel knüpften, entwerfen können. Man erfährt nur, daß er in München die letzte Hand an seine Erstlingsschrift legte, am 18. März das Vorwort dazu schrieb und wahrscheinlich sich entschloß, sie seinem Großoheim zu widmen. Denn kaum nach Aschaffenburg zurückgekehrt, schrieb er an diesen unterm 8. April:

„Hochwürdiger Herr! Hochverehrter Großoheim! Ich hoffe auf Ihre Verzeihung rechnen zu dürfen, daß ich es gewagt habe, diesen meinen ersten schriftstellerischen Versuch Ihnen zu widmen und hiemit ein öffentliches Zeugnis abzulegen, wie sehr ich Sie verehre und wie vielen und großen Dank ich Ihnen schuldig bin. Ich wünsche nur, daß die Schrift selbst nicht ganz unwürdig sein möge, Ihren Namen zu tragen; und glücklich würde ich mich schätzen, wenn Sie als gründlicher Kenner theologischer Materien ein günstiges Urteil darüber fällen würden. Wenigstens bin ich mir bewußt, überall selbst in den Quellen geforscht, mit eigenen Augen gesehen und nicht blindlings meinen Vorgängern nachgeschrieben zu haben. Die hiesige Hofbibliothek, welche im Fache der Patristik ziemlich reichhaltig ist, machte mir dies möglich.

„Meine Ältern und Geschwister, welche ich alle gesund und wohl zu München verlassen habe, lassen sich Ihnen bestens empfehlen. — Möchten nur auch Sie, hochverehrtester Oheim, uns allen noch recht lange erhalten werden! Dies ist unser Aller sehnlichster Wunsch. Ew. Hochwürden

gehorsamster Neffe
J. Döllinger, Prof. d. Theol."

Sr. Hochwürden
dem Hrn. Amtmann
Wigand Weigand zu Würzburg.

Doch mehr als Stimmungsbilder aus München haben für die Entwicklung Döllingers die noch so kurzen Andeutungen in seinen folgenden Briefen Bedeutung.

Aschaffenburg, den 19. April 26.

„Ich freue mich, lieber Freund, Ihnen einen so schönen Beitrag zum Katholiken schicken zu können; ich habe mehreres im beifolgenden Manuskripte gelesen, und finde es vortrefflich; ganz Baaders würdig. Auch hoffe ich, daß er von jetzt an von Zeit zu Zeit Beiträge zum Katholiken liefern wird, da er weiß, daß diese Zeitschrift weiter verbreitet ist, als die Kerzische Litt. Zeitung. Ohnehin will er auch die folgenden Bände von La Mennais recensieren. A propos! ist es nicht recht ärgerlich, daß La Mennais, gewiß ganz zur Unzeit, die potestas papalis in temporalia regum wieder aufgewärmt hat? Wie hat der sonst so scharfsinnige Mann den Gegnern einen so willkommenen Anlaß zum Geschrei über Anmaßungen und nichtaufgegebene Prätensionen des Mittelalters geben mögen?

„Vic. Bauer hat mir geschrieben, ich könne die Exemplare meiner Abhandlung an Sie schicken; so muß ich Sie also schon wieder mit einem Auftrage belästigen! Und zugleich muß ich Ihnen ankündigen, daß Prof. Merkel Sie wegen einer ähnlichen Gefälligkeit in Anspruch nehmen wird; die nächste Woche werden Sie ein Kistchen mit Büchern für Windischmann in Bonn erhalten; Merkel läßt Sie bitten, dasselbe zu Mainz auf die Wasser-Diligence geben zu lassen. — Sind die Exemplare für den Buchhändler schon angekommen? und wie ist der Preis fixiert?

„Ich hoffe recht bald von Ihnen einen Brief zu erhalten und zugleich zu erfahren, wie weit es bis jetzt mit der Encyklopädie ist.

„Tragen Sie doch ja Sorge, daß Baaders Aufsatz korrekt

gedruckt wird; bei seiner gedrängten Kürze möchte sonst der Sinn durch Druckfehler leicht entstellt werden. Wie ist es mit seiner Schrift über Segnungen? Wird schon daran gedruckt?"

In diesem Briefe fällt vor allem das Urteil über das neuerliche Auftreten Lamennais', seine „Wiederaufwärmung" der mittelalterlichen Prätension von einer Macht der Päpste über das Weltliche,[13]) auf. Man könnte zwar sagen: Döllinger lehne die Erneuerung dieser Theorie nur ab, weil Lamennais es „gewiß ganz zur Unzeit" gethan habe. Allein sein Aschaffenburger Kollegienheft über christliche Altertümer, in dem er ex professo von der „Gewalt des Papstes" handelt, zeigt, daß er überhaupt von einer solchen Macht der Päpste nichts wußte. Er stimmte darin mit der Tübinger Quartalschrift überein, welche sofort den französischen Verirrungen energisch entgegentrat.[44]) Es begreift sich dann aber auch, daß Döllinger, seitdem die Jesuiten und ihre Schüler den Glauben an diese Macht des Papstes forderten, und Pius IX. ihnen darin gelehrig folgte, in eine oppositionelle Stellung zu ihnen geraten mußte.

Auf der anderen Seite zeigt der Brief, daß der junge Theolog allmählich unter den Einfluß Franz von Baaders gerät. Dieser stand auf der Höhe seines Ruhmes. Er war nicht nur der Stolz der deutschen Katholiken, sondern als „großer Mann von allen Deutschen geehrt". Wie Görres hatte auch er „mit so ausgezeichnetem Erfolge sein Talent der Kirche geweiht",[15]) daß es den Theologen schien, seine Philosophie bezeichne den Punkt, von dem aus auch der Katholizismus an der großen philosophischen Bewegung des Zeitalters sich beteiligen und in sie eingreifen könne, ohne auf die Dogmen der Kirche verzichten zu müssen. Und wie die Dinge lagen, mußte katholischerseits zu der Zeitphilosophie Stellung genommen werden. Man erkannte, daß die Zeit vorbei sein

müsse, „wo die Dogmatik, eingeschnürt durch die Arroganz sogenannter Philosophen, ihrer eigentümlichen Würde sich begab, — sich wahrhaft selbst als unmündig im eigentlichen Sinne erklärte, und das Urteil der Gültigkeit ihrer eigenen Konstruktionen nicht selbständig zu fällen wagte", wo „sie sich dem usurpierten Tribunal einer Philosophie unterwarf, von der prätendiert wurde, daß sie außer und neben ihr als besondere Wissenschaft notwendig bestehen müßte, — und aller Beweis, den sie innerhalb ihrer eigenen Sphäre gab, nichts anderes war, als ein Nachweisen der Identität ihrer eigenen Behauptungen mit denen der Philosophie ihrer Zeit, die denn auch stets ihre Usurpatorrechte mit all der Keckheit, die Usurpatoren eigen ist, wenn sie der Schwachheit ihrer Unterdrückten gewahr werden, in Ausübung brachte". Und kein Geringerer als Möhler sagte gerade für diese Worte „innigen Dank".[16]) Noch dringender wurde aber das Bedürfnis, als gar die Hegelsche Philosophie die absolute sein und nicht bloß die christlichen Lehren in sich aufgenommen, sondern auch begriffen haben wollte. Gengler stellte daher die Forderung auf, die Dogmatik müsse selbst Philosophie sein, während nach der Meinung vieler anderer Baader bereits daran war, dies zu leisten, indem er die Spekulation wieder in die Tiefen der Religionsdoktrin einführe und eine Philosophie konstruiere, deren Prinzipien bewirken, daß sie und das Christentum sich decken.

Döllinger folgte daher nur dem Zuge der Zeit, wenn er seinen Aufenthalt in München benutzte, mit diesem Manne in nähere Berührung zu kommen, und konnte auf einen freundlichen Empfang bei ihm um so mehr hoffen, als der Theosoph es ohnehin schmerzlich empfand, daß er von den Theologen zu wenig gewürdigt werde. Döllinger kam auch nicht mit leeren Händen. Noch vor kurzem hatte Baader es in seiner Schrift De l'Eucharistie beklagen zu müssen geglaubt, daß die Theo-

logen ein biblisches Element, welches erst dem Essen von dem verbotenen Baum und dem Abendmahle ihre wahre und tiefe Bedeutung gebe, fallen gelassen. Das sollte er ferner nicht mehr nötig haben: der junge Theolog aus Aschaffenburg hatte diese Klage nicht bloß in seine dem Erscheinen nahe Schrift aufgenommen, sondern auch den Beweis geliefert, daß schon die Kirchenväter diese Lehre vorgetragen haben, und ist, um dies gleich hier zu bemerken, dieser Auffassung auch treu geblieben.

Wahrscheinlich hat Döllinger auch Baader bewogen, sich an dem „Katholik" zu beteiligen. Wenigstens erhält Räß von Baader am 18. März einen Brief mit der Ankündigung seiner Mitarbeiterschaft, was Räß als ein so großer Gewinn erschien, daß er an Görres schrieb: „Es freut mich, daß der geistreiche Baader unser Einer geworden ist."[17]) Döllinger ist auch der Übermittler des ersten Baaderschen Beitrags zum „Katholik", wie aus dem Brief vom 19. und dem folgenden vom 26. April hervorgeht:

„Lieber Freund! Hier die Korrektur zurück; es fand sich, wie Sie sehen, noch eine starke Nachlese, auch von sinnstörenden Druckfehlern; sorgen Sie daher, daß noch eine Revision vorgenommen werde, denn es bleiben die korrigierten Fehler oft noch stehen. Es wird doch nicht etwa in Straßburg gedruckt? — Das Paquet mit dem Aufsatze Baaders für den „Katholiken" und den Exemplaren für die Speierer werden Sie nun hoffentlich erhalten haben? Das Märzheft enthält wieder vortreffliche Sachen. Von wem ist denn das Gespräch über die Gnade (si scire fas est)? — Der Angriff im Besnardschen Journal [Litteraturzeitung für die katholische Geistlichkeit] ist schändlich; ich kenne das ganze Getriebe sehr genau, und war in M(ünchen) Zeuge, welchen Eindruck diese Mißhandlung auf die Angegriffenen machte, und welche Sensation sie bei andern erregte. Hier sind auf Seite der Angreifenden die niedrigsten Leidenschaften im Spiele. Mastiaux, der Kopf

hat, aber ein schlechtes Herz und keine priesterliche Ehre, steckt mit unter der Decke, und sub umbra alarum suarum gedieh das Ganze. Der eigentliche Verfasser des Pasquills ist aber ein junger Aschaffenburger, den ich sehr genau kenne, Weiland, ein hochmütiges Bürschchen, der Theologie studiert hat und schon im Regensburger Seminar war, aber wieder austrat, „weil die Geistlichen jetzt im Durchschnitt so roh und unwissend seien, daß er sich schäme, zu diesem Stande zu gehören“ (ipsissima verba). Dieser Mensch wollte anfänglich selbst die Redaktion des neuen Journals übernehmen, statt Besnards, und da er sich dabei gegen Kerz sehr unartig benahm, auch Baadern sonderbare Zumutungen machte, so verbat sich dieser fürs Künftige seine Besuche. Auf solche Weise hat er nun Rache genommen. Mastiaux hatte schon längst einen Zahn auf Baader — „compuleruntque[18]) greges Corydon et Thyrsis in unum“ — denn der Aufsatz gegen Baader ist zum Teil auch von ihm, wenigstens einzelne Phrasen. — Was ich Ihnen hier geschrieben, ist ganz zuverlässig. Es möchte allerdings geraten sein, daß der „Katholik“ ein Wort darüber spreche; aber dann müßte auch der Unfug aufs schärfste gerügt werden. Überhaupt steht zu hoffen und zu wünschen, daß das Besnardsche Journal, welches uns keine Ehre macht, bald eingeht. Bitten Sie G(örres), daß er etwas darüber sage. — Nächstens hoffe ich die versprochene Recension [von Möhlers Einheit ꝛc.] zu schicken; dann mehr. Gott befohlen. Ihr

Gruß an Klee. Döllinger.“

Der Wunsch Döllingers, daß Baader im „Katholik“ beigesprungen werde, fand keine Erfüllung. Görres war bis in den Juni hinein leidend, und dann scheint Cl. Brentano es verhindert zu haben, indem er an Görres schrieb: „Wie unverschämt ist dieser Besnard mit Baader umgegangen. Fatal

ist, daß diese äußere Charakteristik, dieser Steckbrief seiner litterarischen Physiognomie leider gut getroffen ist und daß viele Menschen, denen seine zwischen Philosophie und Theologie herumtrappelnden Schriftchen unter die Füße kommen, damit gedient sein mag, ihn bequemer als gefährlichen Schriftsteller fortzuschleudern, als mit offenem Maule ihm nicht verstehend gegenüber zu stehen." Und ebenso fand Görres, daß Baaders Schrift über Segnungen „durch Inhalt und Form wieder schwer verständlich für die meisten Leser sein wird. Er ist ein tiefdenkender Geist, aber die Gabe der Sprache ist ihm nur in einem mäßigen Grade verliehen, er müßte wie Moses einen Aaron haben, der sein Mund und sein Prophet wäre".[19])

Unterdessen wütete in München toller Streit. Cl. Brentano hatte Recht, wenn er in dem Angriff der Besnardschen Litteraturzeitung auf Baader ein getreues Portrait seiner Art erblickte; aber die Hauptsache waren die materiellen Vorwürfe: „Da er seit einiger Zeit von allen Parteien geächtet oder ignoriert, ohne Anhänger, ohne Schüler, die Qualen der Einsamkeit und Vergessenheit fliehend, die Maske des Katholiken (einer hilfsbedürftigen Rotte, wie er wähnt) vornahm; da er jetzt als ‚Gutgesinnter', als ‚Religionsverteidiger', als ‚genialer Ausleger des Dogma's', als ‚Reformator und Wiederhersteller der Religionswissenschaft', ja sogar als ‚Prophet' unter dem Schilde einer Kirche aufzutreten wagt, der er nicht angehört, . . . so ist es nötig und heilsam, ihn aus der Ruhe zu stören, seine Usurpation zu unterbrechen, ihm Maske und Schafspelz abzuziehen, und wenigstens öffentlich zu zeigen, daß er kein Katholik sei und alle Katholiken seine Grillen, Träume, Irrtümer verabscheuen" u. s. w. Kerz' Litteraturzeitung heißt eine „katholisch sich nennende Zeitschrift"; es sei ein „hoher Grad von Unverschämtheit, gerade da die Worte der hl. Schrift (Coloss. 2, 8) als gleisnerisches Aushängeschild zu mißbrauchen, wo über eine der delikatesten Lehren unseres Glaubens . . .

der trübste und verschrobenste Aberwitz von der Hand eines bekannten Irrlehrers ausgeschüttet wird, wo Irrtümer erneuert werden, welche oft und feierlich von der Kirche verworfen wurden“. In einer Besprechung des I. Bandes der Kerz’schen Fortsetzung der Stolberg’schen Kirchengeschichte folgt ein „Steckbrief“, ähnlich dem gegen Baader, gegen Kerz mit der Anklage auf Häresie, und in dem Nachtrag zu einer Besprechung von Binterims „Denkwürdigkeiten“ heißt es: „Hr. Friedr. von Kerz erlaube sich (in seiner Recension) drei Ungereimtheiten, welche seine totale Unkunde im Gebiete des Kirchenrechts und der Theologie beweisen.“ Dieser Vorwurf traf aber den berühmten und hochangesehenen Franz v. Paula Schrank[20]) als den Verfasser der Recension. Diesem Unfuge mußte ein Ende gemacht werden. Baader kündigte in einem „Offenen Wort“ an, „daß er den ihm wohlbekannten Verfasser des (gegen ihn gerichteten) Aufsatzes, einen dem Priesterseminar in Regensburg entwichenen, ehemaligen Kandidaten der Theologie, gerichtlich belangen werde“. Kerz verteidigte sowohl Baader gegen diese „öffentliche Diffamation“, als sich selbst, und Schrank rief nach einer sachlich und ruhig gehaltenen Widerlegung der ihm vorgeworfenen „Ungereimtheiten“ den Angreifern ein energisches „Pfui, meine Herren!“ zu. Das scheint gewirkt zu haben, denn die Besnardsche Litteraturzeitung schwieg.

Was aber heute noch an diesem Streite interessiert, das ist der Umstand, daß Kerz zur Verteidigung seiner Rechtgläubigkeit keine bessere Autorität anzuführen wußte, als Döllinger, denn nur auf ihn kann sich seine Bemerkung beziehen: „Ein junger, äußerst talentvoller, wahrhaft gelehrter und dabei ebenso frommer, als Geist und Herz voller Professor der Theologie hat dieses Urteil gefällt, und nur in anderen Worten habe ich dasselbe niedergeschrieben.“

Mittlerweile hatte Döllinger seine Erstlingsarbeit ver-

sandt, und kamen die Nachrichten über ihre Aufnahme ein, auch von seinem Großoheim, dem er in einem seine damalige innere Stellung scharf zeichnenden Brief antwortete:

„Hochwürdiger, hochverehrter Großoheim! Daß Sie mit meiner Schrift, der Wahl des Gegenstandes, dem Stil, der aufgewandten Sorgfalt zufrieden sind, und derselben Ihren Beifall spenden, ist für mich äußerst ermunternd; auch von anderer Seite her sind mir günstige Urteile über diesen meinen ersten Versuch zugekommen; ich werde mich daher von jetzt an unablässig bestreben, meine theologischen Kenntnisse immer zu erweitern, damit ich im Stande sei, künftig auch in anderen Schriften als Verteidiger der Wahrheit und der guten Sache aufzutreten; denn welchen erhabeneren Beruf gibt es, als den, mündlich und schriftlich dazu beizutragen, daß die Wahrheit und Alleingültigkeit der katholischen Religion immer mehr erkannt, und besonders der Vorwurf der Veränderlichkeit im Glauben, der ihr von protestantischen Theologen so oft gemacht wird, abgewiesen werde! Daher habe ich mir auch Kirchengeschichte und Patristik als meine Hauptfächer gewählt, denen ich alle Zeit und alle meine Kräfte widme, damit ich auf diesem Felde einst etwas Gründliches zu leisten vermöge, um so mehr, als diese so wichtigen Fächer von katholischer Seite in neueren Zeiten, wie mir scheint, zu sehr vernachlässigt worden sind. — Für Ihr gütiges Geschenk, mit welchem Sie mich überrascht haben, statte ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank ab, und werde es zur Anschaffung einiger mir unentbehrlichen theologischen Werke verwenden. — Auch der Herr Bischof zu Würzburg, welchem ich pflichtmäßig ein Exemplar zugeschickt habe, hat sich, wie mir der Hr. Subregens Benkert schreibt, sehr günstig über meine Schrift geäußert. Dieß freut mich sehr.

„Im nächsten Herbst werde ich bei Gelegenheit meiner Reise nach München Ihnen meine Aufwartung machen, und ich hoffe und wünsche, Sie dann vollkommen gesund und wohl

anzutreffen; wie sehr werden sich meine Ältern freuen, wenn ich ihnen dann diese Nachricht brächte! — Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken und verbleibe stets, hochwürdiger Großoheim, Ihr gehorsamster Neffe Ignaz Döllinger.
Aschaffenburg, den 29. April 1826."

Dieser Brief ist mehr als eine augenblickliche Kundgebung, er ist ein Programm. Die Lebensaufgabe, Kirchengeschichte und Patristik, ist erkannt, und ihr ist Döllinger bis zu seiner letzten Stunde treu geblieben. „Alle seine Zeit und alle seine Kräfte" waren ihr wirklich sein Leben lang gewidmet. Der Brief spricht aber zugleich die Grundrichtung seines theologischen Denkens aus, daß es in „der katholischen Religion" keine neuen Dogmen, keine „Veränderlichkeit im Glauben" gebe und geben dürfe, — eine Richtung, welche er auch in seiner Erstlingsschrift als die allein katholische begründet. „Es ist bekanntlich der erste und heiligste Grundsatz der katholischen Kirche, kein Dogma anzunehmen, welches nicht in der Tradition aller früheren Jahrhunderte vollkommen gegründet ist; und wenn es möglich wäre, durch vollgültige Beweisgründe darzuthun, daß seit dem Ursprunge des Christentums bis auf unsere Zeiten auch nur in einem einzigen Glaubenssatze eine wesentliche Veränderung stattgefunden habe, und von der Kirche angenommen worden sei, so würde diese Kirche in ihrem Grundprinzip, der Katholizität, angegriffen sein, und der Vorzug dieser Allgemeinheit und Unveränderlichkeit, welchen sie vor allen übrigen Religionsparteien ausschließlich zu besitzen sich rühmt, wäre ihr hiemit entrissen". Daraus ergebe sich auch die Hauptaufgabe der katholischen Theologie; denn „es leuchtet von selbst ein, daß in dieser Rücksicht die früheren Jahrhunderte des Christentums die wichtigsten sind, und daß alles darauf ankommt, die vollkommene Übereinstimmung des katholischen Lehrbegriffs, wie er jetzt allgemein geltend ist, mit dem

Glauben der alten Kirche nachzuweisen. Dieß ist denn auch unstreitig die Hauptaufgabe, welche der katholische Theolog zu lösen hat; man kann von ihm fordern, daß er durch eine vertraute Bekanntschaft mit dem christlichen Altertume im Stande sei, von jedem einzelnen Dogma darzuthun, wie dasselbe nach allen seinen wesentlichen Bestimmungen schon in den ersten Jahrhunderten gültig gewesen, folglich als ächt-apostolische Lehre betrachtet werden dürfe, und wie es sich dann im Laufe der Zeiten unverfälscht erhalten und fortgepflanzt hat; mit Einem Worte: er soll im Stande sein, den Beweis zu führen, daß nur dasjenige den Inhalt des katholischen Glaubens-Systems ausmache, was überall, von Allen und zu allen Zeiten geglaubt worden ist".

Darin ist im Grunde nichts Neues ausgesprochen; aber bedeutsam für die Erkenntnis des Mannes ist es gleichwohl, weil wir daran den Maßstab für sein Handeln bis an seinen Tod gewinnen. Mit diesem Bekenntnisse seiner Erstlingsschrift, „daß nur dasjenige den Inhalt des katholischen Glaubenssystems ausmache, was überall, von Allen und zu allen Zeiten geglaubt worden ist", schied er auch aus der Welt. Aber was damals, im Jahre 1826, selbstverständlich war, das war es später nicht mehr; und niemand mochte weniger vermuten als Döllinger, daß noch zu seinen Lebzeiten „der erste und heiligste Grundsatz der katholischen Kirche" von den Jesuiten hinweginterpretiert und diese Neuerung von einem angeblich allgemeinen Konzil angenommen werden würde,[21]) und daß es gerade ihm am Ende des Jahrhunderts beschieden sein würde, als ein Bekenner dieses Grundsatzes Verfolgung zu leiden und zu sterben. Darin liegt auch die Tragik dieses Lebens.

Andererseits tritt in dem Briefe auch schon die Schwäche seiner früheren wissenschaftlichen Forschung und Thätigkeit hervor. Er will zunächst „Verteidiger", nicht Historiker werden und sein. Der Unterschied zwischen einem Verteidiger und

Historiker scheint dem Autodidakten in seinen jüngeren Jahren überhaupt nicht ganz klar geworden zu sein; denn erst später erkannte und gestand er (1865): er habe „früher über die Ansprüche der Päpste und die Grundsätze der Kurie zu sehr als Sachwalter und zu wenig als Historiker geredet“.[22]) Doch konnte das kaum anders sein. Döllinger redet in der aus seiner Schrift angeführten Stelle zwar von der katholischen oder der alten Kirche und von der Notwendigkeit, daß eine katholische Lehre schon in den ersten Jahrhunderten gültig gewesen sein müsse u. s. w., aber er substituiert ihr die spätere verschrobene römische Kirche mit ihren Ansprüchen der Päpste und den Grundsätzen der Kurie, wie das damals und im allgemeinen noch heute gang und gäbe ist. Die alte oder die katholische Kirche ist aber nicht die römische, sondern die ungeteilte Kirche, wie ja auch die Zeugen der ersten Jahrhunderte der ungeteilten Kirche angehören. Hat man aber einmal diese Verwechselung sich angeeignet, so muß man notwendig zu sehr als Sachwalter und zu wenig als Historiker reden.

Die Schrift: „Die Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten. Historisch-theologische Abhandlung“ (Mainz 1826, in Kommission bei Sterz), den protestantischen Dogmenhistorikern entgegengestellt, welche „überall bei ihren Untersuchungen das Prinzip des beständigen Wechsels der Dogmen, der Veränderlichkeit und Wandelbarkeit des kirchlichen Lehrbegriffs zu Grunde legten“, beginnt mit einer Auseinandersetzung über die Autorität der Kirchenväter nach katholischer Auffassung, geht zu einer Erörterung der Arkandisziplin über, welche in Bezug auf die Eucharistie gegolten habe, und reiht daran die Zeugnisse von der Gegenwart Christi in der Eucharistie, von den Wirkungen der Eucharistie und vom Opfer in den drei ersten Jahrhunderten. Ein zweiter Teil über die Liturgie sollte nachfolgen, ist aber nie erschienen.

Die Schrift, klar und durchsichtig geschrieben, hatte da-

mals gewiß ihre Bedeutung; denn sie hält mit großer Belesenheit und Scharfsinn den katholischen Standpunkt aufrecht. Selbst die Physiologie stellt Döllinger, der Sohn eines Physiologen, in den Dienst der katholischen Lehre. Aber wenn er sich noch so sehr bemüht, sachlich zu bleiben, der spätere scharfe Polemiker ist er doch schon hier. Überall wird ein Hieb auf diesen oder jenen protestantischen Theologen geführt, die aus „Willkür, historischer Untreue und handgreiflichsten Verdrehungen" ein „Zerrbild von dem Glauben der alten Kirche entworfen haben". Beinahe auf jeder Seite gibt sich seine innere Empörung darüber kund. Denn „hätte dieses widrige Bild (wie es die damaligen protestantischen Theologen entwarfen) Wahrheit, was könnte erbärmlicher sein, als diese Zerrissenheit und Haltungslosigkeit im Glauben, dieser gänzliche Mangel an Einheit, dieses frevelhafte Spiel mit dem Heiligsten? Doch Dank sei es dem Erlöser, der seine Kirche nie verlassen hat, daß bei näherer Beleuchtung diese häßliche Larve, welche man uns für das wahre Antlitz der alten Kirche ausgegeben hat, verschwindet, und das schöne Bild der unveränderlichen Einheit und Übereinstimmung Aller im Glauben deutlich hervortritt!"

Döllinger hatte sich durch diese Schrift bereits den Namen eines hervorragenden Theologen erworben. Professor Neeb besprach sie voll Anerkennung im „Katholik", und Franz von Baader begann eine Anzeige derselben in Kerz' Litteraturzeitung, ohne sie zu vollenden. Die Schrift wird auch noch bis in die neueste Zeit erwähnt: von römisch-katholischer Seite als „noch mustergültig" oder wenigstens anerkennend und zustimmend, von protestantischer ablehnend und als Ziel des Angriffs. So weist noch v. Zezschwitz die darin vorgetragene Auffassung von der Arkandisziplin, der Döllinger freilich keine das Wesen des Instituts treffende Untersuchung gewidmet hatte, zurück,[23]) und Höfling glaubte 1839—41 eine Reihe von

Universitätsschriften dagegen richten zu sollen, „weil in diesem Buche der konstante Typus der falschen historischen Beweisführung des Katholizismus für das Alter und die Ursprünglichkeit seines Meßopferbegriffs am vollständigsten und anschaulichsten sich darlegt." Man kann das heute auf sich beruhen lassen, wo ganz andere Fragen sich in den Vordergrund gedrängt haben.

Gerade zur Zeit des Erscheinens dieser Schrift stand ein für die bayerischen Gelehrtenkreise wichtiges Ereignis, die Reorganisation und Verlegung der Universität Landshut nach München, bevor. Lange vorher war schon das königliche Vorhaben bekannt und sprach man von den zu erwartenden Berufungen. Baader z. B. schrieb am 23. November 1825, daß er dann „katholische Philosophie der Natur, der bürgerlichen und religiösen Societät lehren" werde und zugleich mit den Leistungen Görres' für katholische Geschichte hoffe, „mit Gottes Hilfe aus Philosophie und Geschichte jene Legion Teufel auszutreiben, welche seit langer Zeit sich beider bemeistert haben."[24]) Man wird es daher Döllinger nicht verdenken, daß er den Weg betrat, welcher ihn zu dem zu schaffenden Zentralpunkt neuen wissenschaftlichen Lebens führen konnte, und seine Schrift zur Erlangung der Doktorwürde der theologischen Fakultät in Landshut vorlegte. Bei dem Mangel an wissenschaftlich gebildeten Theologen in Bayern mußte ohnehin die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt werden, wenn eine Lücke an der theologischen Fakultät in München auszufüllen sein sollte. Die Doktorwürde, laut Diplom am 3. Juni 1826 (in absentia) erteilt, räumte nur das letzte Hindernis aus dem Wege dazu.

Über die letzten Monate seines Aufenthalts in Aschaffenburg gibt Döllinger selbst in seinen Briefen an Räß Aufschluß. Am 4. Mai schreibt er:

„Mit Ihren Gaben habe ich große Freude gemacht; man hat mir aufgetragen, Ihnen für die gütigen Geschenke zugleich

zu danken. — Des Italienischen bin ich hinlänglich kundig und werde Ihnen das Verlangte liefern. Halten Sie nicht auch den Catholique von Eckstein? Dann würden Sie mir einen großen Gefallen thun, mir ihn auch gelegentlich mitzutheilen. Das erste Heft sah ich bei Baader, der es sehr pries. Baader schreibt, er habe auch die Recension des II. Teils von La Mennais an Sie abgeschickt; wenn sie eben so voluminös ausgefallen ist, als die des ersten, so werden Sie fast um den Raum dafür im ‚Katholik' verlegen sein. Tant mieux! — B(aader) verlangt auch, ich solle die letzte Revision des Druckes seiner Recension besorgen; das wird aber kaum gehen, da dieselbe zu Straßburg gedruckt wird; sonst würde ich es recht gern thun; ferner soll ich ihm den ersten Aushängebogen der „Sendschreiben" (an Görres über Segnungen 2c.) zur Probe in einem Briefe schicken; lassen Sie mir also gefälligst einen zukommen. Die Schrift wird einen farbigen Umschlag erhalten? B(aader) scheint es zu wünschen. — Daß der katholische Gotteskasten seine Revenuen zu solchen entreprises hergibt, finde ich sehr zweckmäßig; so kann noch manches Gute und Treffliche zu Tage gefördert werden, was sonst durch Weigerung der Buchhändler im Pulte verschlossen geblieben wäre. Unsere katholischen Buchhändler sind äußerst schwer zur Übernahme einer theologischen Schrift zu bringen, selbst wenn der Verfasser auf Honorar verzichtet. Wenn nicht der protestantische Seidel zu Sulzbach wäre, wie manche gute katholische Schrift wäre ungedruckt geblieben. — In der Etoile lese ich soeben, daß Liebermann bedeutend verwundet worden ist, durch einen Umsturz des Wagens. Gott gebe, daß es keine Folgen habe! ... Was Sie über die pusillanimité des deutschen Klerus sagen, ist leider nur zu gegründet; ich habe schon oft über die Ursache nachgedacht. Ein Grund liegt wohl auch darin, daß man in Frankreich von oben herab dem Klerus entgegenkommt und ihn auf alle Weise zu heben sucht, während

wir gerade unsere unversöhnlichsten Gegner in den Kabinetten und im Beamtenpersonale haben. Doch ist's dies nicht allein; in B(aiern) sind jetzt die Gesinnungen des Königs so günstig, als man sie nur wünschen kann; man dürfte ihn nur auf das, was am meisten Not thut, aufmerksam machen; wenn das B(aierische) Episkopat vereint seine Stimme erhöbe, so würde gewiß was Tüchtiges bewirkt werden — und siehe da! unsre Bischöfe sitzen stille, schweigen und — brüten Windeier aus. Klee wird dieser Tage eine kleine Sendung von mir erhalten. Gott befohlen Ihr D."

Diese scharfe Äußerung Döllingers über die bayerischen Bischöfe gibt nur die allgemeine Stimmung oder Verstimmung über den Episkopat wieder. Auch Görres schrieb fast gleichzeitig (Mai 29): „Was soll aus allem diesem werden, wenn die Hirten selbst Schafe sind, die man bloß abgerichtet, die Schäferschaufel wie das Agnus Dei das Kreuz auf der Schulter zu tragen, sonst aber nichts können, wollen, noch vermögen. Da ist in Frankreich doch ein ganz anderer Geist." Aber der französische Geist ist andrer Art und gibt sich anders als der deutsche. Es zeigte sich auch bald, daß in Frankreich das gar zu große Entgegenkommen gegen den Klerus von oben herab beiden Teilen keine großen Vorteile brachte. Aber schon wenige Tage später (Juni 14.) empfing Görres über Bayern einen ganz anderen Bericht von Cl. Brentano, bei dem sich eben der Sekretär Sailers, Melchior Diepenbrock, aufhielt. „Der König (Ludwig I.) hat den besten Willen und eine seltene Eigenschaft, Verschwiegenheit aller vorbereitenden Maßregeln. Das ganze Land fand er so untergraben, verschuldet, vergiftet in allen Ständen bis zur Jugend, daß er alles erst vorbereiten und untersuchen muß, wo er Grund und Boden findet. Nur die nicht zu verbergende Maßregel der Militärbeschränkung machte den großen Eclat, alles andere läßt ein

sicheres Gelingen erwarten. Die ganze ehemalige Partei ist außer aller Wirkung, und nun auch Kobell quiesciert; diese Partei miniert noch auf alle Weise, erscheint jedoch als ohnmächtig, und wird es ganz werden, sobald die neue sich bestockt hat und sich lebendige Stimmen angeschlossen haben. . . . Man zweifelt nicht, daß (der Konvertit) von Schenk, ein Schüler und stets sich bei ihm beratender Freund Sailers, in kurzem Kultusminister werden dürfte." Dann wäre es aber gut, wenn Görres im Lande wäre, dessen „Gesinnnng ganz die Sailers und überhaupt jene sei, welche durch den Willen Gottes dort Gestalt gewinnen soll; nur fehlt es ihr an lebendigen Vertretern, Entwicklern und Bildnern, wie dann überhaupt im Land ein Konzertmeister fehlt, der die einzelnen theils abgerissenen, theils neusprossenden Stimmen zur Einheit sammeln könnte und die Lücken ausfüllen, daß sie sich ihrer als ein Ganzes bewußt werden, und Sailer hat das Vertrauen, daß Du das bald in großem Maße vermöchtest, daß Du der guten Partei ein sprechendes Organ und eine höhere Einheit geben würdest. Du würdest auch diesem weisen demütigen Greis zu allen guten Dingen eine in Baiern vorbereitende Stimme werden. Kurz er wünscht Dich herzlich in Baiern. . . . Sailer liebt den König und hofft vieles von der Zukunft; der König ehrt Sailer so, daß er gern die Wahrheit von ihm annimmt. Das wäre freilich ein großer Vorteil für Dich im Lande, daß der weiseste, treuste, frömmste, geweihteste Baier, dieser heiligmäßige Greis, Dich mit seinem Segen empfangen und Dir alle Wege und Schlingen und Mängel und Mittel des ganzen Landes und alle edlen, zuverlässigen Geister desselben bekannt machen würde. Du würdest mit Sicherheit wirken können neben einem solchen vertrauten und frommen Wegweiser. . . ." Freilich „sei nach allen Seiten schier alles zu thun, . . . indem nicht nur in den Städten, sondern auch über die Bauern hin die Demo-

ralisation, besonders die Lüderlichkeit ordentlich freigegeben sei.[25]) Der Nuntius hat die Bischöfe aufgefordert, Pläne zur Errichtung einer Mission einzureichen, und Rom hat seine Hülfe vorgeschlagen. Sailer hat einen herrlichen Bericht eingereicht, nach ihm sollten die ausgezeichnetsten Jünglinge in die Missionsanstalt nach Rom und sich dort die Methode aneignen, und dann im Lande Schulen dafür errichten. Es ist noch nichts darüber erfolgt. Denn wo soll man die Leute gleich herholen? Zu allem diesem könntest Du gute Weisungen geben. Da der König eine große Vorliebe für Geschichte hat, so könntest Du für Deine größere Aufgabe vielleicht dort ein Feld gewinnen und eine historische Schule bilden, die in Deinem Sinne fortarbeite."

Auch das Schulwesen in Bayern hielt die Leute in Spannung, und es wurde schon angedeutet, wie der „Katholik" durch eine Döllingersche Recension der Thierschischen Schulschriften in die Neuordnung desselben einzugreifen suchte. Nach Cl. Brentano „hat es manchen Leuten gut gefallen, daß die Schriften so schonend behandelt sind, und doch nicht ganz gebilligt." Jetzt konnte er bereits aus dem Munde Diepenbrocks mitteilen: „Der jetzige Studienplan war einer Gesellschaft von geistreichen jungen Männern aufgetragen, Freyberg war auch darunter, jeder arbeitete einen aus von den unteren Schulen bis zu den Universitäten: der des Herrn von Schenk, . . . der als sehr talentvoll, sittenrein und fromm bekannt ist, wurde angenommen. . . . Melchior (Diepenbrock) kennt die Verhältnisse, da er die Korrespondenzen (zwischen Sailer und von Schenk) geführt. . . . Der neue Studienplan kömmt mit dem Herbst in Ausübung, die ganze Erziehung soll nach und nach wieder in die Hände geistlicher Korporationen, und zwar hat der König durch seine historische Liebhaberei eine große Vorliebe für die Benediktiner."

So schien durch das stillfromme Wirken des bei König

Ludwig I. hochangesehenen Bischofs Sailer, den er zugleich als seinen Lehrer verehrte, der Gang der Dinge in Bayern doch ein ganz anderer zu sein, als Döllinger in Aschaffenburg oder Görres in Straßburg ahnten. Das geht auch aus Döllingers nächsten Briefen an Räß hervor. Am 7. Mai schreibt er:

„Hier die beiden Korrektur-Bogen; zugleich sende ich Ihnen die eben empfangenen Zusätze von B(aader) zu seinen Recensionen, nebst dessen Brief. Sehen Sie nun selbst, was zu machen ist; wenn es angeht, daß Sie mir die Bogen der Recension zur Korrektur schicken, so will ich sie recht gern besorgen; indes finde ich, daß das Märzheft des K(atholik) reiner von Druckfehlern ist, als die früheren; manche frühere Aufsätze von G(örres) waren einigemal durch bedeutende Fehler entstellt; dies scheint B(aader) auch zu fürchten. — Dank für die Mitteilung des Briefes von Möller; können Sie ihm keinen Verleger für Milner's Briefe verschaffen? An Absatz wird es nicht fehlen, besonders wenn der K(atholik) das Buch empfiehlt. Und könnte nicht im Notfalle der Gotteskasten aushelfen? — Über die mitgeteilte Schrift werde ich Ihnen nächstens mein Urteil schreiben. Wie ist denn das mit dem Giornale eccl.? ich glaubte, es habe aufgehört zu erscheinen. — Das Aprilheft des K(atholik) hoffe ich recht bald zu erhalten. — Was ist das für ein Plan, von dem Sie mir schreiben wollen?“

Am 14. Mai:

„Lieber Freund! Soeben erhalte ich dieses neue Supplement von Baader zu seiner Schrift vom Segen und Fluch; ich lege Ihnen die darauf bezügliche Stelle seines Briefes bei, damit Sie sehen, zu welcher Seite dasselbe gehört; wenn es irgend möglich, lassen Sie es noch beidrucken, um ihn zufrieden zu stellen.

„Als Neuigkeit kann ich Ihnen vor der Hand melden,

daß Görres zur Universität nach München gerufen wird; ob Ihnen dies angenehm sein werde, zweifle ich; allein für Baiern wäre dies ein großer Gewinn, und wir bedürfen solcher Männer höchst nötig als contrepoids, damit die gute Sache auf dieser Universität, die allem Ansehen nach der Centralpunkt für süddeutsche Wissenschaft werden wird, mit den überlegenen Waffen der Gelehrsamkeit und der Redekraft verfochten werde. Auch Baader wird Vorlesungen halten. Freiherr von Hormayr ist gleichfalls gerufen, was allgemeines Aufsehen erregt, da er es bekanntlich war, der in Tyrol den Aufstand gegen Baiern organisierte. Von Bonn soll Walther (der Chirurg) und Mittermayer von Heidelberg, von Berlin Savigny gerufen werden. — Wenn nur auch eine tüchtige theologische Fakultät zusammengebracht wird! Von den gegenwärtig zu Landshut befindlichen Professoren der Theologie ist Schneider, der Dogmatiker, ganz unbrauchbar, Mall, der Exeget, sehr wenig brauchbar; Hortig dagegen trefflich. — Sie lassen doch dieser Tage von sich hören? Ihr Döllinger."

Am 29. Mai:

„Herzlichen Dank, lieber Freund, für die Sendung! Der ‚Katholik' enthält wieder treffliche Sachen; es wäre schwerer Verlust, wenn Görres je aufhören sollte Mitarbeiter zu sein; Gott erhalte ihn noch lange; sein immenses Talent ist unschätzbar für die gute Sache. Ich bin sehr begierig, ob der Ruf schon an ihn ergangen ist, und ob er ihn annimmt; schreiben Sie mir hierüber, was Sie erfahren. Preußen wird doch wohl mit scheelem Auge dreinschauen.

„Die Recension von Möhler erhalten Sie in kurzem, sicher noch in der ersten Hälfte des Juni. Sie wird aber groß; das Buch ist so wichtig, daß ich einen geordneten Auszug für nötig erachtet habe; ist Ihnen die Arbeit zu lange, so können Sie ja immer noch wegstreichen. — Für die Mit-

teilung der Schrift: „Werner kein Katholik“, meinen Dank; der Verfasser ist sehr talentvoll und geistreich; das Ganze ist eigentlich ein Angriff auf den Rationalismus und eine Verteidigung der Lutherischen Lehre vom Glauben; Werner sei kein Katholik gewesen in Luthers Sinne; dabei einige Ausfälle auf die kath. Kirche, die aber nicht eben ernstlich gemeint, und mehr ad captandam benevolentiam heterodoxorum vorangeschickt zu sein scheinen. Was der Verfasser gegen den Katholizismus sagt, trifft den wahren gar nicht, wir können fast alles unterschreiben. Die Schrift verdiente eine Anzeige im „Katholik“. Soll ich sie Ihnen sogleich zurücksenden?

„In der Tübinger Quartalschrift findet sich allerdings manches nicht zu billigende; doch ist das Meiste gut und selbst trefflich, besonders das Kirchenhistorische. Lächerlich ist es, wie die guten Leute sich fürchten, den Jesuiten das Wort zu reden; wenn sie gelegentlich etwas von ihnen lobend anführen, versäumen sie nicht, sogleich ein Antidoton beizufügen: dieß oder jenes sei zwar lobenswert, man wolle aber keineswegs die Gebrechen des Ordens verteidigen; so neulich, als Gratz die Jesuiten wegen der Sündenanbefehlung verteidigte, und in einem der nächsten Hefte wieder, als ihrer Verdienste um das Missionswesen erwähnt wurde. Dieses Ridicule verdiente eine öffentliche Rüge. —

„Was Ihren Plan einer katholischen Gesellschaft zur Verbreitung von guten Büchern betrifft, so wünschte ich von ganzem Herzen, daß derselbe realisiert werde. Ich habe schon oft daran gedacht, ob man nicht besonders das Neue Testament mit passenden kathol. Anmerkungen verbreiten könne; dann wäre dem Van Eßischen Geschrei ein Ende gemacht; man könnte ja einen zweckmäßigen Auszug aus Kistemacker und Stolberg veranstalten und diesen dann so viel als möglich verbreiten.

„Ihr Auftrag wegen Stellen der Väter über die Mystik ist schwer zu erfüllen; von der Mystik als einer eigentüm-

lichen religiösen Betrachtungsweise reden die Väter selten; einige, wie Macarius, Pseudo-Dionysius, ausgenommen; soll aber überhaupt auf das Mystische, was sich bei ihnen findet, Rücksicht genommen werden, so wäre dies endlos, auch schwer, eine Gränze zu fixieren.

„Sorgen Sie doch, daß Lingard's Englische Geschichte zur Sprache gebracht wird; die französische Übersetzung, von der schon mehrere Bände erschienen sind, ist ja leicht zu haben. Prof. Merkel und ich haben den Buchhändler Engelmann in Heidelberg aufgemuntert, eine Ausgabe des englischen Originals zu veranstalten. Und wie steht's mit Cobbet's Briefen über die Reformations-Geschichte? Sollten diese nicht auch eine genauere Anzeige verdienen? —

„Aus Ihrem Schweigen muß ich schließen, daß die Exemplare meiner Abhandlung für den Buchhändler noch immer nicht angekommen sind; dieß ist mir um so unangenehmer, da ich nicht weiß, an wem die Ursache dieser Verzögerung liegt. —

„Der Überbringer dieses, Herr Kaplan Datz, auf einer Erholungsreise begriffen, ist der beste und würdigste Seelsorger in hiesiger Stadt, der sehr viel Gutes hier durch seinen Pastoral-Eifer stiftet; ich empfehle ihn Ihrer gütigen Aufnahme. —

Gruß an Klee."

Am 2. August:

„Lieber Freund! Ich habe so lange nichts von mir hören lassen, weil ich, nachdem ich allerlei versprochen, nicht mit leeren Händen kommen wollte, und doch wieder durch verschiedene Dinge, zum Teil auch durch meine Trägheit verhindert war, etwas zu Stande zu bringen. Ich bin zum Professor extraordinarius an der neuen Münchner Universität ernannt — und werde in ein paar Wochen von hier abreisen; weiß aber noch nicht, ob ich ein bestimmtes Fach zu lesen

erhalte, oder ob ich die Gegenstände meiner Vorlesungen wählen kann, und eben deshalb eile ich nach München zu kommen.

„Wie steht es denn mit der Encyklopädie? Ihr Schweigen scheint nichts Gutes zu bedeuten; Sie wollten mir Görres Ansichten mitteilen; haben Sie darauf vergessen? — Kürzlich ist der erste Band eines Lexikon der Kirchengeschichte von Fuhrmann erschienen — es soll 3 Bände geben. Das ist ein sehr schwaches, unvollständiges, flüchtig gearbeitetes Buch, wird aber doch, da es den Protestanten fleißig zu Maule redet, recht gut aufgenommen werden. — Neeb hat über meine Schrift günstig geurteilt, doch scheint mir der Ausdruck ‚klassisch‘ eine Interpolation Ihrer allzu gütigen Hand zu sein. Die antikatholischen Schriften, von denen Sie reden, werden hoffentlich im ‚Katholik‘ ihre gebührende Abfertigung erhalten; Tschirner's 2 Briefe gehören dahin; namentlich auch die ‚katholische Kirche in Schlesien‘ (von Anton Theiner). Sie kennen dieses Libell? es enthält manches Wahre, aber es ist alles auf die widerwärtigste Weise übertrieben und entstellt. Schreiben Sie doch recht bald wieder Ihrem Döllinger.“

Fünftes Kapitel.

Professor der Theologie an der Universität in München. Zustände an der Universität.

Die Versetzung Döllingers nach München noch in der frischesten Spann- und Schaffenskraft wurde von entscheidender Bedeutung für seinen Lebensgang. Er war doch erst jetzt auf den rechten Boden geistigen und wissenschaftlichen Gedeihens verpflanzt, in dem er festwurzelte, wie wenige. Freilich war München damals nicht entfernt, was es heute ist, weder an Größe noch an Verkehr und Leben; und führte auch in künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung trotz seiner Akademien noch ein bescheidenes Dasein. Aber das alles sollte eben jetzt anders werden: der kunstsinnige König förderte die Kunst, wie es nirgends in Deutschland geschah, und bereitete der Wissenschaft ihren Sitz, für den er die glänzendsten Namen zu gewinnen suchte, in seiner Residenzstadt selbst. Nur was wirklich brauchbar an der Akademie der Wissenschaften und an der Universität Landshut erschien, sollte zu der „neuen" Lehranstalt Zutritt erhalten. Zu den ohnehin schon bedeutenden Sammlungen und Instituten kam auch die reiche Büchersammlung der Universität aus Landshut. Alles schien zusammenzuwirken, München zu einem glänzenden Sitze der Wissenschaften und der Kunst zu machen. Das mußte aber

auf einen jungen Gelehrten wie Döllinger, der mit dem Bewußtsein kam, eigens berufen zu sein, zu diesem Aufschwunge mitzuwirken, und der in sich die Kraft fühlte, dazu beitragen zu können, ungemein erhebend und begeisternd wirken. Große Ziele erzeugen große Männer, und die Berühmtheiten spornen die jugendlichen Talente an, ihnen ebenbürtig zu werden, wenn sie im Kreise der an sich Gleichgestellten eine Bedeutung erlangen wollen.

Wenn Döllinger, der zum außerordentlichen Professor „namentlich des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte" ernannt[1]) war, eilte, nach München zu kommen, so that er gut daran; denn die Ernennungen für die theologische Fakultät waren so lückenhaft, daß ohne ein besonderes Abkommen unter den Professoren das theologische Studium kaum hätte begonnen werden können. So war Mall nur „für hebräischen Sprachunterricht" ernannt, welche Vorlesung im Lektionskatalog von 1826/27 nicht einmal in der theologischen, sondern in der philosophischen Fakultät angezeigt ist. Es mußte daher Allioli allein „orientalische Sprachen, biblische Alterthümer, Exegese und Hermeneutik" übernehmen, und Hortig, schon im Begriff, aus der Fakultät auszuscheiden, sollte „Moraltheologie, Patristik und Kirchengeschichte" vortragen, während der Direktor des Georgianums, Wiedemann, die praktische Theologie las. Am schlechtesten war für die Dogmatik gesorgt. Schneider war zwar nicht von Landshut nach München übernommen worden, aber sein Nachfolger, der Prediger bei St. Jodok in Landshut, Amann, ein kränklicher Mann, war seinem Fache ebenso wenig gewachsen; und gerade daraus ergab sich eine in dem königlichen Organisationsdekret nicht vorgesehene Belastung Döllingers. Es traf ihn nämlich, da auch Hortig neben Moraltheologie nur noch theologische Encyklopädie und Methodologie las, Kirchengeschichte, Patrologie zugleich mit Erklärung der Bücher vom Priestertum des hl. Chrysostomus und des Com-

monitoriums des hl. Vincentius von Lerins, Spezielle Dogmatik mit Dogmengeschichte verbunden, und Kirchenrecht in zusammen 19 Stunden wöchentlich.

Er hatte indessen wieder den Vorteil, daß der Vater, ebenfalls dem Lehramte in der medizinischen Fakultät zurückgegeben, ihn in sein Heim aufnahm und ihm die äußeren Sorgen ersparte, so daß er frei sich seinem Berufe widmen konnte. Er ist auch schon in den ersten Wochen in den Bibliotheken heimisch und denkt an zu lösende wissenschaftliche Arbeiten. Wie er selbst aber die neue Lage betrachtete, berichtete er nach der feierlichen Eröffnung der Universität durch den König selbst in der zur Aula umgeschaffenen Karmelitenkirche (Nov. 15.) an Räß.

München, 30. November 1826.

„Lieber Freund! Daß Sie nicht ungehalten sind, obwohl Sie Ursache hätten, freut mich sehr; ich hoffe, das Versäumte schon einmal doppelt einzubringen. Die Encyklopädie liegt mir sehr am Herzen — möchte sie ja zu Stande kommen. Was meine Teilnahme daran betrifft, so bietet sich mir gerade hier die schönste Gelegenheit dar, wo ich den außerordentlichen litterarischen Reichtum, der hier aufgespeichert ist, ganz frei benützen kann. Denn auch unsere Universitäts-Bibliothek (über 150 000 Bände stark) sucht im theologischen Fach ihres Gleichen. Wäre nur erst dieses Jahr herum! ich muß jetzt wirklich jede Viertelstunde zusammennehmen. — Sie glauben gar nicht, wie viel Zeit man in einer großen Stadt durch allerlei Dinge, besonders aber durch Besuche machen und annehmen verliert. — Schade daß von unserer hiesigen theologischen Faculät so wenig litterarische Thätigkeit zu erwarten ist! Wir brauchten höchst nötig ein paar Gelehrte. Hortig, bisher der beste, verläßt uns und tritt ins Domkapitel, die übrigen —

„Den künftigen Bischof von Speyer (Manl) habe ich hier kennen gelernt; er scheint mir seinem wichtigen Berufe ganz gewachsen, und ich verspreche mir alles Gute von ihm; er hat wohl noch mehr praktische Übung und Erfahrung als Chandelle, auch mehr persönliche Würde; und seine Grundsätze sind, wie er sie gegen mich ausgesprochen hat, omni exceptione majores. Wie mir scheint, besitzt er gerade die rechte Mischung von Festigkeit und Klugheit, die zu seiner Stelle ganz vorzüglich notwendig ist. Gott gebe, daß wir Görres erhalten! Durch ihn erst würde die gutgesinnte Partei an der hiesigen Universität das Übergewicht erhalten. Auch Baader freut sich ungemein auf dessen Hieherkommen. — Baader wird sich wohl mit der Recension des III. Bandes von La Mennais nicht übereilen; ihm liegen jetzt vor Allem seine zu haltenden Vorlesungen am Herzen, und darüber vergißt er, wie das bei ihm gewöhnlich ist, alles Übrige. Seine Vorlesungen werden ohne Zweifel sehr viel Gutes stiften — wenn er sich der Deutlichkeit und Verständlichkeit befleißt. Ihre Nachricht, daß das Mémorial catholique (ein Lamennais'sches Journal) seine Recension günstig erwähnt hat, freut ihn sehr; wir haben nur das Heft noch nicht auftreiben können. Vielleicht bestimmt ihn das französische Lob am ersten zur Fortsetzung der Recension.

„Der ‚Katholik' erhält sich fortwährend in seiner Gediegenheit; kommt Görres nach Baiern, so wird sich ja wohl eine passende Firma bei uns finden lassen. Klee's Aufsatz über Mystik hat mich sehr gefreut. — Molitor hat den 1ten Band seines Werkes Baadern geschickt, der ihn nun mit dem größten Eifer studiert. Das Buch verdient wohl noch eine ausführliche Anzeige im ‚Katholik'. Wenn Görres sie nicht macht, würde sich wohl Baader auf Ihre Aufforderung dazu verstehen. Indes ist das nur eine Konjektur von mir. — Baaders Antrittsrede ist im Kerzischen Journal abgedruckt. Schade, daß Kerz für sein Journal auch gar nichts thut; seine

(Fortsetzung der) Kirchengeschichte (Stolbergs) läßt ihm keine Zeit über; und so muß sich seine Litteratur-Zeitung ihre Existenz kümmerlich von den Brosamen fristen, die ihr so gelegentlich zugeworfen werden; wenn er's so forttreibt, wird sie noch ganz eingehen. Aber das begreife ich nicht, wie sich die elende Litteratur-Zeitung von Besnard noch ein Jahr halten kann.

„Den ‚Katholiken' schicken Sie mir künftig durch Buchhändler Giel, wo ich ihn schnell und sicher erhalte. Giel druckt auch meine Antrittsrede, die Sie nächstens erhalten werden. — Morgen beginnen meine Vorlesungen; an Zuhörern fehlt es nicht; in meinen 3 Vorlesungen habe ich jetzt 75, 95, 130. Die Zahl der Studierenden an der Universität beläuft sich schon über 1300. — Ich hätte Klee so gern geschrieben, aber ich finde keine Zeit; grüßen Sie ihn schönstens von mir; ich bitte ihn, er möge mir doch schreiben; womit beschäftigt er sich jetzt vorzüglich? — Auch von Ihnen hoffe ich baldigst einige Zeilen wenigstens zu erhalten. Ihr

Döllinger."

Die Encyklopädie, welche Döllinger noch immer sehr am Herzen lag und die er mittels der Münchener Bibliotheken noch mehr fördern zu können glaubte, sollte nicht zu stande kommen. Da er sie nur zugleich mit Räß unternehmen wollte, so lag darin auch die Ursache der Verschleppung. Denn Görres' Rat war nicht besonders aufmunternd, und das scheint Räß, da zwischen ihm und Görres die Encyklopädie nicht mehr erwähnt wird, zurückgeschreckt zu haben, zum Vorteile Döllingers, der dadurch nicht in ein zeitraubendes Unternehmen verwickelt wurde und die Hand für andere Arbeiten frei behielt.

Nach dem Festprogramm sollten an den Tagen nach dem feierlichen Eröffnungsakte die neuangestellten Professoren, zu denen Döllinger gehörte, ihre Antrittsreden halten. Er sprach „Über die Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahr-

hunderten" und rechtfertigte seine Berufung vollauf. Das war kein Theolog von gewöhnlichem Schlag, der seinen Blick nicht über die engen Grenzen seiner Wissenschaft hinauszurichten wagt. Wie die Litteratur der Kirchenväter, so ist ihm die klassische und die den Kirchenvätern parallel laufende heidnische bekannt, zeigt er sich in der nationalen und in der neueren ausländischen Litteratur heimisch. Es ist aber keine bloß oberflächliche Kenntnis. Die Citate dienen ihm nicht zum äußerlichen Prunke, so daß man auf sie die Worte anwenden könnte: „Man würzt jetzt mit Sentenzen jede Brühe, Sieht nach was aus, macht wenig Mühe", sondern dazu, an ihnen seine Gedanken zu entwickeln und wirkliche Stützen seiner Thesen zu gewinnen. Und dazu muß Goethe ihm so gut als Dante dienen. Die Formgewandtheit und Reinheit der Sprache aber beweisen, daß er, darin seinem Vater ähnlich, an seinen Mustern sich auch formell gebildet hatte. Kurz, die Meisterhand, welche die späteren „Akademischen Vorträge" entwarf und ausführte, macht sich bereits hier bemerklich.

Mit Goethes Wort, von dem er ausgeht: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflikt des Unglaubens und Glaubens", stellt er seinen Gegenstand mitten in die Welt- und Menschengeschichte hinein und nimmt für ihn das allgemeine Interesse in Anspruch; „denn hier sehen wir, wie der Unglaube und Aberglaube im Bunde den ächten und wahren Glauben bekämpfen, und beide zuletzt trotz aller Anstrengung unterliegen. Die christliche Religion verbreitet sich aus einem entlegenen Winkel Asiens, wo sie gegründet worden war, mit nie gesehener Schnelligkeit durch alle Provinzen des Römischen Reichs, dringt schon im zweiten Jahrhundert ihres Daseins über die Gränzen des Reiches hinaus zu fernen, selbst den welterobernden Römern kaum bekannten Nationen.... Bekannt ist es, daß man in neuerer

Zeit, besonders seit Lessing, vorzugsweise die zufälligen, äußern Umstände, welche die Verbreitung des Christentums begünstigt haben sollten, hervorgehoben, und in rein natürlichen, rein menschlichen Ursachen die Lösung des großen geschichtlichen Problems zu finden gemeint hat.... Es ist nicht meine Absicht, hier zu zeigen, wie viel Irriges, Schiefes und Halbwahres in der Ansicht von der Ausbreitung des Christentums, wie ich sie eben dargelegt habe, enthalten ist. Meine Betrachtung mag einen anderen Gang gehen; versetzen wir uns in jene ersten Jahrhunderte des aufblühenden Christentums, betrachten wir die Religion Jesu im Kampfe mit ihrer Umgebung, mit dem Heidentum und allen ihm eigenen Kräften, betrachten wir die Waffen, deren sich beide Teile bedienten, und den Erfolg dieses großen Kampfes — dann wird sich von selbst ergeben, ob die angegebenen natürlichen Ursachen in einem Verhältnisse zu der Wirkung stehen, welche sie hervorgebracht haben sollen." Und nun folgt, auf Grund profaner und christlicher Quellen, ein ungemein farbenreiches Bild von dem damaligen Heidentum, von der ihm ganz widersprechenden Natur des Christentums und dem Kampfe beider wider einander. „Und nun, welches war der Erfolg dieses so ungleichen Kampfes? Nach dreihundert Jahren hatte das Kreuz überwunden, die Welt war gerichtet, der Fürst dieser Welt ausgestoßen (Jo. 12, 31—33); das Wort des Herrn: ‚Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, werde ich Alles zu mir ziehen', war erfüllt. Was die Römer in der Fülle ihrer Allgewalt als Herren der Welt nicht vermochten, die Sitten, Gewohnheiten, religiösen Gebräuche der unterjochten Nationen zu ändern, das vermochte eine Handvoll Männer, die nichts von allem dem besaßen, was Einfluß in der Welt zu geben pflegt: weder irdische Macht, noch Gewalt der Rede, weder Reichtum, noch Gelehrsamkeit. Sie haben die Götter aller Nationen vernichtet, an deren Stelle die Anbetung des Gekreuzigten ge-

setzt. Sie, diese Männer, haben gesiegt über den Zug der Neigungen, die Gewalt der Leidenschaften, die Tyrannei der Gewohnheit, die Eindrücke der Erziehung, die gebieterische Herrschaft der Vorurteile und die Macht der Gesetze. Sie haben die Menschen gelehrt, das zu lieben, was sie bisher gehaßt und verachtet hatten, und das zu hassen, was sie bisher geliebt hatten. Sie haben die Weisen jener Zeit der Thorheit, die Philosophen der Unwissenheit, das ganze Menschengeschlecht des Irrtums überführt. Herrscher und Unterthanen, Herren und Sklaven, Reiche und Arme, Weise und Unwissende sind durch sie gleich gemacht worden. Umsonst vereinigt sich Alles, was auf Erden Macht, Gewalt und Ansehen hat, Kaiser, Staatsmänner, Priester, Philosophen, diese Religion zu ertöten: alle ihre Anstrengungen sind vergeblich. Duldend und sterbend triumphieren die Christen über jede menschliche Gewalt; das Blut der Märtyrer wird der Same unzähliger neuer Bekenner; die Feinde Jesu Christi werden seine Anbeter — und auf Constantins Geheiß erhebt sich das Kreuz über dem Palaste der Kaiser, von wo jene blutigen Edikte gegen die Christen ausgegangen waren. — Wenn es demnach irgend eine fest gegründete Wahrheit in der Geschichte gibt, so ist es diese: der Sieg des Christentums über das Heidentum ist nicht das Werk der Menschen, nicht das Werk zufälliger begünstigender Umstände; nur Gott konnte dieses gewaltige Werk vollbringen, nur Gott die Hindernisse besiegen, nur Gott den wunderbaren, eben so schnellen als dauerhaften Erfolg geben. Mit einem Wort: die Ausbreitung des Christentums ist eben so gut das Werk Gottes, als die erste Stiftung und Begründung desselben.

Che la luce divina è penetrante
Per l'universo, secondo ch'è degno,
Sì che nulla le puote esser ostante.

Dante Paradiso c. 31."

. Es konnte nicht bezweifelt werden: die Universität hatte in Döllinger eine hervorragende Kraft gewonnen. Es zeigte sich aber eben so bestimmt: dieser Theolog geht nicht den breit getretenen Weg und betrachtet seine Wissenschaft ganz eigenartig. Nach ihm muß allerdings die Theologie den Anspruch machen, „daß alle übrigen Wissenschaften zu ihr hinführen, daß diese ihrer als Grundlage wie als Schlußstein bedürfen. Die Theologie selber aber kann nur dann beweisen, daß solch eine fürstliche Würde unter den Disziplinen ihr wirklich zukomme, wenn sie es versteht, sich der Hilfe ihrer Schwestern zu bedienen, wenn sie Raum hat und weitherzig genug ist, auch hinreichendes Selbstvertrauen besitzt, um das echte, edle, aus allen den Werkstätten unserer Fakultäten zutage geförderte Metall, die besten Früchte aller Zweige des großen Wissensbaumes, als ihr Eigentum hinzunehmen und mit diesem Pfunde nach Kräften zu wuchern.“[3]) Gleichwohl lief Döllinger unmittelbar nach seiner Übersiedelung nach München Gefahr, sich durch seinen gar zu engen Anschluß an Franz Baader in eine einseitige Richtung zu verlieren. Wie große Stücke er auf ihn hielt, ging schon aus seinen Briefen an Räß hervor; jetzt wollte er von ihm „die auf Theologie gegründete Wissenschaft“ kennen lernen, welche Baader mittels Sprüchen aus der Bibel, nach Jakob Böhme und St. Martin interpretiert, und mittels der Naturwissenschaft (Elektrizität, Magnetismus, Somnambulismus ꝛc.) aufzubauen schien. Da es in München sogar durch St. Martins Lehre zum Katholizismus Wiederbekehrte gab, wie Ringseis, der dann wieder durch dieselbe von Moy bekehrt zu haben behauptete, so bildete sich bald ein Kreis von Anhängern um Baader, der noch kein Gegengewicht gefunden hatte. Das machte aber nicht bloß an der Universität, sondern weit über die Universitätskreise hinaus Aufsehen. Platen schrieb aus Rom (1827, April 25.): C'est bien clair que Schelling ne va pas à l'université de Munich qui

bientôt sera transformée en de petites-maisons, y présidens Mr. de Schenk et Franz de Baader, und in München sprach man von einer jesuitischen „Kongregation“. Das war indessen die Anhängerschaft Baaders nicht, sondern eine ganz kleine Gesellschaft, welche wöchentlich einmal bei ihm in Schwabing zusammenkam, und an der sich auch Döllinger anfangs beteiligte. Da wurden auch keine irgendwem gefährlichen Pläne geschmiedet, sondern Baader trug seine Ideen und Anschauungen vor, entzückte und begeisterte durch seine geistreichen Einfälle oder „Geistesblitze“, wie man sie zu nennen pflegte, diskutierte mit den Anwesenden, natürlich in der Absicht, alle und jeden zu seiner Ansicht zu bekehren. Denn alles Heil für Theologie und Philosophie wie für die Wissenschaft überhaupt, für Kirche und Staat — das war bei ihm ein feststehendes Axiom, an dem er nicht rütteln ließ — lag in seiner Philosophie. Dann schrieb er auch gern auf aufgetauchte Zweifel und hingeworfene Fragen größere oder kleinere Antworten, wie solche sich noch unter einem vergilbten Umschlag in Döllingers Nachlaß finden, z. B. „Versuchsbaum des Erkenntnisses des Guten und Bösen“, oder „J. Böhme über die 7 Zeitalter für das geistliche Reich“, die „notiones personales (paternitas, filiatio, spiratio)“ u. s. w.

Doch in der Natur Baaders lag es, gerade durch den Vorwurf „Kongregation“ zur Begründung einer solchen gereizt zu werden. Unter dem gleichen Umschlag findet sich nämlich ein lithographisches Programm vom 12. Mai 1827, in dessen Eingang es heißt: „Es ist mir und wahrscheinlich mehreren verehrlichen Herren Mitgliedern unserer kleinen Gesellschaft zu Ohren gekommen, daß man letztere bereits mit dem Namen einer pietistischen oder jesuitischen Kongregation (horribile dictu!) zu bezeichnen oder zu markieren anfieng. Da diese Benennung offenbar von Menschen kömmt, welche von nicht guter Gesinnung sind, so muß ich nur bedauern, daß diese

Menschen im gegenwärtigen Falle eben so schlecht unterrichtet, als gesinnt sich zeigen, indem sie unsere, nur erst im Embryo-Zustande sich befindende Gesellschaft mit einem Vorwurfe beehren, den sie auf keine Weise noch verdient hat, nämlich mit dem ehrenvollen Verdachte oder Vorwurfe: daß selbe wirklich bereits zu einer aktiven und effektiven Kongregation oder Association gutgesinnter, zur Förderung des Guten und Hemmung des Bösen, so viel in unserem Bereiche steht, gediehen sei! Indessen ab inimicis consilium! und so achte ich denn, daß wir dieses Gerede zu Herzen fassen sollen als einen ermunternden Zu- und Aufruf an uns, das wirklich mit Gottes Hilfe zu werden, was wir noch nicht sind, wofür man uns aber schon hält, nämlich: eine Kongregation im guten Sinne, welche den unläugbar seit lange (besonders seit dem Aufkommen der Illuminaten-Kongregation in Bayern) unter uns bestehenden Kongregationen im schlechten Sinne entgegen, sich eifrig bestreben wird, des Hasses, der Verfolgung und Verleumdung, hauptsächlich aber der Furcht der letzteren sich immer würdiger zu erzeigen und zu erweisen."

Doch das Programm wurde nicht ausgeführt, und was man später „Kongregation" nannte, war etwas wesentlich anderes. Zumal wäre Döllinger gar nicht in der Lage gewesen, sich eifriger an Baaders Plan zu beteiligen, da er wegen Nichtbesetzung der Professur der neutestamentlichen Exegese im Sommersemester 1827 neben Kirchengeschichte und Kirchenrecht auch noch den Römerbrief wöchentlich dreimal interpretieren mußte. Der Zustand der Fakultät blieb aber auch später noch ein kläglicher. Im Herbst 1827 trat Hortig, der ins Domkapitel aufgenommen wurde, aus ihr aus, und wurde auf Empfehlung seines Lehrers Sailer Buchner in Würzburg für Dogmatik berufen, Amann dagegen mit der Moral betraut. An die Stelle Hortigs trat Döllinger als ordentlicher Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht „in würdigender

Anerkennung seiner bisherigen Leistungen im Lehramt ... jedoch ohne Gehalts-Vermehrung". Zugleich wurde sein „Anerbieten genehmigt, neben den Vorträgen über obige Lehrfächer auch noch exegetische Vorlesungen über die Schriften des N. T. zu halten," seltsamerweise aber wurden „wegen Teilnahme an der Fakultät noch zu erlassende Bestimmungen vorbehalten",[4]) was bedeutete, daß Döllinger vorläufig der „inneren Fakultät" nicht angehöre, also an den eigentlichen Fakultätsgeschäften, auch an den Doktorprüfungen, keinen Anteil haben sollte. Diese wunderliche Einrichtung dauerte teilweise bis in die neueste Zeit und rief die merkwürdigsten Erscheinungen hervor. Nicht bloß wurde Döllinger von den Vorgängen in der Fakultät amtlich nicht unterrichtet, er, der Fachprofessor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes, durfte bei Doktorprüfungen diese Gegenstände nicht examinieren und wurde sogar, wenn über einen seiner Zuhörer ein Zeugnis oder Gutachten zu erstatten war, nicht regelmäßig befragt. Als im Oktober 1829 der aus dem Collegium germanicum zurückgekehrte Graf Karl von Reisach, der spätere Erzbischof von München und Kardinal in Rom, sich bei dem König anmeldete und bat, daß er die Rektorstelle im Collegium de propaganda fide, wozu der Papst ihn bestimmt hatte, annehmen dürfe, ordnete ein allerhöchstes Reskript (1829, Okt. 7.) an, daß er sich gemäß einem kgl. Signat bei der theologischen Fakultät der am 20. September 1824 vorgeschriebenen Prüfung unterziehen müsse. Erst nach Bestehen derselben sei ihm „bewilligt, auf so lange, als S. Majestät nicht anders verfügen werden, unbeschadet seines Indigenats die Rektorstelle im Coll. de prop. f. in Rom zu bekleiden". Die Stellung Döllingers brachte es aber mit sich, daß er auf dem Cirkular des Dekanats bemerken mußte (Okt. 9.): „An der Prüfung des Hrn. Grafen von Reisach glaube ich keinen Teil nehmen zu können, da ich nicht Fakultätsmitglied bin, auch bisher pro gradu nicht mitexaminiert habe".

Noch wichtiger wurde das Jahr 1827 für Döllinger dadurch, daß Hortig ihm die Fortsetzung seiner Kirchengeschichte abtrat. In dem Vorwort zu der ersten Abteilung des II. Bandes vom 10. August 1827 kündigte Hortig diesen Wechsel an. Der Beweggrund dazu war aber nicht sowohl „ihre Beschwerlichkeit", als „einige ihretwegen erduldete Kränkungen", oder wie Möhler sagt, „Unannehmlichkeiten, da sich in seinem Werke manches Ärgerliche, wohl gar Ketzerische finden sollte". Man wurde zu jener Zeit allerdings noch von solcher Ketzerriecherei „unangenehm überrascht", wie Möhler, der, dieselbe in hohem Grade mißbilligend, schrieb: „Wenn sich nur die trefflichen Richter, diese alles wissenden Kenner, zu dem Entschlusse bewegen ließen, sich einmal über sich selbst zu ärgern; denn was möchte wohl ärgerlicher erscheinen, als alles am besten zu wissen, und doch die Wissenschaft nicht zu pflegen?"[5]) Indessen war auch damals schon ein solcher Vorwurf fatal, und mindestens verliert der eingeschüchterte Forscher gar zu leicht die ihm unentbehrliche Unbefangenheit. Doch Döllinger, seiner Orthodoxie sich bewußt, begab sich mit jugendlichem Feuereifer an das ihm übertragene Werk und ging beinahe in demselben auf. Jeder freie Augenblick gehörte ihm, da es galt, „der guten Sache" aufzuhelfen, welche ohnehin siegen zu sollen schien, nachdem König Ludwig allein,[6]) trotz preußischen und einheimischen Widerstandes, auf Görres Berufung bestanden hatte, und dieser im Herbst 1827 in München eingetroffen war.

An Haß, offener und verdeckter Feindseligkeit gebrach es Görres nicht. „Von den Protestanten war er als gefährlicher Gegner gefürchtet, von den Männern strenger Wissenschaft als Phantast angesehen."[7]) Aber er war das längst gewohnt, und die Gunst des Königs machte ihn nur um so zuversichtlicher. Daß kein Hörsaal für ihn groß genug war, die Universität sogar den für die Ständeversammlung gebauten Saal mieten mußte, in dem sich dann 500 Studenten und andere Leute,

teils um sich zu erfreuen, teils um sich zu ärgern, um ihn versammelten, hob den Mut noch mehr. Zudem schien Schelling, der gleichzeitig mit Görres seine Vorlesungen begann, eine gleiche Richtung einzuschlagen. „Alle Philosophie", erklärte er, „müßte historisch sein und auf Thatsache gebaut werden, das Christentum aber sei nicht etwa etwas Zufälliges, sondern eine wirkliche Thatsache, zur Erziehung der Vernunft angeordnet, diese Vernunft sei nicht das Vermögen zu schaffen, sondern zu vernehmen, und müsse sich dazu disziplinieren. Alle logischen Systeme hätten daher seither zu nichts geführt, und daß nichts dabei herausgekommen, sei eben der sicherste Beweis, daß es im Grunde gefehlt gewesen".[8]) Eine große Enttäuschung für diejenigen, welche an ihm eine Stütze zu erhalten hofften, und im Verdrusse darüber sprengten die einen aus, Schelling sei katholisch geworden, und riefen die andern im „Hesperus": „Was Historie? Die kann zu allem führen, zu jeder Pfafferei und Despotie. Philosophie gehört vor Historie." Die Folge davon war aber, daß der Philosoph Bewunderer und Freunde auch unter den Katholiken fand.

Da nun gar die durch die Säkularisation abgethanen Mönche wieder in München und anderwärts einziehen durften, graue Schwestern zur Krankenpflege berufen wurden, der Kultus nach dem Wunsche des Königs seine alte Pracht entfalten sollte, die Christmette und Prozessionen neuerdings stattfanden, so schien nicht bloß den Anhängern der vorigen Regierung, sondern auch dem Auslande bereits die „dickste Finsternis" sich wieder über München und Bayern zu lagern, trieben nach ihnen wieder „Dümmlinge, Lichtscheue, Mystiker, Heuchler, Päpstler" u. s. f. ihr Unwesen. „Alles", schrieben die Leipziger „Blätter für literarische Unterhaltung" (Nr. 54) aus München vom 3. Februar, „Alles finden sie hier, herrliche Schätze der alten und neuen Kunst in prachtvollen Tempeln aufbewahrt, reiche Bibliotheken, fast vollständig mit den

Quellen für das Studium aller Wissenschaften versehen, eine Akademie und Universität, — und dennoch scheint kein Hauch der Kunst, kein Strahl der Wissenschaft das eigentliche volkstümliche Leben der Münchener zu beleben, sondern der deutsche Michel in höherm Ansehen als der Sohn der Latona zu stehen.. Eine wohlwollende hellsehende Regierung arbeitet mit entschiedener Kraft und Konsequenz für Verbreitung des Geistes, für Erleuchtung, — und gleichwohl beziehen restaurierte Mönche neueingerichtete Klöster, von denen doch nichts anderes als Finsternis ausgehen kann."

Döllinger selbst, mit den Männern, gegen welche diese Anklagen gerichtet waren, aufs innigste verbunden und einer der rührigsten unter ihnen, kostete die in München eingenommene Stellung die Freundschaft Platens. Noch am 16. Dez. 1827 hatte der Dichter an Fr. Graf Fugger geschrieben: „Von meinem Freund Döllinger wird Dir Schelling Nachricht geben können. Es wäre eine interessante Bekanntschaft für Pfeufer." Aber schon am 15. Januar 1828 fragte er Fugger: „Was hast Du denn an Döllinger so Pfäffisches bemerkt?"[9]) — zugleich die letzte Erwähnung des Jugendfreundes in seinen Papieren.

Man schwieg nicht ganz auf solche Anklagen; allein die hier und dort erscheinenden Erwiderungen erzielten nicht die gewünschte Wirkung. Es schien nötig sich ein eigenes Organ zu schaffen, um ununterbrochen auf die öffentliche Meinung einwirken zu können. Der Konzertmeister, wie Cl. Brentano Görres nannte, war auch schon vorhanden. Nur konnte er das Konzert nicht sogleich beginnen: er mußte erst die vorhandenen Stimmen prüfen, sammeln, ergänzen, auch den Boden und das Publikum darauf kennen lernen, ehe er zur Aufführung übergehen konnte. Er ist daher noch ziemlich zurückhaltend; aber rasch hatte er in Döllinger eine vorzüglich brauchbare Stimme erkannt. „Er ist", schreibt er an Räß (1828,

März 9.), ein braver, gescheiter Mensch, mit dem ich noch am meisten Umgang habe". Eine andere, Klee, wollte er aus Mainz herbeiziehen, was jedoch noch nicht gelingen wollte. Doch war durch Döllinger wenigstens die Verbindung mit dem Baader-Kreise hergestellt, und nachdem Görres auch Sailer in Regensburg zu Ostern 1828 aufgesucht und gehört,[10]) war sein Entschluß gefaßt: das Konzert sollte beginnen. Doch vorerst soll Döllinger selbst noch über die Lage in München aus einem Briefe an Räß vom 20. Februar vernommen werden.

„Mein teurer Freund! Es ist wahrhaftig hohe Zeit, daß unsere Korrespondenz sich wieder anknüpft; die Unterbrechung dauert nun so lange Zeit, daß ich mich nicht mehr erinnere, wer zuletzt dem Anderen die Antwort schuldig geblieben ist. — Für Ihre gütige Besorgung meiner pekuniären Geschäfte zuerst meinen wärmsten Dank! Ich habe den Wechsel richtig erhalten und erhoben, und vor wenigen Tagen hat mir auch Kaplan Empl das Übrige geschickt; anbei folgt ein Brief; er glaubte, wie die Adresse zeigt, daß Sie das Geld durch mich zugesendet erhalten würden. Der Absatz meiner Schrift ist sehr schwach gewesen, und das hat mir alle Lust benommen, die zweite Abteilung folgen zu lassen; ich habe den Gedanken daran ganz aufgegeben. Seit dem Herbst beschäftigt mich die Kirchengeschichte von Hortig; ich habe die Ausarbeitung der letzten Periode seit der Reformation inkl. übernommen; sie wird einen starken Band füllen und hoffentlich noch in diesem Frühjahr fertig werden. Den Fleiß habe ich bis jetzt nicht daran gespart, und die vortrefflichen hiesigen Bibliotheken kommen mir dabei sehr zu statten. Der Buchhändler drängt mich aber so, daß ich so ziemlich alle meine Zeit darauf verwenden muß.

„Mich freut sehr, daß Sie und Weis unverdrossen fortarbeiten (am „Leben der Väter . . .", 1823—27 23 Bände); ich verspreche mir von Ihrem Werke recht viel Gutes; auch auf das Buch unseres lieben Klee (Die Beichte) bin ich sehr

begierig; gründliche katholische Wissenschaft blüht — Gott sei Dank! — immer mehr auf, und der Einzelne sieht sich um so mehr ermuntert, je tüchtigere Mitarbeiter er um sich herum sieht. A propos, schreiben Sie mir doch, von wem der sehr gut geschriebene Aufsatz im Katholiken: „Luthers Werk und Luthers Werke" ist! —

„An Görres und seiner Familie habe ich sehr liebenswürdige Menschen gefunden, bei denen ich manchen angenehmen Abend zubringe. Seine Vorlesungen haben bei dem besten Teile der Studierenden, besonders bei den Theologen, die ihn sehr fleißig besuchen, großen Beifall, und Sie können sich denken, daß er sehr wohlthätig wirkt — welcher Kontrast gegen einen Mannert! Er wird seine Vorlesungen drucken lassen, freuen Sie sich einstweilen darauf. Im ganzen ist er hier sehr gut aufgenommen worden, selbst die Protestanten, wie Thiersch und Schelling, benahmen sich sehr zuvorkommend gegen ihn. Wie ist denn Ihre Stellung in Mainz? Auch Görres wünscht darüber Aufschluß; er sagt mir, daß von einer Pfarrei in Karlsruhe die Rede gewesen sei; nach Ihrem Briefe scheinen Sie dies aber wieder aufgegeben zu haben.

„Die Zahl unserer Theologie-Studirenden ist groß: in diesem Semester 460; aber die Fakultät sollte stärker besetzt sein; doch haben wir, wie es scheint, an Prof. Buchner einen wackeren Mann bekommen; die Studenten loben seine Vorträge über Dogmatik sehr. —

„Sie sind wohl mit Fell, der jetzt Pfarrer in Mainz geworden ist, näher bekannt geworden? Grüßen Sie ihn herzlich von mir, und sagen Sie ihm, wenn er noch einige Wochen gewartet hätte, so wäre die Sache mit einer Pfarrei in Baiern ins Reine gekommen. Was sagt er denn zu dem Skandal mit seinem Bruder? Sollte er es nicht haben verhindern können? Die Schrift, die dieser zur Rechtfertigung seiner Apostasie herausgegeben hat, ist wie im Rausche oder

in der Fieberhitze geschrieben. Auch hier bei uns hat sich neulich eine solche Geschichte begeben; ein Kaplan trat über, um eine Bräuerswittwe mit 6 Kindern zu heiraten und Brauer zu werden; aus der Ehe ist aber nichts geworden, und nun soll er seinen Abfall wieder bereuen. —

„Wie geht es dem Freund Klee? Ich hoffe, seine Gesundheit ist gut; er soll sich nur schonen. Ich lasse ihn schönstens bitten, er möge mir doch schreiben; es geht mir mit ihm, wie mit Ihnen; ich weiß nicht mehr, ob er mir oder ich ihm zuletzt geschrieben habe.

„Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht Ihren Freund

J. Döllinger.

„Sie schreiben mir doch bald wieder? Thun Sie es ja."

Doch auch auswärts war man auf den Fortgang der Dinge in München gespannt; und wie sehr Döllinger in dieselben verwickelt war, das erfährt man aus einem Briefe des Herrn von Oberkamp bei der bayerischen Gesandtschaft am Bundestag, in dem es heißt: „Lassen Sie mich wissen, wie es Ihnen und unsern Freunden geht! Geben Sie mir freundschaftliche Nachricht von all dem bunten Münchner Treiben, von dem Gange des Universitätswesens, insbesondere auch den Vorlesungen von Schelling und Görres, sowie von allem, was uns gemeinschaftlich interessiert! Wie steht es mit Adlers (eines vom Judentum Übergetretenen) projektierter Kirchenzeitung und mit Goldmann (einem protestantischen Konvertiten)? Und wie geht es mit den wöchentlichen Zusammenkünften (der Baader-Gesellschaft)? Haben sie sich ordentlich gemacht und im Gange erhalten?" (Frankf. a. M., 1828, Febr. 26.).

Endlich hatten die mehr oder weniger Gleichgesinnten sich zu einem Kreise zusammengeschlossen, um in den Gang der Dinge auch öffentlich einzugreifen: der Mystiker Baader,

welcher am meisten gedrängt zu haben scheint,[11]) und Görres, der schon in Straßburg der Mystik nachging, philosophisch aber mehr zu Günther als zu Baader hinneigte, Ringseis, Moy, dann Döllinger u. a. Sie hatten die schon länger erscheinende „Eos. Münchener Blätter für Poesie, Literatur und Kunst“ als ihr Organ erworben und den Konvertiten Dr. Goldmann zum Redakteur derselben bestellt. Am 9. Juni 1828 (Nr. 92) erschien die „Ankündigung über Fortsetzung der Zeitschrift Eos“, zwar anonym, aber Stil, Sprechweise und Gedankengang verraten sogleich Görres als den Verfasser. Er stand auf seiner alten Höhe, was die Macht der Sprache angeht. „Welche zerstörenden Kräfte seit Jahren das Gebäude der gesellschaftlichen Ordnung in Europa unterwühlen, ist Keinem unbekannt geblieben. Man mußte früher wohl noch das horchende Ohr an die Erde legen, um ihr Graben, Schürfen und Nagen zu vernehmen; das alles aber ist jetzt an den hellen Tag herausgetreten, die Zerstörung ist zu einem patentisierten Gewerk geworden, viel tausend emsige Hände haben zum Geschäft sich zusammengethan, der Helfer werden täglich mehr gedungen, und rasch fördert sich das Beginnen. Denn nach Luft und Licht seufzet alle Kreatur; die aber hemmt, wie sie meint, das himmelhohe Haus, das Gott selbst dem Altertum zur Kirche, zum Staate und zur Schule der Weisheit erbaut, und das in den tiefen Gründen der menschlichen Natur gevestet, seine hohen Firste und Türme zu den ewigen Sternen des Geisterreichs hinaufgetrieben. Nun aber ist vielen daran gelegen, daß das alte Haus erhalten werde, und weit die größere Mehrzahl will es gegen die Angriffe der Demolierenden gesichert wissen. Das kann aber, insoferne es Sache der Menschen ist, nur dann geschehen, wenn auch die bildenden und erhaltenden Kräfte mehr und mehr der verlassenen Bauhütten wieder errichten; wenn in ihnen die zerstreuten Meister im gemeinsamen Verbande sich wieder

sammeln, und wenn auch sie tüchtige Werkleute sich gewinnen, die, während sie unerschrocken nach außen die Angriffe abwehren, nach innen das Sinkende zu unterfangen, das Wankende zu befestigen wissen: ob es vielleicht gelinge, das ehrwürdige Werk mit Gottes Hilfe den stürmenden Horden zu entreißen, und es einer besseren Zukunft zur Wiederherstellung und zum Ausbau zu bewahren."

Es ist der christliche Pessimismus Adam Müllers und Fr. Schlegels, welcher durch diese Zeilen und die ganze „Eos" geht — ein Pessimismus, der das ganze Jahrhundert durchzieht, nicht ohne manche Tiefblicke. Die ehernen Fußtritte der Arbeiterbataillone hörten schon diese Männer, und Ad. Müller hat bereits in Schlegels Concordia 1820 vorausgesagt, was unsern Tagen ihre Signatur gibt: „Die unvermeidliche Folge also wird sein, daß die beiden Seiten der menschlichen Natur, die Neigung: das Gewonnene, das Kapital, den eigenen Staat zu behaupten, einerseits, und der Drang zu schaffen und durch Arbeit zu erwerben, andererseits, als äußerlich getrennte Parteien der Kapitalisten und der Arbeiter, der Besitzer und Nichtbesitzer, in Schlachtordnung einander gegenüber erscheinen und sich im trostlosen Kampfe untereinander zerstören werden."[12]) Der Grund davon sei aber, daß man die Gottesordnung verlassen habe und dem Reiche des Satan, der jetzt herrsche, anhange. Solle daher der Verwirrung und dem Unheile gesteuert werden, so müsse jene wiederhergestellt und das Reich des Satan zerstört werden. Hie Gott, hie Satan! schallt es daher durch diese ganze Litteratur, auch durch die „Eos", in welcher „eine Gesellschaft kundiger Männer, die in der Mitte Baierns sich zusammengefunden, es auf sich genommen hat, der Verpflichtung, die auf Allen ruht, so viel ihre Kräfte gestatten, Genüge zu leisten; und diese Worte sollen Meisterspruch und Sendbrief der neu entstehenden Hütte sein, in der sie in freiem Verbande sich geeint. Da Religion, gesellschaftliche Ord-

nung, Wissenschaft und Kunst, gleich sehr die Tummelplätze jener verderblichen Richtungen geworden, werden sie alle diese Gebiete, und somit das ganze öffentliche Leben, in den Kreis ihres Bemühens hinüberziehen. Preisgebend alles, was vom Leben verlassen, dürr, unheilbar und brandig geworden; dem natürlichen Wechsel der Dinge überlassend, was ohne Schaden so oder auch wieder anders sein kann; unterscheidend in allem, in Menschen, Dingen und Ereignissen, haben sie sich vorgenommen, überall das wirklich Ewige, wahrhaft Lebendige, Großartige, Ächtursprüngliche, unverwüstlich Gute zu vertreten und nach besten Kräften es gegen jene rohen und frevelhaften Angriffe zu verteidigen".

Aufmerksame Leser der „Eos" in den letzten Monaten, heißt es dann, könnten schon erraten, was sie von ihr vom 1. Juli ab, wo das Organ ganz unter die Leitung des Vereins trete, zu erwarten haben werden. In der That hatten schon vorher einzelne desselben sich an der „Eos" beteiligt, auch Döllinger, der in Nummer 90, 91 aus seiner „nächstens erscheinenden" Fortsetzung der Hortigschen Kirchengeschichte seine Darstellung der Bartholomäusnacht abdrucken ließ. Dann folgte Görres mit einer „Betrachtung über das Wichtigste der Zeit" (Nr. 94, 95), gewissermaßen das Präludium, und mit einer längeren Abhandlung: „Heldentum — Heldengesänge — Minne, — unter den christlich-germanischen Völkern im Mittelalter" (Nr. 99—104), welche natürlich nicht ohne Beziehung auf die Gegenwart geschrieben war. Endlich am 2. Juli, mit der Übernahme der „Eos", erließ er mit einer Vision: „Der Spiegel der Zeit" (Nr. 105, 106) die Herausforderung an „Juden und Heiden", denn von der zweiten Nummer an trägt die „Eos" als Motto das Wort Pauli an der Stirne: Judaeis quidem scandalum, Gentibus autem stultitiam, 1. Cor. 1. 23. Der Eindruck dieses Görresschen Artikels war „unbeschreiblich", schreibt Diepenbrock. „Das ist ein Donnerwort zu seiner Zeit und

vielleicht selbst eine der ersten göttlichen Mahnungen, die darin vorkommen und den Reigen unterbrechen. Es ist, als läse man eine alte geölte autographische Pergamentrolle des Isaias, und sähe durch die transparente Haut hindurch die jetzige Zeit und ihre Art und Unart, und am Rande fänden sich viele bisher unentdeckte Varianten vom Propheten selbst verborgen hinzugezeichnet, damit die Welt nach Jahrtausenden ihre Physionomie und ihr Prognostikon darin fände u. s. w. Kein Wunder, daß sie rasen und toben und Fratzen schneiden darob; allein ein Pfiff der maîtresse de plaisir, und es geht wieder der alte Tanz los." Im Namen Sailers fordert Diepenbrock ihn auf, „recht oft und viel" sich hören zu lassen. „Der Bischof sendet ihm einige bis jetzt vorgefundene kleine Schriftchen, die nie in den Buchhandel gekommen und manches Schöne und zu seinem Zwecke Taugliches enthalten." Diepenbrock aber fährt fort mit Einsendung „übersetzter spanischer Liedchen", und auch Fr. Schlegel schickt einige „Strophen von ähnlichem Inhalt oder Streben" wie die „Eos".[13]) Er hatte recht, wenn er in der „Eos" seinen Geist erkannte; denn er, wie der Ad. Müllers, Hallers, Burkes u. s. w., neben Görres und Baader, beherrschte sie wirklich.

Der Verein scheint damals der Meinung gewesen zu sein, daß die „Eos" bestimmt sei, einflußreich bis nach oben zu werden. Sailers Zufriedenheit und Teilnahme an der Unternehmung mußte schützen, und als gar von Schenk im September 1828 Minister des Innern wurde, konnte man glauben, daß der Geist der „Eos" der leitende geworden sei. Doch mit Unrecht; denn König Ludwig hatte ihm unmittelbar nach seiner Ernennung zum Minister die Weisung zugehen lassen: „Eduard von Schenk berate mit Gott und sei selbstständig, gebe keinen Kongregationischen Einflüsterungen Gehör, fern sei aller Jesuitismus. Nie war ich für die Jesuiten, obgleich mein verehrter Religionslehrer Sambuga sich

zu ihnen neigte; ich kenne die Geschichte dafür zu gut, und offen sind gegen alle Seiten meine Augen, bin wachsam." Und nicht lange nachher schrieb er dem Minister aus Rom (1829, März 10.): „Leider sind nicht wenige junge Bayern im Collegium germanicum, leider, denn Jesuiten sind ihre Lehrer, außerdem wäre wünschenswert, daß in Rom erzogen würden. Denken Sie nach, ob und welche rechtmäßige Mittel mir zu Gebote stehen, solches zu hindern, worüber, giebt es deren, ein Antrag an mich zu machen sein dürfte."[14])

vielleicht selbst eine der ersten göttlichen Mahnungen, die darin vorkommen und den Reigen unterbrechen. Es ist, als läse man eine alte geölte autographische Pergamentrolle des Isaias, und sähe durch die transparente Haut hindurch die jetzige Zeit und ihre Art und Unart, und am Rande fänden sich viele bisher unentdeckte Varianten vom Propheten selbst verborgen hinzugezeichnet, damit die Welt nach Jahrtausenden ihre Physionomie und ihr Prognostikon darin fände u. s. w. Kein Wunder, daß sie rasen und toben und Fratzen schneiden darob; allein ein Pfiff der maîtresse de plaisir, und es geht wieder der alte Tanz los." Im Namen Sailers fordert Diepenbrock ihn auf, „recht oft und viel" sich hören zu lassen. „Der Bischof sendet ihm einige bis jetzt vorgefundene kleine Schriftchen, die nie in den Buchhandel gekommen und manches Schöne und zu seinem Zwecke Taugliches enthalten." Diepenbrock aber fährt fort mit Einsendung „übersetzter spanischer Liedchen", und auch Fr. Schlegel schickt einige „Strophen von ähnlichem Inhalt oder Streben" wie die „Eos".[13]) Er hatte recht, wenn er in der „Eos" seinen Geist erkannte; denn er, wie der Ad. Müllers, Hallers, Burkes u. s. w., neben Görres und Baader, beherrschte sie wirklich.

Der Verein scheint damals der Meinung gewesen zu sein, daß die „Eos" bestimmt sei, einflußreich bis nach oben zu werden. Sailers Zufriedenheit und Teilnahme an der Unternehmung mußte schützen, und als gar von Schenk im September 1828 Minister des Innern wurde, konnte man glauben, daß der Geist der „Eos" der leitende geworden sei. Doch mit Unrecht; denn König Ludwig hatte ihm unmittelbar nach seiner Ernennung zum Minister die Weisung zugehen lassen: „Eduard von Schenk berate mit Gott und sei selbstständig, gebe keinen Kongregationischen Einflüsterungen Gehör, fern sei aller Jesuitismus. Nie war ich für die Jesuiten, obgleich mein verehrter Religionslehrer Sambuga sich

zu ihnen neigte; ich kenne die Geschichte dafür zu gut, und offen sind gegen alle Seiten meine Augen, bin wachsam." Und nicht lange nachher schrieb er dem Minister aus Rom (1829, März 10.): „Leider sind nicht wenige junge Bayern im Collegium germanicum, leider, denn Jesuiten sind ihre Lehrer, außerdem wäre wünschenswert, daß in Rom erzogen würden. Denken Sie nach, ob und welche rechtmäßige Mittel mir zu Gebote stehen, solches zu hindern, worüber, giebt es deren, ein Antrag an mich zu machen sein dürfte."[14])

Sechstes Kapitel.

Journalistische Thätigkeit in der „Eos“ (gegen H. Heine). Rheinreise. Über die Universität im Mémorial catholique. „Umrisse zu Dantes Paradies von P. von Cornelius“, zu gunsten der „Eos“. Ludwig I. gegen die „Eos“.

Die Beteiligung an der „Eos“ war für Döllinger nach zwei Seiten gefahrvoll. Denn einmal wurden die wöchentlichen Zusammenkünfte bei dem einen oder anderen Zugehörigen des Vereins und ihre gesellschaftlichen Mahlzeiten im gemieteten Zimmer bei „einer ältlichen Jungfer Nanny“ sogleich beobachtet, und daraufhin der Verein als „Kongregation“ denunziert. Dann nimmt der Historiker, dessen Haupteigenschaft die Unparteilichkeit sein soll, gar zu leicht Schaden, wenn er sich an den einseitigen Bestrebungen einer Partei beteiligt, abgesehen davon, daß er sich vielleicht in den Tagesstreit verliert und seiner eigentlichen Aufgabe entzogen wird. Doch Döllinger in seinem brennenden Eifer und offenbar von den älteren Genossen Görres und Baader übermächtig beeinflußt, ging der Gefahr nicht aus dem Wege, und bald bezeichnete man ihn offen, z. B. im „Hesperus“, neben Görres als den eigentlichen Inspirator der „Eos“, ein Umstand, der ihm beinahe das Lehramt gekostet hätte.

Es ist heute schwer, die Artikel und Artikelchen noch anzugeben, die Döllinger für die „Eos“ schrieb. Nur einige, in denen historische Dinge berührt werden, sind noch an den mit seiner neueren Kirchengeschichte gleichlautenden Phrasen, an seinem Stil und an den ihm noch im Alter geläufigen Wendungen erkennbar. Wer ihm näher stand, der glaubt da noch seine Sprache zu hören, namentlich aber in seinen Artikeln gegen Heine, für den die Zeit des Christentums vorüber war, und der von Gift und Galle gegen die katholische Kirche geschwollen war, sie mit Hohn und Spott verfolgte und alles, was den Katholiken heilig oder ehrwürdig ist, mit seinen Sotisen begeiferte. Heine gab damals zugleich mit einem politisch anrüchigen Manne Namens Lindner in München Cottas „Allgemeine politische Annalen“ heraus und hatte eben seine „Reisebilder“ erscheinen lassen. Sie nahm Döllinger in einem Artikel: „Die neuen politischen Annalen und einer ihrer Herausgeber“ (Nro. 132) aufs Korn und schrieb: „Hr. Heine ist kürzlich als Dichter aufgetreten mit einer ansehnlichen Sammlung von Reimereien, die er, mit Prosa untermischt, unter dem Titel ‚Reisebilder‘ herausgegeben hat. In diesen Bildern ist denn auch Teil 1 S. 131 folgendes zu finden: ‚An der Wand hing — eine Madonna, so schön, so lieblich, so hingebend fromm, daß ich das Original, das dem Maler dazu gesessen hat, aufsuchen, und zu meinem Weibe machen möchte. Freilich, sobald ich mal mit dieser Madonna verheiratet wäre, würde ich sie bitten, allen ferneren Umgang mit dem h. Geist aufzugeben, indem es mir gar nicht lieb sein könnte, wenn mein Kopf durch Vermittlung meiner Frau einen Heiligenschein oder irgend eine andere Verzierung gewönne‘. Wie zart und geschmackvoll! und zugleich, welche edle Dreistigkeit, welch’ kühner Freimut! Während andere seiner Stammesgenossen ihre israelitische Abkunft sorgfältig zu verbergen suchen, gibt sich unser Herr Politiker ganz unverhohlen als Juden zu erkennen,

und wählt für dieses Bekenntnis das passendste Vehikel: Lästerung dessen, was dem Christen das Heiligste ist. Man sieht, Herr Cotta weiß seine Leute zu wählen, und Herr Heine besitzt doch wenigstens die erste, einem politischen Schriftsteller des Tags notwendige Eigenschaft: Frechheit und Unverschämtheit.[1]) Er ist indessen nicht so ganz Jude, daß er nicht auch an den heiligen Geist glaubte, nämlich an den, der, wie es S. 186 heißt, die Zwingherrnburgen zerbrach, und das alte Recht erneut, daß alle Menschen, gleichgeboren, ein adeliges Geschlecht seien. Dieser neuentdeckte heilige Geist hat, wie ebendaselbst zu lesen ist, seine wohlgewappneten Ritter, unter die sich auch Herr Heine zählt. Wir geben ihm indessen zu bedenken, ob er bei einer solchen allgemeinen Baronisierung des ganzen Menschengeschlechts, vom Hottentotten an bis hinauf zu den Monarchenfamilien Europas, wirklich etwas gewinnen dürfte; denn sein Stammbaum, der schnurgerade bis auf Abraham zurückführt, ist ja doch begreiflich viel älter, als der des ersten Barons der Christenheit.“

Zu gleicher Zeit hatte Heine in den politischen Annalen auch die Verteidigung J. H. Voß gegen Menzel, der jenen in seinem Buch über die deutsche Litteratur einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer“ genannt hatte, übernommen und geäußert: da „sollen wir fast auf den Argwohn geraten, Menzel neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voß so wacker gekämpft hat.... Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein ungeschlachtes niedersächsisches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundschaftlichen Stich einer feinen glatten hochadeligen Viper, — die Götter haben gewiß Herrn Menzel vor solchen Gefühlen bewahrt, sonst würde er die Herbheit der Voßschen Schriften nur in den Thatsachen finden, nicht in den Worten. Es mag wahr sein, daß Voß in seinem protestantischen Eifer die Bilderstürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daß die

Kirche jetzt überall die Verbündete der Aristokratie ist, und sogar von ihr hie und da besoldet wird. Die Kirche, einst die herrschende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten, und zu deren Ehren sie mit dem ganzen Orient tournierten, jene Kirche ist schwach und alt geworden, sie möchte sich jetzt eben diesen Rittern als dienende Amme verdingen und verspricht, mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter fesseln und scheeren könne." Darauf antwortet Döllinger, nachdem er über Voß und Stolberg einige Worte gesagt, mit beißender Satire: „Die Sympathie, welche Herr Heine für den tiefen Schmerz des verstorbenen Voß fühlt, hat etwas wahrhaft Rührendes; Menzel, meint er, möge den Göttern danken, daß er noch nie solche Erfahrungen gemacht; er — Herr Heine — wisse leider nur zu gut, wie wehe der Stich einer solchen hochadeligen Viper thue. Aber — wie in aller Welt mag nur Herr Heine in so nahe Berührung mit einer hochadeligen Viper gekommen sein? Wir sollten denken, zwischen ihm und dem hohen Adel müsse noch wenig Verkehr stattgefunden haben. Hat ihm vielleicht ein Edelmann auf einem Balle auf den Fuß getreten, oder ihm eine Unverschämtheit etwas derb verwiesen? oder fühlt sich der Ritter schon dadurch gekränkt, daß die Aristokratie der alten christlichen Familien sich gegen den neuen jüdischen Geldadel so spröde und zurückhaltend bezeigt? — Die Kirche soll — so versichert Herr Heine — von der Aristokratie wenigstens hie und da besoldet sein. Die Kirche befindet sich also gegen den Adel etwa in demselben Verhältnisse, in welchem Herr Heine zu Herrn Cotta steht. Für seine Fassungskraft ist freilich diese Erklärung die natürlichste; Bezahlen — was könnte es für Leute, die den Glauben an die Allmacht des Geldes mit der Muttermilch eingesogen, Einleuchtenderes geben? Möge Herr Heine sich bald auch in dem Fache der Geschichte versuchen, — er hat den Schlüssel zu allen großen

Begebenheiten der Mit- und Vorzeit gefunden. — Wer sich aber eigentlich von den Adeligen bezahlen lasse, ob die Pfarrer und die armen Kapläne, oder die Bischöfe oder gar der Papst selbst, — darüber schweigt Herr Heine, wir erwarten seine näheren Aufschlüsse. Traurig ist die Sache in der That; man denke nur an die möglichen Folgen; am Ende könnte es gar noch der Judenschaft, mit dem Hause Rothschild und Comp. voran, einfallen, die Geistlichkeit in ihren Sold zu nehmen; die Mittel dazu hätten sie, und zwar prompter noch und klingender als der Adel, — wehe dann dem Christentum!... Mit seiner angeborenen Antipathie gegen die alten Elemente der Staaten: Klerus, Adel, Bürger- und Bauernstand, und mit seinem gleichfalls angeborenen Talent für die alles beherrschenden finanziellen Verhältnisse kann Herr Heine mit der Zeit noch aus einem theoretischen und schreibenden ein tüchtiger praktischer Politikus werden.“

Auch in dem Leitartikel der Nr. 1 von 1829, einer Satire auf die damaligen Liberalen, kommt Döllinger auf Heine zurück. Da es hieß, die politischen Annalen sollten eingehen, läßt er den fingierten Liberalen klagen: „Ein großer Verlust! zumal da sie eben in den Händen zweier so auserwählten Rüstzeuge, wie die Herren Lindner und Heine sind, die glänzendsten Hoffnungen gaben; wir wollen hoffen, daß die beiden, von denen der eine ein erprobter Veteran der liberal-politischen Litteratur, der andere aber ein vielversprechender Anfänger ist, ihr Talent nicht vergraben, sondern sich wohlgemut ein neues Organ schaffen. Möge — in diesen Wunsch stimmet gewiß jeder Gutgesinnte ein — möge dieses herrliche Zwillingsgestirn lange noch hell strahlen am politischen Himmel Deutschlands! Herrn Heine möchte ich am wenigsten in den Reihen der Streiter für die gute Sache vermissen; er schimpft auch auf die katholische Kirche, so gut wie Hesperus und die Neckarzeitung; aber er thut es nicht, wie diese, mit

plumper Derbheit, sondern mit einer gewissen (freilich etwas judaisierenden) Grazie, und auf ihn möchte der Vers des Sophokles passen, den Plutarch auf den Timoleon anwendet: ‚Welche Venus, welcher Liebesgott legte Hand an Alles, was er that!‘"

Noch schlimmer persifliert er Heine in Nr. 19: „Der berühmte deutsche Poet und Politiker Heine, dessen schon einmal in unsern Blättern rühmlichst gedacht worden ist, hat der Welt abermals schöne Beweise seines historischen und politischen Tiefblicks gegeben. In dem Morgenblatte Nr. 288 ff. findet sich nämlich ein Bericht über seine Reise nach Italien, und da ihn der Weg dahin durch Tyrol geführt hat, so giebt er auch in der Kürze seine Meinung über dieses Völkchen ab. Er hat sich zwar das Land nur so vom Reisewagen aus besehen, und hauptsächlich mit Kutschern und Gastwirten verkehrt, doch — le génie supplée à tout. Eine unergründliche Geistesbeschränktheit, Servilismus, Mangel an Gefühl von der Würde ihrer Persönlichkeit — das sind ohngefähr nach Herrn Heine die Grundzüge des Tyroler Volkscharakters. Man sieht, ein ächter Tyroler stellt völlig die Kehrseite von der Individualität unsers genialen Reisenden dar. Der Tyroler hat eine warme Anhänglichkeit an seine Religion und sein Vaterland, und ist daher in doppelter Hinsicht beschränkt, Hr. Heine dagegen ist über diese Schranken längst hinaus, da er weder Religion noch Vaterland hat. Die Religion ist ihm dadurch abhanden gekommen, daß er, laut eigenen Geständnissen, in der Kluft, die zwischen der Ablegung des alten Glaubens und der Annahme eines neuen liegt, stecken geblieben; er hat nämlich das beschränkte und beschränkende Judentum abgeschworen, den Christenglauben aber nicht angenommen, und behilft sich nun, so gut es gehn will, ohne Religion, ‚denn der Dichter — sagt er — ist erhaben über allem Sektengeträtsche der Erde.‘ Mit dem Servilismus der Tyroler

muß es wohl seine Richtigkeit haben, denn niemand kann das besser beurteilen, als Hr. Heine; er gehört ja bekanntlich zu den Liberalen, wo man aber nicht liberal ist, da ist man eben servil: wo kein Licht ist, da ist Schatten. Die Tyroler hat noch niemand im Verdacht des Liberalismus gehabt: ergo sind sie servil, und zwar, wie unsere Autorität sagt, lächelnd und humoristisch servil. Was endlich das Gefühl von der Würde der eigenen Persönlichkeit betrifft, so mußte dem Wanderer freilich der Kontrast zwischen ihm und den Tyrolern sehr auffallend sein; ihm, der ein solches Übermaß von Selbstgefühl besitzt, scheinen natürlich die ehrlichen Tyroler ganz entblößt von diesem kostbaren Gefühl zu sein. — Doch wir wollten eigentlich von den neuen Aufschlüssen, die Herr Heine dem Publikum mitgeteilt, reden. Sie betreffen den Aufstand von 1809, und unsere Leser werden überrascht sein, wenn sie vernehmen, wie höchst einfach die Sache damals zugegangen sei. ‚Von der Politik — sagt Herr Heine — wissen sie (die Tyroler Gebirgsbewohner) nichts, als daß sie einen Kaiser haben, der einen weißen Rock und rote Hosen trägt; das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es selbst in Innsbruck gehört von dem schwarzen Sepperl, der in Wien gewesen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredsam vorstellten, daß sie jetzt einen Fürsten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hosen trüge, da griffen sie zu ihren Büchsen, und küßten Weib und Kind, und stiegen von den Bergen hinab, und ließen sich totschlagen für den angestammten Kaiser.‘ Also die Farbe der kaiserlichen Hosen trägt die Schuld an jenem mörderischen Kriege! Da hätten wir denn ein recht eklatantes Beispiel von den grands effets par de petites causes ... Man sieht, die Geschichte wird auf solche Weise ungemein simplifiziert. Die von Kant geäußerte Furcht, daß die Masse der sich immer mehr anhäufenden Thatsachen künftige Geschichtschreiber erdrücken möge, ist ganz ungegründet. Geniale

Leute von Herrn Heines Schlage ziehen, ohne alles mühsame Studium, bloß durch großartige Intuition, den Geist heraus (d. h. ihren Geist — was sie den Geist der Zeiten nennen, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln), präsentiren ihn zierlich in Champagner-Gläsern, und die unbrauchbare Masse der historischen Facta wird weggeworfen. Möchte uns doch Herr Heine einmal in dieser beliebten Manier eine Übersicht der ganzen Universalhistorie geben. Wie würden da die alten Titanen und Heroen der Geschichte zu Pygmäen von der Statur unseres Poeten zusammenschrumpfen, daß ihnen jeder Schulknabe über die Achsel wegsehen könnte; die großen, welthistorischen Begebenheiten alter und neuer Zeit würden, wenigstens in ihren Ursachen und Anfängen, nicht bedeutender erscheinen, als die zahlreichen Liebesabenteuer des Herrn Heine, die er so selbstgefällig erzählt; alle die verwickelten Verhältnisse, die Gordischen Knoten der Geschichte würden, nicht mit Alexanders Schwert durchhauen, sondern mit einer zarten Damenscheere durchschnitten, sich in höchster Simplizität und Faßlichkeit darstellen ..."

Der Hieb saß fest. Alsbald nahm sich jemand in der Münchener „Aurora" (Nr. 169) des abwesenden Dichters gegen diesen letzten Artikel der „Eos" an, welche ihrerseits (Nro. 137) antwortete: „Als ob die momentane Abwesenheit eines solchen Schriftstellers irgend eine Bedeutung hätte!? — Die Tendenz der Eos ist allerdings ganz und gar nicht jene des Herrn Dr. Heine; ob aber hier eine so recht renommistisch imputierte Feigheit inzwischen liege, wird die Folge lehren. Einstweilen lebt man der Überzeugung, daß Herr H., nachdem er von einer unausbleiblichen Geiselung spricht, ein ächter Stammgenosse seines zur Zeit Verschollenen sei." Doch Heine vollzog bald im dritten Teil seiner „Reisebilder" die unausbleibliche Geiselung; merkwürdigerweise aber nicht wegen dieses letzten Artikels, von dem er ganz schwieg, obwohl er die Borniertheit

auch in seinen „Reisebildern“ drucken ließ, sondern wegen der beiden ersten Döllingerschen Artikel, in denen er wegen „etwas Vorliebe für den antiaristokratischen Voß und einiger arglosen Muttergotteswitze“, die „nicht aus antikatholischem Eifer hervorgegangen“ seien, „zuerst mit Kot und Dummheit angegriffen“ worden sei.[3] Auch daß die „Eos“ zu derselben Zeit in einem sachverständigen, warm gehaltenen und äußerst anerkennenden litterarhistorischen Artikel die im Jahre 1828 erschienenen „Gedichte“ Platens besprach (Nr. 135, 136), erregte Heines Ärger. Er konnte es daher nicht unterlassen, in seinen „Reisebildern“ auch darauf zu replizieren: „Mit Kyrie eleison und Hallelujah wurden seine Gedichte gepriesen in den Pfaffenblättern; und in der That, die heiligen Männer des Cölibats mußten erfreut sein über jene Gedichte, wodurch die Enthaltung vom weiblichen Geschlecht befördert wird.“

Ebenso nahm er später noch in seinem Buche „Die romantische Schule“ in seiner Art bittere Rache an der „Kongregation“ und an einigen ihrer hervorstechendsten Typen. Der Richtung der ersteren ist ferner das Gedicht „Einem Abtrünnigen“ gewidmet:

O des heiligen Jugendmutes!
O, wie schnell bist du gebändigt!
Und du hast dich, kühlern Blutes,
Mit dem lieben Herrn verständigt.

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig' Wochen
In den Staub zu treten dachtest!

O, das thut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

Ein Gedicht, dessen Schlußstrophe man in München häufig mit besonderem Wohlgefallen rezitieren hören kann. Noch bekannter

und häufiger wiederholt sind folgende geradezu rohe Verse aus dem Jahre 1848:

Tot ist Görres, die Hyäne.
Ob des heiligen Offiz
Umsturz quoll ihm einst die Thräne
Aus des Auges rotem Schlitz.

Dieses Raubtier hat ein Söhnchen
Hinterlassen, doch es ist
Nur ein giftiges Kaninchen,
Welches Nonnenfürzchen frißt.

Apropos! Der erzinfame
Pfaffe Dollingerius —
Das ist ungefähr sein Name —
Lebt er noch am Isarfluß?

Dieser bleibt mir unvergeßlich!
Bei dem reinen Sonnenlicht!
Niemals schaut' ich solch ein häßlich
Armesünderangesicht.

Wie es heißt, ist er gekommen
Auf die Welt gar wundersam,
Hat den Afterweg genommen,
Zu der Mutter Schreck und Scham.

Sah ihn am Charfreitag wallen
In dem Zug der Prozession,
Von den dunklen Männern allen
Wohl die dunkelste Person.

Ja, Monacho Monachorum
Ist in uns'rer Zeit der Sitz
Der Virorum obskurorum,
Die verherrlicht Hutten's Witz.[4])

Heine hatte natürlich die Lacher auf seiner Seite, und noch heute ergötzen sich Döllingers Gegner aus jedem Lager an dieser bitterbösen Persiflage; nur weiß wohl keiner mehr den inneren Zusammenhang dieser Verse mit der „Eos“, kennt niemand, daß sie die Antwort sind auf den hier auf Heine

angewendeten Sophokleischen Vers: „Welche Venus, welcher Liebesgott legte Hand an alles, was er that!" und auf die „Pygmäen von der Statur unseres Poeten".

Am 1. August 1828 faßte Döllinger die Vorrede zu seiner Fortsetzung der Hortigschen Kirchengeschichte ab, und kaum waren die Vorlesungen geschlossen, befand er sich auf dem Wege nach Mainz. Die theologische Fakultät heischte, da die neutestamentliche Exegese noch immer unbesetzt war, notwendig eine Ergänzung, und Klee in Mainz sollte sie nach Döllingers Meinung übernehmen. Doch auch sonst bildeten die Universitätsangelegenheiten den Gegenstand der Mainzer Verhandlungen. Es schien, daß sie eine öffentliche Besprechung wohl verdienen, doch nicht in einem deutschen, sondern in einem französischen Organe; denn schon im Jahre 1825 hatte Görres an Räß geschrieben: „Unsere gebietenden Herren achten nichts, was teutsch geschrieben vor ihnen liegt, lesen sie aber dasselbe auf Französisch, dann haben sie ungeheuchelten Respekt dafür." Dieser Gedanke wurde aufgegriffen, und man kam überein, daß Döllinger einen Artikel über die Münchener Universität schreiben, Räß ihn ins Französische übersetzen und an das Mémorial catholique, ein Organ des Abbé Lamennais, übermitteln sollte.

Von Mainz machte Döllinger auch einen Ausflug nach Bonn, um dort Windischmann zu besuchen, neue Bekanntschaften, wie Nic. Möller, Niebuhr rc. zu machen und Erfahrungen zu sammeln. Natürlich mußte Niebuhr, der langjährige preußische Gesandte am päpstlichen Hofe, sein besonderes Interesse erwecken. Das Gespräch mit ihm drehte sich auch um die päpstliche Politik. „Ich erinnere mich," sagte Döllinger darüber in seinen Vorlesungen im Wintersemester 1860/61, „daß Niebuhr in Bonn erzählte, der Papst Pius VII. habe ihm öfters gesagt: wenn er auf sein ganzes Leben zurücksehe, so sei ihm nichts schmerzlicher gewesen, als

daß er jenen Akt der Grausamkeit [der Absetzung] an diesen französischen Bischöfen vollbringen mußte, trotz ihrer Verdienste."[5])

Kaum von seiner Reise zurückgekehrt, noch während der Ferien, schrieb Döllinger den verabredeten Artikel über die Münchener Universität, ging dieser über Mainz nach Paris und wurde dort unter dem Titel: Lettre de Munich sur la nouvelle université de cette ville, in den November- und Dezemberheften des Mémorial catholique veröffentlicht. Dieser Artikel, für die damalige Stellung Döllingers und seine Auffassung der Lage in Bayern in hohem Grade interessant, ist nur zu lange, um hier wörtlich angeführt zu werden.[6]) Der Verfasser stellt sich, als ob er nur auf der Reise einen längeren Aufenthalt in München gemacht und Gelegenheit gefunden habe, die Universitätsverhältnisse kennen zu lernen, bespricht, wie dieselben unter der vorigen Regierung gelagert waren, und geht dann auf ihre Besserung unter Ludwig I. über, dessen entschiedener Wille es sei, die katholischen Interessen zu beschützen. Doch habe der König ebenso feierlich seinen Willen in Bezug auf die Protestanten ausgesprochen. Es sei auch unmöglich, eine einzige Thatsache anzuführen, durch welche deren Rechte verletzt worden wären. Das sei gerecht und den Verpflichtungen entsprechend, die der König als Souverän eines gemischten Staates sich auferlegt habe. Die baierischen Katholiken verlangten nur, daß man ihnen eine gleiche Teilnahme an den gemeinsamen Rechten gewähre, und würden sich glücklich geschätzt haben, wenn sie sich unter der vorigen Regierung dieser Gleichheit hätten erfreuen können.

Über den Zustand der Universität Landshut in ihren letzten Jahren herrsche Einstimmigkeit. Sie habe das Bild eines gänzlichen Verfalles geboten, und eine Reform derselben sei unbedingt notwendig gewesen. Unter den Professoren habe wenig Eifer und Feuer, dagegen viel Zwietracht und Unzu-

friedenheit geherrscht, besonders aus Schuld derjenigen, welche an der Spitze des vorigen Regimentes standen, und von denen man ohne Ungerechtigkeit sagen könne, daß sie sich durch eine besondere Gewandtheit auszeichneten, die unwissendsten und manchmal unwürdigsten Subjekte zu Professoren an den Lyceen und Universitäten auszuwählen. Die Studenten in Landshut aber hätten sich, einzelne Ausnahmen zugegeben, durch ihren Unfleiß, ihre Rusticität und ihre für alles Vornehme und Große abgestumpften Gefühle ausgezeichnet. Es sei daher ein glücklicher Gedanke gewesen, die Universität von Landshut nach München, der an kostbaren Sammlungen und litterarischen Hilfsmitteln so reichen Hauptstadt, zu verlegen. Durch diese Verlegung, wie durch die Änderungen in dem Personal der Professoren und die größere Zahl derselben sei die Universität ein ganz neues Institut geworden, dem namentlich der Ausschluß der Landshuter Stänker, Salat, Köppen und Schultheß, welche näher geschildert werden, zugute komme.

Leider sei aber die so notwendige Eliminierung mancher Landshuter Elemente nicht vollständig gewesen, und dadurch, sowie durch die gebotene Zulassung der in München an der Akademie der Wissenschaften vorhandenen Gelehrten die Zusammensetzung des Professorenkollegiums eine eigentümliche geworden und das protestantische Element stark in demselben vertreten. Doch das hätten die Umstände mit sich gebracht. Eine einheitliche Gesinnung, welche man übrigens auch gar nicht zu wünschen scheine, herrsche daher in demselben nicht, weshalb auch alle Bemühungen und Aufmunterungen der Regierung, ein litterarisches Organ, dessen Zentrum die Universität sein sollte, zu Stande zu bringen, vergeblich gewesen seien.

Es werden dann die einzelnen Fakultäten besprochen. Da fällt ihm aber vor allem auf, daß das naturwissenschaftliche Fach so übersetzt sei, er begründet die Erscheinung aber teils mit der Übernahme der Akademiker an die Universität,

teils mit dem Hange der Deutschen zu den Spezialstudien, der so stark sei, daß man beinahe auch Professoren der Entomologie, der Helmintologie (Würmerlehre), der Kryptogamie &c. erhalten hätte, da man sich durch diese Arten von Wissenschaften um geringen Preis den Ruf eines Gelehrten erwerbe. Dagegen sei die theologische Fakultät mit ebenso großer Sparsamkeit behandelt worden. Sie zähle eigentlich nur vier Professoren, da Mall nur Hebräisch treibe und also nicht zähle, Wiedemann, der Direktor des Georgianischen Seminars, die Zöglinge nur zum heiligen Dienste vorbereite, und eine der vorzüglichsten Disziplinen der Theologie, die Exegese des Neuen Testaments, noch nicht besetzt sei. Die vier Professoren aber seien: Buchner, der Dogmatiker, der zwar seinen Zuhörern genüge, dem aber mehr Feuer und systematische Tiefe zu wünschen wäre; Amann, der Moralist und vorher Dogmatiker, ein sonst achtbarer Mann, dessen Berufung aber durchaus verfehlt sei; vorher Seelsorger und Prediger, sei er an seinem Platze gewesen; aber davon, in der Wissenschaft sich zu vervollkommnen, habe ihn schon sein leidender Zustand abgehalten, so daß es am besten wäre, ihn seinem früheren Berufe wieder zurückzugeben; Döllinger, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts, von dem man sage, daß er mit viel Klarheit und Feuer vortrage und deshalb ein sehr besuchtes Auditorium habe, der auch zu den besten deutschen Theologen gehöre und den seine litterarischen Leistungen schon berühmt gemacht haben;[7]) Allioli, ein emsiger, tiefer, arbeitsamer und sehr geachteter Professor, der orientalische Sprachen und Exegese des Alten Testaments lese, aber besserer Philolog als Exeget sei. Der gelehrte Hortig, der die Fakultät verlassen, werde nicht leicht zu ersetzen sein. Sein klarer, gelehrter und manchmal geistvoller Vortrag sei allgemein beliebt gewesen, und nie habe ein Professor besser als er die Liebe und das Vertrauen seiner Zuhörer sich erworben.

friedenheit geherrscht, besonders aus Schuld derjenigen, welche an der Spitze des vorigen Regimentes standen, und von denen man ohne Ungerechtigkeit sagen könne, daß sie sich durch eine besondere Gewandtheit auszeichneten, die unwissendsten und manchmal unwürdigsten Subjekte zu Professoren an den Lyceen und Universitäten auszuwählen. Die Studenten in Landshut aber hätten sich, einzelne Ausnahmen zugegeben, durch ihren Unfleiß, ihre Rusticität und ihre für alles Vornehme und Große abgestumpften Gefühle ausgezeichnet. Es sei daher ein glücklicher Gedanke gewesen, die Universität von Landshut nach München, der an kostbaren Sammlungen und litterarischen Hilfsmitteln so reichen Hauptstadt, zu verlegen. Durch diese Verlegung, wie durch die Änderungen in dem Personal der Professoren und die größere Zahl derselben sei die Universität ein ganz neues Institut geworden, dem namentlich der Ausschluß der Landshuter Stänker, Salat, Köppen und Schultheß, welche näher geschildert werden, zugute komme.

Leider sei aber die so notwendige Eliminierung mancher Landshuter Elemente nicht vollständig gewesen, und dadurch, sowie durch die gebotene Zulassung der in München an der Akademie der Wissenschaften vorhandenen Gelehrten die Zusammensetzung des Professorenkollegiums eine eigentümliche geworden und das protestantische Element stark in demselben vertreten. Doch das hätten die Umstände mit sich gebracht. Eine einheitliche Gesinnung, welche man übrigens auch gar nicht zu wünschen scheine, herrsche daher in demselben nicht, weshalb auch alle Bemühungen und Aufmunterungen der Regierung, ein litterarisches Organ, dessen Zentrum die Universität sein sollte, zu Stande zu bringen, vergeblich gewesen seien.

Es werden dann die einzelnen Fakultäten besprochen. Da fällt ihm aber vor allem auf, daß das naturwissenschaftliche Fach so übersetzt sei, er begründet die Erscheinung aber teils mit der Übernahme der Akademiker an die Universität,

teils mit dem Hange der Deutschen zu den Spezialstudien, der so stark sei, daß man beinahe auch Professoren der Entomologie, der Helmintologie (Würmerlehre), der Kryptogamie 2c. erhalten hätte, da man sich durch diese Arten von Wissenschaften um geringen Preis den Ruf eines Gelehrten erwerbe. Dagegen sei die theologische Fakultät mit ebenso großer Sparsamkeit behandelt worden. Sie zähle eigentlich nur vier Professoren, da Mall nur Hebräisch treibe und also nicht zähle, Wiedemann, der Direktor des Georgianischen Seminars, die Zöglinge nur zum heiligen Dienste vorbereite, und eine der vorzüglichsten Disziplinen der Theologie, die Exegese des Neuen Testaments, noch nicht besetzt sei. Die vier Professoren aber seien: Buchner, der Dogmatiker, der zwar seinen Zuhörern genüge, dem aber mehr Feuer und systematische Tiefe zu wünschen wäre; Amann, der Moralist und vorher Dogmatiker, ein sonst achtbarer Mann, dessen Berufung aber durchaus verfehlt sei; vorher Seelsorger und Prediger, sei er an seinem Platze gewesen; aber davon, in der Wissenschaft sich zu vervollkommnen, habe ihn schon sein leidender Zustand abgehalten, so daß es am besten wäre, ihn seinem früheren Berufe wieder zurückzugeben; Döllinger, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts, von dem man sage, daß er mit viel Klarheit und Feuer vortrage und deshalb ein sehr besuchtes Auditorium habe, der auch zu den besten deutschen Theologen gehöre und den seine litterarischen Leistungen schon berühmt gemacht haben;[7]) Allioli, ein emsiger, tiefer, arbeitsamer und sehr geachteter Professor, der orientalische Sprachen und Exegese des Alten Testaments lese, aber besserer Philolog als Exeget sei. Der gelehrte Hortig, der die Fakultät verlassen, werde nicht leicht zu ersetzen sein. Sein klarer, gelehrter und manchmal geistvoller Vortrag sei allgemein beliebt gewesen, und nie habe ein Professor besser als er die Liebe und das Vertrauen seiner Zuhörer sich erworben.

Er schildert darauf die Historiker: Ast, eigentlich Philolog, sei voll Geist und Gelehrsamkeit, Buchner dagegen unbedeutend, um so bedeutender Görres, der aber gleichwohl nur gegen den Vorwurf verteidigt wird, daß die Zahl seiner Zuhörer bereits bedeutend abgenommen habe. Einen großen Raum nehmen auch Schelling und Baader ein, wo es ebenfalls von ersterem heißt, er habe sich ganz dem Christentum zugewendet, könne aber sein System, das er hartnäckig verteidige, damit schwer vereinigen. Als Schelling öffentlich erklärte, er sei von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt, habe es ein großes Erstaunen erregt. Die meisten hätten nicht gewußt, was sie davon denken sollten, und es sei sogar in München und anderwärts das Gerücht gegangen, Schelling sei Katholik geworden, was jedoch falsch sei. Es sei übrigens wahr, daß Schelling über den Katholizismus sich sehr gemäßigt und gerecht ausspreche; aber selbst ein Genie wie Schelling lege seine anerzogenen protestantischen Vorurteile nur schwer ab, und schließlich sei der Protestantismus, der jedem gestatte, von der christlichen Religion anzunehmen, was ihm gut zu sein scheine, für einen Philosophen bequemer, als der Katholizismus, der volle Unterwerfung unter die Autorität der Kirche fordere, mit welcher man in Sachen des Dogmas nicht kapitulieren könne. An Tiefe und an Ausgedehntheit des Wissens komme Baader Schelling wenigstens gleich, wenn er ihn nicht übertreffe; dazu habe er vor diesem den Vorteil voraus, daß er in dem Katholizismus gleichsam verschanzt sei. Aber es fehle ihm die Klarheit und die systematische Strenge, welche Schelling in so eminentem Grade besitze. Der konfuse, dunkle, unzusammenhängende und holperige Stil seiner Werke schade auch viel seinen Vorlesungen, welche deshalb auch wenig besucht seien, während die Zuhörerschaft Schellings sehr zahlreich sei. Es wäre zu wünschen, daß Baader sich der Sokratischen Methode bediente, wie denn auch sehr viele die Be-

obachtung gemacht haben, daß man weit mehr von seiner Konversation als von seinen Schriften und Vorträgen profitiere.

Döllinger kommt dann auf Oken, eine Koryphäe der modernen Naturphilosophie, zu sprechen, der von Geburt und Erziehung Katholik sei, aber während seines langen Aufenthalts in Jena seine Religion verloren zu haben scheine, und, wie man sage, seine Kinder protestantisch erziehen lasse. Er scheine ihm zu jener in Deutschland so zahlreichen Klasse von Menschen zu gehören, welche den Protestantismus, weil er weniger als der Katholizismus verlange, von zwei Übeln für das leichter erträgliche halten. Nach seinem System gehe alles von dem Urschlamme aus, von dem Infusorium bis zu dem Menschen, welcher nach dem Affen komme, wie eine Spezies desselben Genus. Bis jetzt stehe der Mensch auf der obersten Stufe der zoologischen Leiter; sollte aber der Professor einmal das Glück haben, einen Engel zu sehen und zu berühren, so würde er sofort die neue Spezies in sein zoologisches System einfügen und den Liebhabern der Naturgeschichte eine Spezies erhöhter Affen verkündigen. Natürlich habe auch er seine Zuhörer, da es unter so zahlreichen Studenten die verschiedenartigsten Charaktere gebe. Dagegen betrachte der gelehrte Schubert die Welt mit weit mehr Geist und von einem christlichen Standpunkte ausgehend, von dem er überhaupt sagen möchte: Talis cum sis, utinam noster esses! Er nähere sich auch, nachdem er sich von den Vorurteilen seines alten Pietismus befreit, der katholischen Religion, und schon oft habe man in seinen Konversationen mit Katholiken diese Annäherung beobachtet. Indessen sei er sehr weit davon entfernt, die Kirche anerkennen zu wollen und sich der Autorität zu unterwerfen.

Nach einigen Worten über Koch-Sternfeld, einen Mann von viel Geist, der ohne Widerspruch den ersten Rang unter den Professoren der Statistik in Deutschland einzunehmen

verdiene, über Ringseis, der gleich ausgezeichnet sei durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine wahrhaft christliche Gesinnung, und über Thiersch, von dem man weder das eine noch das andere sagen könne, schließt Döllinger endlich mit Othmar Frank, der als Professor des Sanskrit von Würzburg berufen worden sei, und das Heil der Welt bei den orientalischen Indern suche. Früher Benediktiner in Banz bei Bamberg, mache er jetzt die lächerlichsten Anstrengungen, um seinen Stand zu verbergen: in seinem Äußeren alles vermeidend, was an ihm den Priester verraten könnte, fürchte er besonders die Kirche, und biete auf Spaziergängen, damit nur ja niemand seinen alten Stand argwöhne, seiner Wirtschafterin den Arm. Als Professor habe er wenig Ruf. In den ersten Jahren habe er außer Sanskrit auch Philosophie nach dem Systeme Hegels gelesen, aber seit dem Auftreten Schellings die Rolle des Schweigens gewählt.

Das Ergebnis sei: die neue Universität biete viel Gutes und viel Böses. Die Zeit werde lehren, ob Ormuzd oder Ahriman den Sieg davon tragen werde.

Erst am 4. Dezember kam Döllinger dazu, an Räß wieder zu schreiben.

„Lieber Freund! Vor Allem meinen herzlichsten Dank für die gastfreundliche Aufnahme, die ich in der guten Stadt Mainz bei so teuern Freunden gefunden — es waren die angenehmsten Tage, die ich seit ein paar Jahren verlebt habe, und noch thut es mir leid, daß ich Sie bei meiner Rückkehr von Bonn nicht mehr traf; und die Zeit war auch zu kurz, als daß ich noch die Reise nach dem Elsaß, von der wir gesprochen hatten, hätte machen können. Doch ich hoffe, wir sehen uns bald wieder, entweder indem der Berg zum Propheten kommt, oder indem der Prophet zum Berge kommt. — Görres, der mit seiner ganzen Familie wieder glücklich angekommen und im vollen Lesen begriffen ist, läßt Sie herzlich

grüßen. Er hat das erste Buch seiner allgemeinen Geschichte, welches freilich noch gar keine Geschichte im gewöhnlichen Sinne enthält, sondern die mysteria sublimia von Gott, Dreieinigkeit, Schöpfung ꝛc. behandelt, ausgearbeitet, will es aber erst, wenn auch das II. Buch fertig sein wird, dem Drucke übergeben.

„Unsere hiesigen kirchlichen Aussichten sind eben nicht die glänzendsten; der König scheint wenig Sinn mehr dafür zu haben; er trägt sich mit ganz anderen Plänen, und meint wahrscheinlich, er habe genug für die Kirche gethan, und könne getrost auf seinen kirchlichen Lorbeeren ausruhen. Bei den Bischöfen fehlt es vornehmlich an der so notwendigen engeren Verbindung; jeder steht isoliert, und kümmert sich nicht um den andern — doch es fehlt noch gar viel; diese Hierarchen sind wohl, bis auf ein paar rühmliche Ausnahmen, haud spiritu sancto zu ihren Posten gekommen. Die Zahl der Kandidaten zum geistlichen Stande mehrt sich indes sehr; und wie wohlthätig wäre dies für unsere Kirche, wenn die Bischöfe dies zu benützen, d. h. die rechte Auswahl zu treffen wüßten! —

„Gelegentlich mache ich Sie auf das kürzlich erschienene Buch: Schmitt, Darstellung der Reformation, Sulzbach 1828 — aufmerksam, oder ich warne Sie vielmehr, daß Sie nicht etwa im „Katholik“ eine lobpreisende Recension davon aufnehmen; das ganze dicke Buch ist von der ersten bis zur letzten Seite Ein fortlaufendes Plagiat aus Bossuet, Fr. Schlegel, Dresch, Kerz, Schmidt, Gesch(ichte) der Deutschen, und einigen Anderen. Mir ist ein solches Übermaß litterarischer Unverschämtheit noch nicht vorgekommen. Dennoch wollte ich wetten, daß es wieder in einigen unserer Journale mit Lob überschüttet werden wird. Eben dieser sonst wohlgesinnte Mann ist durch das Recensionsunwesen verdorben worden; da man seine früheren Schriften, die auch bloße, und mitunter schlechte Plagiate und Kompilationen sind, nicht bloß nicht

getadelt, sondern noch ganz übermäßig gelobt hat, so meint er nun, er dürfe sich alles erlauben, wird ein gemeiner Büchermacher, und hat in dem letzten sich selber übertroffen. Suchen Sie doch den Katholiken von diesem Recensionenunfug, der ein wahrer Schandfleck unserer deutsch-katholischen Litteratur ist, rein zu halten. — Werden Sie nicht meine Kirchengeschichte im Katholik anzeigen lassen? —

„Sie besitzen den letzten Band der Acta SS., nämlich den 6. des Monats October, und, wenn ich nicht irre, sagten Sie mir, Sie wüßten ihn auch noch zu verschaffen. In diesem Falle bitte ich Sie inständig, mir wenigstens ein Exemplar, noch lieber aber drei oder vier zu verschaffen; ich zahle gerne jeden Preis. Dieser Band findet sich auf keiner der hiesigen Bibliotheken; ich selbst habe kürzlich das ganze Werk der Acta Sanctorum acquiriert, und wünsche es daher gar sehr zu vervollständigen ...

„Menzel's neuere Geschichte der Deutschen ist doch ein merkwürdiges Buch; der 2. Band enthält noch weit schlagendere Dinge gegen die Reformation, als der erste, und ist mit unverkennbarer Vorliebe für die katholische Kirche gearbeitet; es scheint, die Vorwürfe seiner Konfessionsverwandten haben nur die Wirkung gehabt, ihn in seiner Abneigung gegen den Protestantismus noch zu bestärken. Neue Thatsachen enthält das Buch nicht; er hat fast alles aus Planck genommen; um so mehr ist es daher zu verwundern, daß er sich von Plancks Ansichten und Urteilen ganz frei zu erhalten gewußt hat.

„Leben Sie wohl, und schreiben Sie bald und viel Ihrem Freunde Döllinger."

Döllinger holt hier über Görres nach, was er in seiner Lettre de Munich verschwiegen hatte: sein erster Band allgemeiner Geschichte ist „noch gar keine Geschichte", wenn er

auch, sein scharfes Urteil mildernd, hinzufügt: „im gewöhnlichen Sinne“. Die mysteria sublimia von Gott, Dreieinigkeit, Schöpfung ꝛc., das tritt klar hervor, gehören nicht zur Geschichte, und Görres hat sich hier als Historiker eine arge Verirrung zu Schulden kommen lassen. — Was er aber über die Hierarchen sagt, war auch Räß' Meinung. Doch verdient insbesondere die Äußerung ins Auge gefaßt zu werden: „Bei den Bischöfen fehlt es vornehmlich an der so notwendigen Verbindung; jeder steht isoliert und kümmert sich nicht um den andern“; denn dieser Gedanke beschäftigte ihn fort und fort, und tritt allmählich immer stärker hervor. — Endlich ist das Urteil über König Ludwig I. der Ausdruck der Gefühle, welche in seinem Kreise herrschten. Zum Mißfallen desselben drängte sich von Hormayr vor und erlangte beim König immer größeren Einfluß. Sogar Minister von Schenk schien nicht mehr sicher, da er „mit dem neuangestellten B. von Hormayr ein ministerielles Blatt herausgab“, und schon dachte deshalb von Baader daran, „der Eos die Funktion eines Oppositionsblattes insoferne sichern“ zu sollen, als „die Tendenz der Eos restaurierend (antirevolutionär und evolvierend), jene unserer Regierung ohne Zweifel aber dieses nicht immer ist“.[8]) Görres aber wetterte nicht lange nachher: „Es ist vor allem eine Lust, der hiesigen Wirtschaft zuzusehen, wo das ganze Jahr Walpurgisnacht ist, und alles verdammte Hexengesindel aus der ganzen Welt auf dem Besenstiel herangefahren kömmt, um mit Teil zu nehmen an der Vesper. ... Fünfundzwanzig Blätter haben wir jetzt hier, durchgängig vom Auswurfe der Gesellschaft aller Klassen redigiert und dick gefüttert ... Und während es so draußen im Sause und Brause lebt, geht das Gericht heimsuchend jedes dritte Haus durch alle Straßen, im Taumel aber sehen sie nichts und merken nichts und versaufen immer die paar ernsthaften Gedanken wieder, die da aufducken wollen. Wie's im Hause geht, so geht's im Staate, keine

Ruhe, keine Sicherheit, kein Segen, kein Gedeihen; Eitelkeit, ästhetische Windbeutelei, liberale Hobelspäne bei gewaltiger Willkür, ewiges Aufbauen und Niederreißen, Sparen und Verschwenden, Überverstand und Unverstand, kurz Ruin und Verderben in allen Dingen, keine Aussicht, als daß am Ende die bettelhaften Unterthanen zum Staat, und der bettelhafte Staat zu den Unterthanen ins Hospital geht, und so beide mit einander hungern und verderben. Die ganze Generation soll, wie es scheint, zu Mist verbraucht werden, um eine folgende zu düngen, darum geht, obgleich wir seit drei Monaten Schnee und große Kälte haben, doch die faule Gärung munter fort. Wo inzwischen noch in der Jauche irgendwo ein fester Grund vom Gestanke unberührt geblieben, grünt's fort unbekümmert um die nahe Fäulnis, und da sieht man dann freilich manches Erfreuliche.“ [9])

Räß antwortete bald und, wie es Döllinger wünschte, viel, indem er zunächst das Geschäftliche erledigte und dann fortfuhr (1828, Dezember 12.):

„Menzel's 2. Band habe ich noch nicht gelesen. Sie sollten das Buch für den Kath(olik) recensieren.

„Gestern bekam ich auch das Mémorial vom November, worin die erste Hälfte des Briefes über München steht. Schon wird der Schrecken Gottes über Ihre Leute sich verbreitet haben in Erwartung der Dinge, die da noch im zweiten Teile über den Erdkreis kommen werden. Es geht bis an die Geschichte, also stehen die Theologen schon darin. Sie haben's gleich aufgenommen, ohne ein Wort zu ändern. Der Rest im Dezember. Der Kath. (Febr.) wird wohl die Übersetzung des ersten Teiles liefern. Die Version wird Ihnen wie ein Original bedünken; damit jedoch der Bull nicht geweckt werde, müssen hie und da einige französische Brocken hineinparenthesiert werden, z. B. Salats impertinences grossières &c.

„Unser Häuflein hat sich dieses Jahr vermehrt; es sind

einige recht wackere junge Belgier aus guter Familie hieher gekommen. Dieser wegen geschehen meine Vorträge fast durchaus in lateinischer Sprache; jedoch verstehen sie schon ziemlich gut deutsch.

„Ihre Kirchengeschichte habe ich jetzt zur Hälfte gelesen. Sie gefällt mir sehr wohl. Man sieht es ihr auf jeder Seite an, daß Sie nicht geschrieben haben, um ein Buch zu füllen, sondern die merkwürdigsten Begebenheiten in klarer und bündiger Rede, nicht fragmentarisch und abgerissen, sondern organisch in einander geflossen, kurz darzustellen.

„In Speier war man nicht zufrieden, daß Sie es auf Ihrer Rückreise zur Rechten haben liegen lassen.

„Grüßen Sie doch Hrn. v. Kerz und fragen Sie ihn, ob er nicht einen Menschen dort habe, der die zwei letzten Bände seiner Geschichte recensiere. Ich habe eben den letzten Band vorlesen lassen, aber, mein Gott! muß man sich öfters fragen, wie kommt dieses in Geschichte der Religion Jesu? In einer Monographie hätte z. B. Belisars Leben nicht weitschichtiger behandelt werden können. Es ist wahrhaft Schade, daß er seine Weitschweifigkeit nicht bändigen kann."

Nur wenige Tage später (1828, Dez. 27.) schreibt Prof. Nik. Möller in Bonn an Döllinger, um ihm für seine Kirchengeschichte zu danken:

„Ich habe es mir aufgespart, Ihnen meinen Dank zu sagen für das erhaltene Geschenk der Kirchengeschichte, bis ich die letzte Abteilung durch Ihre Hand gelesen hatte, und ich kann versichern, daß ich jetzt, wo ich damit zu Ende bin, nur dies allein bedauere; mit so viel Interesse, Vergnügen und Nutzen habe ich sie gelesen, und so manches, was mir in dieser an Ereignissen so fruchtbaren Periode dunkel war, ist mir dadurch klar geworden. Ich möchte um keinen Preis, daß dieser Abriß der Reformationszeit ungedruckt wäre, denn eine rapide Übersicht eines solchen Abschnitts, mit solcher Klarheit und treffender Kürze geschrieben, hat für mich einen unbeschreib-

lichen Reiz — und in dieser Hinsicht möchte ich Ihre Behandlung der Précis sur l'histoire universelle von Bossuet an die Seite stellen. — Aber andrerseits kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß Sie, von Ihrem Genius geleitet, es nun unternehmen möchten, Ihren trefflichen Leitfaden ins Große auszuführen, und jedem der größern Abschnitte, worin das Ganze zerfällt, einen eigenen Band widmen. Es wäre dies eine Bereicherung der kirchlichen Litteratur von großer Bedeutung, und Sie würden hierdurch für die neueste Kirchengeschichte dasjenige leisten, was Lingard für die Geschichte Englands gethan hat, und ich bezweifle nicht, daß unsere Zeit, die zu der wahren historischen Richtung endlich zurückkehrt, dadurch mächtig zur Einsicht der Wahrheit angeregt werden würde. Indem ich aber dies niederschreibe, sehe ich wohl ein, daß kein Geist, der einer wahrhaft organischen Thätigkeit sich bewußt ist, von außen bestimmt werden kann, sondern notwendig seinem innern Genius folgen muß, um wahrhaft unsterbliche Werke zu liefern. Thun Sie daher, verehrtester Freund, was Sie wollen, und mit allen Liebhabern der Wahrheit danke ich Ihnen für das, was Sie schon gethan haben; gern will ich versuchen, ob es mir gelinge, eine Anzeige Ihres trefflichen Buches anzufertigen, welches immer der beste Herold seiner selbst bleiben wird, und keiner Anpreisung weiter bedarf.

„Auf Ihre gütige Anregung habe ich die Arbeit über den hl. Thomas (von Aquin) wieder aufgenommen, und der Katholik wird die Fortsetzungen liefern. Der Philosophismus ist übrigens die Krankheit der Zeit, ich möchte sie nicht bestärken, sondern heilen. Meiner Überzeugung nach ist die wahre katholische und kirchliche Spekulation in den Schriften des heil. Thomas und Augustinus niedergelegt, und was darüber hinausliegt, wird schwerlich Bestand haben oder von umgreifender Wirksamkeit sein. Besser aber wäre es, wenn wir uns ganz einfach an den Glauben und die Geschichte hielten;

aber von Jugend an zu den Spekulationen der Zeit hingezogen, muß ich bei meinem Leisten bleiben. Schließlich ersuche ich Sie, mich dem geistreichen Görres zu empfehlen. . . .“

An ein so großes Unternehmen, das Möller ihm zumutete, konnte Döllinger nicht denken. Es zeigte sich jetzt auch an ihm, wie gefahrvoll es für einen Gelehrten ist, sich zu sehr in das Parteigetriebe hineinziehen zu lassen. Die Kraft wird durch die Anforderungen der Partei zersplittert, die Ruhe und Sammlung gestört, die Leidenschaften im Kampfgewühle aufgeregt. Augenblickliche Erfolge im Streite erscheinen wichtiger, als die stille und nachhaltige Wirkung groß angelegter Werke. Alles, was Döllinger in den Jahren 1828 und 1829 auf publizistischem Gebiete leistete, beweist, daß er sich auf ihm meisterhaft zu bewegen verstand. Geist, Scharfsinn, dialektische Gewandtheit, klassische Bildung, Meisterschaft in der Handhabung der deutschen Sprache, überlegene Gelehrsamkeit, je nach der Veranlassung Ironie und Sarkasmus — alle diese Eigenschaften treten an ihm hervor und machen ihn zu einem gefürchteten Gegner. Allein die Leistungen sind doch nur ephemerer Natur, von denen bald niemand mehr spricht, heute kaum ein Mensch mehr etwas weiß.

Gleich der erste Artikel, mit dem der neue Jahrgang der „Eos“ (1829) eröffnet wird: „Bekenntnisse eines süddeutschen Liberalen, nebst einigen Vorschlägen“, ein Meisterstück Döllingerscher Geschichtsmalerei, vereinigt alle oben angegebenen Eigenschaften in sich. In ihm steht auch, wie schon erwähnt, der Ausfall auf Heine mit dem Sophokleischen Citat: „Welche Venus . . .“ Ebenso gehört der Artikel: „Über das Verhältnis verschiedener Religionsparteien zum Staate und über die Emancipation der Juden“ (Nro. 9), worin des Leipziger Professors Krug „Noch ein dikäopolitischer Versuch“ in der „Minerva“ (Nov.-Heft 1828) gegeißelt wird, ohne Zweifel Döllinger an. Denn was darin über die Bartholomäusnacht gesagt wird,

stimmt wieder genau mit seiner Kirchengeschichte. Wichtig an diesem Artikel ist aber der Schluß, in welchem bereits die Grundsätze ausgesprochen sind, die Döllinger in dem bald ausbrechenden Ehestreit und in dem politisch tief erregten Jahre 1848 verfocht. „Ihm (Krug) ist die Kirche, ihm sind die Glaubensgrundsätze der Katholiken nichts. Leere Formen der Gottesverehrung, die je eher je lieber zertrümmert werden müssen! Darum sind auch die religiösen Vorstellungen der Katholiken von der Ehe nur als eine Lächerlichkeit zu behandeln: wer wird so etwas achten? Herr Krug schafft ohne weiteres das Ehehindernis ab, welches die Religion und die Kirche zwischen Christen und Nichtchristen gesetzt. Der Staat erlaube nur solche Ehen, meint er, und die beschränkte und einseitige Abgeschlossenheit der Christen wird bald den Reizen jüdischer Liebe weichen. Wir wollen dem Herrn Krug nicht antworten, dessen Abgeschmacktheit zu referieren wir herzlich satt sind. Es wird auch kaum nötig sein, zu bemerken, daß das Erlauben des Staates in solchen Dingen entweder ganz und gar nichts bedeutet, oder notwendig, wenn es eine Wirkung haben soll, eine Unterdrückung der Kirche in sich begreift, von welcher letzteren dann gefordert werden muß, daß sie nicht zu mißbilligen wage, was der Staat zu billigen für gut gefunden hat. Wir wissen wohl, daß die Gewissensfreiheit zuweilen dahin mißverstanden worden ist, hoffen aber, daß man den Grundsatz besser wird verstehen lernen, in welchem die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der katholischen Kirche dann ihre beste Garantie finden wird. Denn diejenigen, welche von der Stellung der Kirche zum Staate zu handeln gedenken, dürfen nicht übersehen, daß die katholische Kirche, unmittelbar aus dem Glauben als notwendig erwachsend und von den höchsten Hoffnungen des Katholiken unzertrennlich, in ihrem Dasein auf keine Weise als durch den Staat bedingt erscheint, sondern das Recht auf ihre Existenz in der bestimmten, ge-

gebenen Form, so gut wie er selbst, von Gott unmittelbar ab=leitend, in einer innern und äußern Freiheit dasteht, die nicht angetastet werden kann, ohne die Gewissensfreiheit aller ihrer Mitglieder auf die empfindlichste Weise zu verletzen." Der Artikel gegen Heine (Nro. 19) ist bereits erwähnt. Später sind aber nur noch Litteratur=Artikel als Döllingersche Arbeiten zu erkennen, wie der über Lingards Geschichte Englands (Nro. 45, 47, 50, 51, 53)[10]) und „Mitteilungen aus dem Leben und dem Briefwechsel Fenelons" (Nro. 183 sq.), worin ein höchst anziehendes Bild dieses Bischofs entworfen, aber bereits auch die eigentümliche Stellung der Frau von Maintenon scharf ins Auge gefaßt wird.

Indessen wirkte Döllinger für die „Eos" nicht bloß durch litterarische Beiträge, sondern war auch für die Bei=schaffung der Betriebsmittel thätig. Der von König Ludwig I. nach München berufene Maler Peter Cornelius, der sich zu ihrem Gelehrtenvereine hielt, wollte diesem in seiner Art dadurch entgegenkommen, daß er die von ihm für die Ausschmückung des Palastes Massimi entworfenen, aber wegen seiner Berufung nach München nicht ausgeführten Bilder zu Dantes Göttlicher Komödie „den Herausgebern der Eos zum Geschenke machte zur Herausgabe und zum Verkauf".[11]) Dazu mußte natürlich auch ein erläuternder Text gegeben werden, den zu liefern sich aber keiner mehr eignete, als Döllinger, der Dante seit seinen Studienjahren mit schwärmerischer Begeisterung zugethan war und blieb. Seit April 1829, wo Cornelius die Schenkung machte, ist er, ob=wohl inzwischen der Görreskreis wieder von der Leitung der „Eos" zurückgetreten war, mit der Interpretation der Bilder beschäftigt und kann sie am 12. März 1830 mit dem Vor=wort abschließen. Die Schrift: Umrisse zu Dantes Paradies von P. v. Cornelius mit erklärendem Texte von Dr. J. Döl=linger (Leipzig 1830), war kaum mehr dem Namen nach bekannt, bis L. v. Kobell ihr wieder eine ausführliche Besprechung widmete.

stimmt wieder genau mit seiner Kirchengeschichte. Wichtig an diesem Artikel ist aber der Schluß, in welchem bereits die Grundsätze ausgesprochen sind, die Döllinger in dem bald ausbrechenden Ehestreit und in dem politisch tief erregten Jahre 1848 verfocht. „Ihm (Krug) ist die Kirche, ihm sind die Glaubensgrundsätze der Katholiken nichts. Leere Formen der Gottesverehrung, die je eher je lieber zertrümmert werden müssen! Darum sind auch die religiösen Vorstellungen der Katholiken von der Ehe nur als eine Lächerlichkeit zu behandeln: wer wird so etwas achten? Herr Krug schafft ohne weiteres das Ehehindernis ab, welches die Religion und die Kirche zwischen Christen und Nichtchristen gesetzt. Der Staat erlaube nur solche Ehen, meint er, und die beschränkte und einseitige Abgeschlossenheit der Christen wird bald den Reizen jüdischer Liebe weichen. Wir wollen dem Herrn Krug nicht antworten, dessen Abgeschmacktheit zu referieren wir herzlich satt sind. Es wird auch kaum nötig sein, zu bemerken, daß das Erlauben des Staates in solchen Dingen entweder ganz und gar nichts bedeutet, oder notwendig, wenn es eine Wirkung haben soll, eine Unterdrückung der Kirche in sich begreift, von welcher letzteren dann gefordert werden muß, daß sie nicht zu mißbilligen wage, was der Staat zu billigen für gut gefunden hat. Wir wissen wohl, daß die Gewissensfreiheit zuweilen dahin mißverstanden worden ist, hoffen aber, daß man den Grundsatz besser wird verstehen lernen, in welchem die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der katholischen Kirche dann ihre beste Garantie finden wird. Denn diejenigen, welche von der Stellung der Kirche zum Staate zu handeln gedenken, dürfen nicht übersehen, daß die katholische Kirche, unmittelbar aus dem Glauben als notwendig erwachsend und von den höchsten Hoffnungen des Katholiken unzertrennlich, in ihrem Dasein auf keine Weise als durch den Staat bedingt erscheint, sondern das Recht auf ihre Existenz in der bestimmten, ge=

gebenen Form, so gut wie er selbst, von Gott unmittelbar ableitend, in einer innern und äußern Freiheit dasteht, die nicht angetastet werden kann, ohne die Gewissensfreiheit aller ihrer Mitglieder auf die empfindlichste Weise zu verletzen." Der Artikel gegen Heine (Nro. 19) ist bereits erwähnt. Später sind aber nur noch Litteratur-Artikel als Döllingersche Arbeiten zu erkennen, wie der über Lingards Geschichte Englands (Nro. 45, 47, 50, 51, 53)[10]) und „Mitteilungen aus dem Leben und dem Briefwechsel Fenelons" (Nro. 183 sq.), worin ein höchst anziehendes Bild dieses Bischofs entworfen, aber bereits auch die eigentümliche Stellung der Frau von Maintenon scharf ins Auge gefaßt wird.

Indessen wirkte Döllinger für die „Eos" nicht bloß durch litterarische Beiträge, sondern war auch für die Beischaffung der Betriebsmittel thätig. Der von König Ludwig I. nach München berufene Maler Peter Cornelius, der sich zu ihrem Gelehrtenvereine hielt, wollte diesem in seiner Art dadurch entgegenkommen, daß er die von ihm für die Ausschmückung des Palastes Massimi entworfenen, aber wegen seiner Berufung nach München nicht ausgeführten Bilder zu Dantes Göttlicher Komödie „den Herausgebern der Eos zum Geschenke machte zur Herausgabe und zum Verkauf".[11]) Dazu mußte natürlich auch ein erläuternder Text gegeben werden, den zu liefern sich aber keiner mehr eignete, als Döllinger, der Dante seit seinen Studienjahren mit schwärmerischer Begeisterung zugethan war und blieb. Seit April 1829, wo Cornelius die Schenkung machte, ist er, obwohl inzwischen der Görreskreis wieder von der Leitung der „Eos" zurückgetreten war, mit der Interpretation der Bilder beschäftigt und kann sie am 12. März 1830 mit dem Vorwort abschließen. Die Schrift: Umrisse zu Dantes Paradies von P. v. Cornelius mit erklärendem Texte von Dr. J. Döllinger (Leipzig 1830), war kaum mehr dem Namen nach bekannt, bis L. v. Kobell ihr wieder eine ausführliche Besprechung widmete.

Aus dieser Zeit wirft auch Döllingers letzter Brief an Räß vom 28. Januar 1829 einiges Licht auf die Lage in München.

„Lieber Freund! . . . Der Aufsatz über die hiesige Universität im Mémorial hat hier Sensation gemacht; doch ist das Mémorial hier zu wenig bekannt, es wird meines Wissens bloß von zwei Privatpersonen gehalten. Der „Katholik" muß also noch das Beste thun; verraten Sie mich nur nicht. Statt Privatdozent haben Sie professeur extraordinaire gesetzt, was freilich nicht ganz richtig ist, da es noch eine eigene Klasse außerordentlicher Professoren gibt. Lassen Sie also im Deutschen Privatdozent stehen.

„Was sagen Sie zu unserer „Eos"? Ich meine, sie hält sich wacker; hier wenigstens sind die Leute wütend, daß sie sich dergleichen Dinge unters Gesicht sagen lassen müssen. Wir bitten Sie, sich für die Verbreitung des Blattes zu interessieren, denn noch ist es sehr vielen Gleichgesinnten völlig unbekannt. Wollten Sie vielleicht gelegentlich einige Blätter als Probe versenden, so könnten wir Ihnen eine Anzahl schicken.

„Daß meine Kirchengeschichte Ihren Beifall hat, freut mich sehr; ich hoffe, Klee wird sie im „Katholik" anzeigen.

„Die hiesige Nuntiatur hat einen sehr tüchtigen Mann verloren, den Auditor Gizzi, der als Römischer Chargé d'affaires nach Turin gegangen ist. So ist denn die Nuntiatur wieder ganz in ihre Passivität zurückversetzt; sie repräsentirt, praetereaque nihil.

„Ich bin nur begierig, wie sich die kirchlichen Verhältnisse in den Niederlanden gestalten werden; nirgends legt die Regierung ihren Haß gegen die Kirche und ihre antikatholische Gesinnung so offen an den Tag wie dort. Es ist gut, daß der päpstliche Nuntius, wenn er nicht blind ist, dies sehen muß. Wenn nur die Katholiken sich vor einem Bündnisse

mit den Liberalen hüten und einsehen, daß diese ihnen noch gefährlicher sind, als die Regierung selber. Die Konfusion ist aber merkwürdig; der nichtswürdige de Potter, bisher im Dienste des Ministeriums gegen die Kirche, sattelt plötzlich um und greift die Regierung an! Das wäre eine gute Lektion für die Regierung; sie könnte daran erkennen, daß der Liberalismus jeder Gewalt, die er nicht besitzt und ausübt, eben so gram ist als der Kirche — aber sie wird es nicht erkennen. Der neue niederländische Correspondent in der Allgem. Zeitung ist wohl kein anderer, als der ehrenwerte Münch aus Freiburg, den sie als Professor der Kirchengeschichte (!!) an das philosophische Kollegium gerufen haben, nun aber, wie ich höre, doch nicht als solchen anzustellen wagen. Wissen Sie nichts Genaueres darüber? . . .

„Gegen den Cölibat ist eine neue 24 Pfündner Batterie aufgeführt worden: das Buch der beiden Theiner. Ist es nicht höchst niederschlagend, daß selbst Priester sich gegen die Kirche erheben? Diesen Theiner sollte man in einer tüchtigen Recension mit Ruten streichen. Sorgen Sie doch, daß im „Katholik“ ein Exempel statuirt werde. Wie immer ganz der Ihrige. Döllinger.

„PS. Ich hatte mir schon lange vorgenommen, Ihnen unseren Greith zu empfehlen; ich weiß nicht, ob ich es schon gethan habe. Er ist ein ganz trefflicher, sehr viel versprechender Kopf; aber ganz arm. Görres und ich unterstützen ihn, sonst könnte er nicht hier bleiben. Thun Sie daher beim Honorieren seiner Aufsätze ein Übriges; es wird hundertfältige Früchte tragen.“ —

So trug Döllinger wesentlich dazu bei, die Aufregung in München von zwei Seiten zu schüren, in der Eos und im Mémorial. Aber ganz wohl ist ihm jetzt angesichts seiner Lettre de Munich doch nicht: er fürchtet „verraten“ zu

werden und scheint schließlich eine Wiederholung derselben im „Katholik“ nicht rätlich gefunden zu haben; sie erschien wenigstens nicht darin. Die Besprechung der Münchener Universitätszustände gerade im Mémorial schien doch bedenklich und mußte den Gedanken an einen Zusammenhang mit der französischen „Kongregation“ nahelegen. Es reichte auch schon die „Eos“ hin, den Verein der Herausgeber zum Gegenstand eines tiefgehenden Hasses zu machen. Das von der Regierung abhängige und den Beamten empfohlene Zeitungsblatt „Inland“ führte zum Ausbruche desselben. Es hatte am 10. Februar 1829 einen, die eben verstorbenen Fr. Schlegel und Adam Müller „aufs giftigste angreifenden und im Angesichte der Nation das Angedenken beider schändenden“ Artikel gebracht. Mit einem anderen: „Über das Recht der Toten“ antwortete Görres in der „Eos“ (Nr. 28), indem „wir es für unsere Pflicht und Schuldigkeit halten, in diesen Blättern im Namen der Mißhandelten das Wort zu ergreifen, und im Angesichte derselben Nation, der jetzt alles geboten wird, weil sie sich alles bieten läßt, ein Beispiel an den Urhebern dieses Attentates zu statuieren: ob es vielleicht gelingen möchte, künftigen ähnlichen Schändlichkeiten zuvorzukommen“. Da es hieß, Prof. Böttiger in Dresden habe den von dort datierten Artikel geschrieben, so forderte die Redaktion ihn auf, „als Ehrenmann öffentlich zu erklären, ob er der Verfasser und Einsender jenes nichtswürdigen Korrespondenz-Artikels des Inlandes wirklich sei.“ Ein leidenschaftlicher Kampf in und außer München war damit eröffnet. Während Böttiger in einer ruhig und sachlich gehaltenen, an die „Eos“ eingeschickten Erklärung das Gerücht, er sei der Verfasser des Artikels über Schlegel und Müller, als eine Verleumdung zurückwies (Nr. 36, 37), brachten „Inland“ und „Ausland“ einen neuen Artikel: „Das Recht der Lebenden“. Es fiel auch öffentlich das böse Wort „Kongregation“;[12]) das „Inland“ aber ließ ungeschickterweise

Görres in seinem Artikel „der Unsterblichkeit der Seele nicht Glauben beimessen“, griff ihn wegen seiner Schrift über Voß an, als „habe er mit dem Dolche nach dem Herzen des Verstorbenen gezielt und hohnlachend all sein Thun dem Vaterlande vor die Füße geworfen“, und fand, Görres habe in seinem Aufsatz über Deutschland und in dem Spiegel der Zeit (Eos 1827 Nr. 74, 105) gesagt, „Bayern sei von den Pestbeulen der Konstitution und Industrie angesteckt, durchaus erkrankt und aufzugeben“. Ein fulminanter Artikel von Görres: „Frechheit und kein Ende“ (Nr. 33 und 37) war die Antwort. „So ist“, schreibt er, „das ganze Wesen dieser Leute auf die Lüge gestellt; von der Lüge geht ihr Treiben aus, auf die Lüge führt es wieder hin; in der Lüge leben und weben sie, Lüge ist ihr Denken und Dichten, ihre Rede und all ihr Thun ist Lüge.“ Ein anderer Artikel: „Das Recht der Lebenden“ (Nr. 39), welcher dem Frhrn. von Oberkamp von gegnerischer Seite zugeschrieben wurde und die Sache auf das rein persönliche Gebiet hinüberleitete, fachte den Streit noch mehr an. Erklärungen gehen hin und her, aber die „Eos“ in dieser Form hatte sich selbst ihren Untergang bereitet. Am 1. Juli vertauschte sie noch, nicht ohne Tendenz, ihr Motto mit Job 24, 17: Si subito apparuerit aurora, arbitrantur umbram mortis: et sic in tenebris quasi in luce ambulant. Allein schon am 23. Oktober machte die Redaktion bekannt, „daß alle bisherigen Mitarbeiter an der Eos mit Ende dieses Jahres von dieser Zeitschrift und jeglicher Teilnahme an ihrem ferneren Erscheinen zurücktreten“. Es hieß, auf einen Wink von oben habe die „Eos“ sich gewandelt, und in der That bestätigt Görres, der während des Vorgangs in Bozen war: „Also war mir's recht, als ich von der Reise kam, und hörte was vorgegangen und ohne mein Zuthun geschehen war. *** hatte die Zeit nicht wahrgenommen und war nach Hof gegangen. Auf der Treppe nahm ihn eine Bise mit und

überschüttete ihn schön mit Hagelkörnern; ich hatte ihn nach dem Barometerstande noch vor meiner Abreise gewarnt.“ Später sprach man von einem „Königswort“, das dabei gefallen: „Ich will keine Jesuiten und keine Eositen.“[13])

Die Wendung hatte Hormayr herbeigeführt, der hinter dem „Inland“ stand, und dessen Richtung und „Eitelkeit“ die „Eos“ durchaus nicht zusagte. In steter Besorgnis, seinen Einfluß, den er auf König Ludwig ausübte, durch Görres und seine Freunde gefährdet zu sehen oder vielleicht gar an sie zu verlieren, suchte er gerade diese als die gefährlichsten Feinde dem Könige darzustellen. Bei der Stimmung Ludwigs I. konnte er keine sicherer treffende Waffe wählen, als daß er sie als „Kongregation“ bezeichnete, des „Obskurantismus“ und „Jesuitismus“ beschuldigte.[14]) Schon im Jahre 1828 lehnte, wie früher bemerkt wurde, König Ludwig seinem Minister Schenk gegenüber solche, wie er glaubte, in seinem Lande vorhandene Richtungen energisch ab, und noch am 15. August 1829 schrieb er an ihn: „Was doch das Journal catholique Einen belehrt! ‚que le clergé est en souffrance en Bavière‘, davon hatte ich wirklich nichts gemerkt. Wohl nur darum ist er's, weil ich keine Jesuiten berufen, keine Kongregation will herrschen lassen.“[15]) Und man sorgte auch dafür, daß die königlichen Äußerungen ins Volk transpirierten, nicht gerade zum Vorteile desselben, wie, um ein Beispiel aus den studentischen Kreisen zu wählen, die Eingabe eines Kandidaten der Theologie beweist, der von der Fakultät zur Aufnahme in die Erzdiözese München-Freising empfohlen werden wollte. Er sei allerdings — so heißt es darin — nach Verlegung der Universität „in eine sogenannte Landsmannschaft getreten“; aber er bitte die Fakultät zu berücksichtigen, „daß dies nur auf Zurede meiner Freunde und nach dem damaligen Gespräche, welches doch allgemein war, geschehen konnte, daß S. Majestät den Obskurantismus verachte“. Doch Hormayr

erreichte damit seinen Zweck, und daß wirklich er mit diesen Dingen dem Könige in den Ohren lag, das bestätigt ein Brief des Grafen Friedrich Fugger, der in der Begleitung des Kronprinzen Max sich in Göttingen befand, an Prof. Hermann in München: „Über das Treiben der frommen Societät hat er (Hormayr) ihm (dem König) doch manche wohlthätige Aufschlüsse gegeben.“[16]) Übrigens wird das später noch weiter bestätigt werden.

Der Argwohn war indessen geweckt und fand immer mehr Nahrung. Wie aber dadurch die Lage in München wurde, schildert der Dichter der „Totenkränze“ und des „Soldatenbüchleins“, von Zedlitz, der um jene Zeit nach München kam und viel in den maß- und tonangebenden Kreisen, auch mit König Ludwig und Minister Schenk verkehrte, in einem Briefe vom 4. Januar 1830 an Hammer-Burgstall. Vor allem machte man sich über Görres lustig „Im ersten Semester sei er bis zur Erschaffung der Welt, im zweiten bis zur Sintflut gelangt und habe seinen Zuhörern aufs bündigste bewiesen, daß die Tiere in der Arche keineswegs von Noah zusammengefangen worden, sondern auf den bloßen Ruf seiner Stimme erschienen seien, auch daß in der Arche weder Heu noch Stroh noch sonstiges Futter vorhanden gewesen, sondern die Bestien samt und sonders in einer Art Winterschlaf gelegen seien.“ Er und sein Anhang hätten schon geglaubt, König Ludwig sei einer der Ihrigen und sie könnten ihn zu ihren Zwecken mißbrauchen. „Als aber die Pfaffen, die nach und nach überall anfingen, die wahrhaft frommen und berufenen Geistlichen zu verdrängen, ihre Künste, zumal in Rom selbst, allzu grob anfingen und glaubten, das was die Religion im Könige licht gemacht hatte, wäre durch ihre Bauernkniffe finster genug geworden, als sie nun in Rat und Wort mit ihrer eigentlichen Farbe heranrückten, und der König sah, in wessen Hände er gefallen war, daß das Comité di-

recteur der Kongregationisten etwas Reelleres sei als die verschrieenen Liberalen und etwas mehr Konsistenz und ganz andere Basis und Breite haben, als er einsah, daß kirchliche Despotie und die Milch der Religion ganz sehr verschiedene Dinge seien, war das Netz auch eben so schnell gebrochen als erkannt. Indem der König fortfuhr, wahrhaft edle Priester auf alle Weise zu ehren und auszuzeichnen, hat er seinen Widerwillen gegen Jesuitismus, Kongregationismus und gegen die wütenden Verfechter dieser Partei wie Görres unumwunden ausgesprochen. Einer der wütendsten H... dieser Koppel Professor theologiae D(öllinger)...“[17])

Über Döllinger goß denn auch König Ludwig die volle Schale seines Zornes aus, als derselbe einen Ruf nach Breslau gerade in dem Augenblicke erhielt, wo der Görreskreis von der „Eos“ zurücktrat.

Doch vor dem Scheiden von der Geschichte der „Eos“ im Jahre 1829 soll noch auf einen eigentümlichen Zug derselben hingewiesen werden. Denn wenn Döllinger nicht bloß Mitarbeiter, sondern Inspirator derselben war, so kann man aus ihrer ganzen Haltung auch seine eigene Richtung erkennen. Da ist es aber bezeichnend, daß in der „Eos“ wohl auch Lamennais, aber meistens nur in untergeordneten Punkten zu Wort kommt, daß dagegen zur Orientierung über die französischen Verhältnisse weitläufig die Kritik, welche Baron Eckstein (in seinem Catholique) an dem Abbé übt, ausgeführt wird. Man identifiziert sich also nicht mit jenem, zumal nicht mit seiner Meinung, daß es „eine notwendige Konsequenz des Christianismus“ sei, „die Monarchie Gregors VII. wieder ins Leben zu rufen.“ Man billigt vielmehr die Ansicht Ecksteins, daß „in unseren Tagen ein System des Zwangs weder Entschuldigung noch Erfolg finden könne“ (Nr. 56 und 57). Und wenn Lamennais eine Nationalkirche perhorresziert, als „etwas Bedeutungsloses, Nichtswürdiges“, als „ein

Lokalinteresse in der Religion, deren ursprünglicher und unauslöschlicher Charakter ja eben nur in der Allgemeinheit bestehe“, so ist das der „Eos“ ein durchaus anstößiger, verderblicher Gedanke, und führt sie das direkte Gegenteil als die richtige und heilsame Anschauung aus. „Das richtige und wohlgeordnete Verhältnis der Bischöfe zum Papste; das richtige wohlgeordnete Verhältnis der Nationalkirche zur allgemeinen Kirche; das sind die großen Probleme, welche unsere Gegenwart zu beschäftigen haben. Wer diese Probleme einseitig entscheiden will, mißversteht sie. Zu gunsten einer Nationalität, oder besser gesagt, zu gunsten einer größeren Unabhängigkeit die Einheit aufheben, ist sich selbst zerstörend: einen unbedingten Einfluß des Oberhauptes gestatten, der durch keinen Verein einer Nationalkirche beschränkt und gemildert wird, ist unweise. In der äußeren Organisation der Kirche sind die Elemente eines wohleingerichteten großen Staates, das Monarchische, das Aristokratische, das Demokratische deutlich und sehr bedeutsam vereinigt. Ihr Gleichgewicht mag aufgehoben, also wieder herzustellen sein; dadurch aber, daß man eines dieser Elemente lähmt, oder gar ausscheidet, wird es nicht hergestellt. — Dadurch gründet man keine Nationalkirche, daß man dem Einflusse des allgemeinen Kirchenoberhauptes die Kirchen der Völker verschließt; dadurch macht man diese Kirchen entweder in sich erstarren, oder man lähmt sie gegenüber weltlicher Macht, erniedrigt sie zum Dienste besonderer Absichten und eiteln Gepränges . . . Man gewähre nur dem Oberhaupte der Kirche den für ihre Einheit so unerläßlichen Einfluß; man sorge aber zugleich, daß die Geistlichkeit der Nationen, von ihren geringsten Gliedern an bis zu ihren höchsten, gesetzmäßig, thätig und nicht bloß zu eitelm Scheine verbunden sei . . . So wie das größte Unheil für die deutschen Völker würde gewesen sein, unter keinem allgemeinen Bunde gesetzlich vereinigt zu stehen: so ist unstreitig das größte Un-

heil für die deutsche Kirche, keine gemeinsame Erneuerung und Anordnung ihrer Verhältnisse erhalten zu haben. Die Geistlichkeit mußte dadurch eine ihrer Wirkung unangemessene Abhängigkeit, entweder von der weltlichen oder von der höchsten geistlichen Behörde erleiden. Beides zieht den Ruin der Religion nach sich ... In Tagen, in welchen man die Gerechtsame der Bischöfe gegen den obersten Bischof so herbe zu sichern bemüht ist, daß selbst Gegner des römischen Stuhles es tadeln, will man Verhandlungen einzelner Sprengel mit Rom gestatten. Will man wohl durch die That bezeugen, wie sehr man vergessen habe, daß das Dauernde aller menschlichen Anordnungen allein auf Recht und vereinte Vertretung des Rechtes könne gegründet sein!" (Nr. 139.) Man wird übrigens, wenn nicht schon diese Ausführung von ihm selber stammt, Döllinger bald selbst die gleichen Anschauungen aussprechen hören.

Doch auch über einen anderen Punkt, über die päpstliche Unfehlbarkeit, dachte man in München, als Döllinger seine Wirksamkeit hier begann, nicht anders, als Liebermann mit seiner Schule und das ganze katholische Deutschland. Denn im Aprilheft der Kerzschen Litteraturzeitung 1827, also kurz nach der Veröffentlichung der Döllingerschen Antrittsrede in derselben, wird dem protestantischen Pfarrer Schmaltz, welcher dem Papst „Untrüglichkeit" zugeschrieben hatte, scharf entgegnet: „Hat sich der römische Papst für sich allein jemals für unfehlbar erklärt? Wären dann, wenn der römische Stuhl für sich allein sich für unfehlbar erklärt, und als unfehlbar von der übrigen katholischen Kirche anerkannt gewesen, jemals allgemeine Konzilien notwendig gewesen und gehalten worden? Hätte namentlich das Konzil von Trient stattfinden, hätte es sogar vom Papste zusammengerufen, von seinen Legaten präsidiert und von ihm konfirmiert werden können, wenn der Papst eine individuelle Unfehl-

barkeit prätendiert, und diese von der übrigen katholischen Kirche wäre geglaubt worden? — Muß Herr Schmaltz bei diesen und namentlich bei dem Punkte der Beschuldigung, als habe sich der Papst den Vorzug der individuellen Unfehlbarkeit angemaßt, nicht gestehen, daß er die Geschichte so quasi entstellt, und somit gelogen und ächt lutherisch gelästert habe? Mögen auch einzelne Theologen dem Papste allein die Unfehlbarkeit zugestanden oder zugeschmeichelt haben, die ganze katholische Kirche und auch der römische Stuhl selbst hat dies nicht gethan.“

Siebentes Kapitel.

Bischof Sailer, Klee. Berufungen. Ungnade des Königs.

Döllinger hatte trotzdem die Interessen seiner Fakultät nicht aus dem Auge verloren und suchte nach seinen Kräften zur Hebung derselben beizutragen. Wenn aber etwas zur Besserung der Verhältnisse erreicht werden sollte, so mußte man vor allen Bischof Sailer dafür gewinnen, dessen Ratschläge König Ludwig in solchen Angelegenheiten immer zuvor zu hören pflegte, und der auch in der Regel im königlichen Auftrage die Verhandlungen mit den zu berufenden Theologen führte. Döllinger, dem dies nicht unbekannt geblieben war, benutzte daher die Gelegenheit der Übersendung eines Exemplars seiner Kirchengeschichte an den Bischof, ihm die wenig befriedigende Lage der theologischen Fakultät auseinanderzusetzen und als geeignete Kandidaten für eine Berufung Klee in Mainz und Möhler in Tübingen vorzuschlagen. Sailer war ganz der Meinung Döllingers. In einem undatierten, aber ohne Zweifel aus dem Monat Januur 1829 stammenden Briefe dankt er ihm für sein Schreiben; auch er meine, daß noch ein Professor der neutestamentlichen Exegese für München notwendig, und Klee der Mann dafür sei. Vor der Mitwirkung zur Berufung desselben möchte er aber noch die ersten zehn

Bogen seiner Auslegung des Johannes-Evangeliums sehen. „Schreiben Sie ihm, er solle mir sie mitteilen, um meinen Antrag stützen zu können. Wenn Möhler wieder geneset, und für München gewonnen werden könnte, wer sollte dazu nicht mitwirken?“ Darauf dankt Sailer für die Kirchengeschichte: sobald ich Muße finde, werde ich den 3. Band durchlesen, „und hoffe, mich ‚an dem heiligen Ernste, womit auch die Geschichte nach dem liturgischen Grundsatze: Sancta sancte, bearbeitet werden will‘, laben und sonnen zu können.“

Die Berufung Klees scheiterte auch nicht an einer Abneigung, welche ihm etwa in Bayern begegnet wäre, sondern an ihm selbst. Die zwei folgenden Briefe Klees an Döllinger, welche auch nach anderen Richtungen interessant sind, zeigen den Verlauf der Sache. Sie sind ohne Namen und undatiert, doch kann der erste wegen der Erwähnung der Beförderung Möhlers (1828, Dez. 31.) kaum später als Anfang Januar 1829 liegen.

„Geliebter und Verehrter, Vorgestern erhielten wir die ersten Nummern der Eos, worin der Partei ein unangenehmes aufgespielt wird, der Jesuitismus ist darin nicht verkappt, so offen wird in jeder Zeile losgelegt, wie sticht die Paulinische Stelle dem Geschmeiße schon in die Augen;[1]) indes ihr seid wackere Diener des Wortes, dem die Welt doch unterliegen muß.

„Möhler, Du wirst es auch in den Zeitungen gelesen haben, ist, und das freut mich sehr, von seinem Könige, würde aber lieber sagen, Bischofe, befördert worden.

„Ich arbeite an einem Kommentare über den Brief an die Römer, von welchem und den übrigen Paulinischen Schreiben nach Tholuk, dessen Kommentar sehr dürftig ist, das Heil der christlichen Kirche abhängt. Den Johannes habe ich der Expedition des Katholiken übergeben, daß er mit dem für Dich bestimmten Exemplar zu Dir gelange. Ich habe es versäumt, die Gelegenheit zu benützen, da Dir der Januar zugeschickt wurde.

16*

„Sailer habe ich einige Tage, nachdem ich Deinen Brief empfangen, den ganzen Johannes (ich ließ sogleich die 2 letzten Bogen, die eben gesetzt waren, abziehen) zugesandt; sollte er damit zufrieden sein, wäre es mir sehr lieb, denn auf Sailers Urteil ist in Sache des Johannes wohl nicht wenig zu halten, da auch er ein Liebesjünger ist. Auf jeden Fall muß er etwas und zwar etwas viel Nachsicht mit mir haben; denn ich selbst sehe, daß ich hin und wider zu viel geschwätzt und anderwärts manches unentwickelt gelassen habe.

„Dein Buch, Lieber, habe ich noch nicht durchlesen können, aber dieser Tage soll's geschehen, und dann werde ich, da Du mich hiezu aufgefordert hast, meine bescheidene Meinung darüber aussprechen, sowie ich auch die Beurteilung meines Johannes von Deiner Seite erwarte.

„Unser Räß hat wiederum etwas Neues begonnen, eine Sammlung von Predigten als Opposition gegen die protestantische Kollektion, von Picot wird bald der 2. Band erscheinen.

„Wenn Görres vielleicht den ersten Band hat drucken lassen und ihn nicht abgesondert herausgeben will, o! so überrede ihn, daß er mir von seinem Buchhändler ein Exemplar zuschicken lasse, ich würde einen sehr guten Gebrauch davon machen können.

„Senglers Preisschrift kommt ja auch jetzt heraus. Hält er seine Privatvorlesungen in München als Privatdozent, er hat(te) es vor, als er von hier wegging.

„Profit neues Jahr von Herzen der Deine."

„Lieber, Hochverehrter, Generalvikar, welchem ich, was mit mir im Plan lag, mitteilen mußte, um mich seiner Einwilligung zu versichern, und weil ich doch nicht so insalutato hospite abziehen wollte, hat mir quam fieri potest maxime abgeraten, die Schwäche meiner Brust und das rauhe Mün-

chener Klima, das dortige Leben und Treiben, die Erwartungen, die ich, wenn ich hier bleibe, hegen darf, da der Bischof nicht umhin können werde, mich gut zu stellen ꝛc. ꝛc. Durch diese Ermahnungen, und dadurch daß die ganze Sache den Schein hat, als würde sie von mir betrieben, denn Sailer hat noch 2 Exemplare gefordert, um sie dem Antrage auf meine Berufung beizulegen, habe ich mich bestimmen lassen, vor der Hand dem Gedanken an München zu entsagen, so leid mir dieses um der dortigen Bildungsmittel und hauptsächlich um unserer Freundschaft willen thut. Ich werde unterdessen in meinem kleinen Wirkungskreise hier das Gute nach Kräften zu fördern suchen, und ihr möget leichter einen Exegeten bekommen, als unser Seminar einen bekommt, der ihm seine Exegese und Kirchengeschichte hält und Philosophie. Sailer werde ich sogleich schreiben.

„Deine Geschichte gefällt mir, so weit ich bis jetzt gelesen habe, sehr wohl. Du bist eben ein wackerer Kopf. Was hast Du jetzt noch in der Arbeit? Deine Eucharistie geht durch mich von einer Hand in die andere, und allen gefällt sie. Emfehle mich Görres. — Dein Treuer.

„PS. So eben habe ich von Schmedding eine Anfrage bekommen, ob ich nach Bonn oder nach Breslau als ordentlicher Professor gehen will."

Damit war Döllingers Versuch, Klee für seine Fakultät zu gewinnen, gescheitert. Klee ging dafür nach Bonn und kam erst viel später nach München, um hier ein frühes Grab zu finden. Von Möhler war, wie es scheint, keine Rede mehr.

Nun wäre aber beinahe Döllinger selbst der Fakultät verloren gegangen.

Es war schon länger beabsichtigt, Döllinger nach Preußen zu ziehen; denn schon im Jahre 1828 hatten er und Möhler die Aufmerksamkeit des bekannten Geh. Reg.-Rats Schmed-

ding auf seiner Suche nach katholischen Theologen in München und Tübingen erregt. Möhler erhielt in der That noch im Jahre 1828 einen Ruf, lehnte ihn aber ab. Auf Döllinger kam Schmedding erst im Jahre 1829 zurück; denn „ich wollte,“ schrieb er ihm, „die Erscheinung Ihrer Schrift, Sie den dortigen Verlauf abwarten. Die Kirchengeschichte kam mir erst nach Pfingsten (1829) zu Gesicht, die ich mit erläuterndem Vorwort dem Minister Altenstein gab, welcher sie ins Bad mitnahm.“ Endlich am 28. August bot Altenstein durch ein Schreiben aus Kissingen Döllinger eine Breslauer Professur mit 800 Thalern auf Herbst 1829 an, unter Berufung darauf, daß Schmedding im vorigen Sommer in München seine Bekanntschaft gemacht, und daß er auch sonst ihm so vorteilhaft bekannt geworden sei. Döllinger scheint aber Altenstein gar nicht geantwortet zu haben, wenigstens hatte dieser bis zum Oktober nicht einmal eine Bescheinigung über den Empfang seines Schreibens erhalten, vielleicht weil Döllinger verreist oder krank war, vielleicht auch deswegen, weil er auf die vor dem Eintritt in eine Verhandlung notwendige Anzeige bei der Regierung vor Oktober eine Antwort nicht erhalten konnte. Er mochte übrigens auch Bedenken tragen, nach Breslau zu gehen. Die theologische Fakultät dort stand in keinem günstigen Rufe; von der preußischen Regierung hieß es, daß sie dieselbe seit Jahren vernachlässige; und die trefflichen Bibliotheken Münchens missen zu sollen, mochte Döllinger am allerschwersten ankommen. Gleichwohl fiel in die Wagschale, daß er seine äußere Lage wesentlich verbessern würde. Denn da, wie Görres bezeugt,[2]) König Ludwig „sehr profitlich urteilte, Geistliche ohne Familie bedürften zum Existieren weniger, und er dürfe das zu seinem Vorteil wenden“, so bezog Döllinger noch immer den Gehalt, mit dem er 1826 zum Extraordinarius ernannt worden war. Kein Wunder, daß er den Ruf nach Breslau benützen wollte, sein Bleiben in München von der

Erhöhung seines Gehaltes abhängig zu machen. Wie wenig kannte er aber die Stimmung des allerhöchsten Herrn!

Am 14. Oktober erging ein Ministerialreskript an die Universität: „Dem ordentlichen Professor der Theologie Dr. Döllinger ist auf seine unter Beifügung des erhaltenen Rufes nach Breslau überreichte und Sr. Majestät allerunterthänigst vorgelegte Eingabe zu eröffnen, daß in Folge allerhöchsten Signats vom 9. d. M. Seine Majestät auf das hiedurch motivierte Gehalts-Erhöhungs-Gesuch nicht eingehen, und dem Bittsteller überlassen, von der ihm zugekommenen Vokation geeigneten Gebrauch zu machen." Der Bescheid, der am 15. Oktober Döllinger von der Universität zuging, machte begreiflich großes Aufsehen. Hieß er: Döllinger könne bleiben oder fortgehen? oder war er die Weisung, daß er gehen solle? Zunächst hielt man an dem ersteren fest und suchte auch den Grund des ungnädigen Bescheides nur in Döllingers Ansuchen um eine Gehaltserhöhung. Doch nur zu rasch zeigte es sich, daß man mit dieser Ansicht sich in einer ungeheuren Täuschung befand.

Döllinger, das Schiefe seiner Lage durchschauend, fing nun wirklich mit Preußen zu unterhandeln an und schrieb dem Curator der Breslauer Universität Neumann: er sei zur Annahme der Professur geneigt, bitte sich aber noch Bedenkzeit aus, worüber jener am 20. Oktober wieder nach Berlin mit der Bemerkung berichtete, auch Prof. Thilo habe 1829 in München Döllinger kennen gelernt und die vorteilhaftesten Erwartungen von ihm erweckt. Der theologischen Fakultät in München aber teilte Döllinger mit, daß er unter den gegebenen Umständen nach Breslau zu gehen gedenke, worauf dieselbe am 20. Oktober an den akademischen Senat schrieb: „Unser Herr Collega Dr. Ignaz Döllinger hat während der drei Jahre, als derselbe das öffentliche Lehramt in der Theologie, namentlich vom Kirchenrecht und der Kirchengeschichte bekleidet,

um die wissenschaftliche Bildung der Kandidaten der Theologie sich solche Verdienste erworben, daß es die theologische Fakultät als einen der schmerzlichsten Verluste empfinden würde, wenn er sich von ihr trennte. — Daher stellt die theologische Fakultät mit eben so viel Zuversicht als Ergebenheit das gehorsamste Ansuchen: Der hohe Senat möge die Gnade haben, an Herrn Collega Dr. Ignaz Döllinger die Einladung ergehen zu lassen, daß er dem erhaltenen Rufe nach Breslau nicht folgen, sondern bei uns bleiben wolle.“ Die Fakultät glaubte nämlich, ein Schreiben des Senats an Döllinger „dürfte mehr geeignet sein, die kompromittierte Ehre des Herrn Kollegen Döllinger zu retten, als ein Schreiben der Fakultät.“ Indessen fühlte der Senat wohl, daß es sich nicht mehr um einen Schritt bei Döllinger, bei dem dringende Briefe Schmedings vom 19. und 20. Oktober einliefen, handeln könne, sondern, da sich inzwischen die Meinung befestigte, nach dem allerhöchsten Bescheide müsse Döllinger dem Rufe folgen, nur um einen solchen an höchster Stelle selbst. Am 24. Oktober faßte er wirklich ein Schreiben „Ad majestatem“ ab, worin es nach Wiedergabe des Fakultäts-Schreibens heißt: „Wir geben den gerechten und billigen Wünschen der theologischen Fakultät um so lieber unsere volle Beistimmung, da Prof. Döllinger seine Würdigkeit als akademischer Lehrer, durch Talent, Lehrgabe, ausgezeichnete Gelehrsamkeit, wissenschaftliche Thätigkeit und untadelhaften Wandel, seit der Zeit seiner Versetzung an hiesige Hochschule im hohen Grade bewährt hat. — Es ist uns nicht unbekannt, daß Döllinger den auch noch so ehrenvollen Ruf in keinem Falle würde angenommen haben; wenn er sich aber desselben bediente zur Motivierung seiner allerunterthänigsten Bitte um Gehalts-Erhöhung, so hat er nichts anders gethan, als was jedem erlaubt ist, der die Gewährung seines Gesuches der allerhöchsten Huld und Gnade Ew. Königlichen Majestät unbedingt anheimstellt. — Wir können uns

demnach nicht überzeugen, daß die allerhöchste Willensmeinung Ew. K. Majestät dahin zu verstehen sei, daß Professor Döllinger der ihm zugekommenen Vokation folgen müsse. — Darum unternehmen wir es, den Wunsch der theologischen Fakultät, mit unserem Wunsche vereiniget, Ew. K. Majestät vorzulegen und um allerhöchste Genehmigung desselben zu bitten." Doch der Senat, wahrscheinlich noch vor Absendung seines Schreibens über die wahre Meinung des Königs unterrichtet, ließ sein Schreiben „nicht expedieren".

Döllinger, auf diese Weise sich selbst überlassen, that jetzt einen persönlichen Schritt und überreichte am 28. Oktober unmittelbar eine Vorstellung. Allein damit provozierte er vollends den Zorn des Königs. In einem undatierten, aber nach den Akten am 1. November abgefaßten Ministerialreskript heißt es kurz: „Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Königs soll dem ordentlichen Professor der Theologie Dr. Döllinger auf seine unterm 28. v. M. unmittelbar überreichte Vorstellung, und zwar vormittags eröffnet werden, daß Se. Majestät der König von der früher erteilten, den genannten Professor betreffenden Entschließung abzugehen nicht gedenken. — Der Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität Hofrat Thiersch hat diesen allerhöchsten Befehl schleunig zu vollziehen und wie geschehen anzuzeigen." Das Schreiben wird am 2. November präsentiert, am Vormittag noch geht ein Rektoratsschreiben mit dem Tenor des vorstehenden an Döllinger, worin man „um Bescheinung des Empfangs dieser allerhöchsten Entschließung bittet", und bescheinigt Döllinger, daß ihm die im allerhöchsten Reskript vom 1. November enthaltene Entschließung „noch vormittags den 2. November mitgeteilt worden sei."

Und dies unmittelbar vor dem Anfang der Vorlesungen, so daß Döllinger auch verboten war, seine Vorlesungen zu beginnen. Wie konnte das kommen? Die bisher vernommenen

Akten geben darüber keinen Aufschluß, doch können wir glücklicherweise noch anderswoher ihre Lücken ergänzen. Der Mann der Intrigue, welcher im Hintergrunde die Sache leitete, wollte einmal sein Opfer aus der „Kongregation“ haben, „einen der wütendsten H . . . dieser Koppel“ aus dem Lande getrieben wissen. Denn, schreibt Graf Friedrich Fugger, „an der Geschichte mit Döllinger war — Hormayr Schuld, er zeigte dem Könige eine Stelle in Döllingers Kirchengeschichte, an welcher die Bartholomäus-Nacht verteidigt wurde, was die Majestät in Harnisch brachte.“ Die Anschuldigung war zwar unwahr, aber Hormayr galt einmal bei König Ludwig als eine Autorität in historischen Dingen, und so hatte dieser in seinem Unmute zu seinem Bescheide bemerkt: „Je eher Professor Döllinger meinen Dienst verläßt, desto lieber wird es mir sein.“ [3])

Döllinger reichte begreiflich, wie Thiersch in einem Schreiben „Ad Maj.“ vom 3. November sagt, „noch an demselben Tag (Nov. 2) beim Rektorat der Universität ein Schreiben ein, in welchem er bemerkte, ‚daß er durch Allerhöchstes Reskript in die Lage versetzt sei, an das Rektorat die Bitte stellen zu müssen, daß dasselbe ihm bei der Allerhöchsten Stelle die Entlassung von der bisher bekleideten ordentlichen Professur auswirken möge‘,“ welchem Thiersch seinerseits noch hinzufügen zu sollen glaubte: „Unbekannt mit dem Inhalte der von Prof. Döllinger unmittelbar überreichten Vorstellung und dem Grunde der Sache muß sich der Treugehorsamstunterzeichnete darauf beschränken, das Schreiben desselben zur Vorlage bei Ew. Maj. zu bringen, kann aber als Rektor der Universität nicht umhin ehrfurchtsvollst zu bemerken, daß nach einem Schreiben der theologischen Fakultät an den Senat vom 20. Oktober diese Fakultät es ‚als einen der schmerzlichsten Verluste empfinden würde, wenn er sich von ihr trennte.‘“ Allein auch dieses Schreiben ging nicht ab, und Döllinger selbst schrieb am

4. November an das Rektorat: „Der Gehorsamst-Unterzeichnete ist veranlaßt worden, an das kgl. Rektorat die Bitte zu stellen, daß seine unter dem 2. November d. J. gemachte Eingabe ihm wieder zurückgestellt werden möge", was auch geschah.

Der weitere Verlauf und die Art der Beilegung der Sache ist nicht mehr ganz klar. Döllinger selbst scheint den königlichen Bescheid milder dahin gedeutet zu haben, daß er bleiben oder gehen könne, da er nunmehr seine Vorlesungen ankündigte und nur darauf ausging, sich durch Vorlage von Zeugnissen an höchster Stelle zu rechtfertigen. In einer Senatssitzung am 7. November wird darüber verhandelt, ob Döllinger das Fakultätsschreiben vom 20. Oktober unverändert, oder der gegenwärtigen Sachlage entsprechend modifiziert, oder gar nicht mitgeteilt werden solle. Der Rektor Thiersch war der Meinung, die Sache „vorläufig und bis auf weiteres beruhen zu lassen." Ihr schlossen sich die Senatoren Maurer, de Grossi und Schelling an, während die Theologen Wiedemann und Allioli „für Absendung des Schreibens, wie es lag, stimmten." Endlich drang die Ansicht des Prorektors Meilinger und der Senatoren Ringseis, Oberndorfer und Siber durch: „Absendung des Schreibens in einer durch die Umstände gebotenen Änderung der Form und mit Ausdruck der Freude des Senats über Zurückziehung des Entlassungsgesuches", „worauf die Verwahrung der drei Senatoren Maurer, Grossi und Schelling zum Protokoll eintrat."

Doch war die Sache damit noch nicht zu Ende. Ehe der Mehrheitsbeschluß ausgeführt war, wurde Rektor Thiersch am 10. November zu dem Minister Schenk beschieden, der auf eine dem Rektor unbekannte Weise erfahren hatte, in der Senatssitzung vom 7. November sei geäußert worden, der Minister wünsche ein Senatsschreiben im Sinne des Fakultätsschreibens an Professor Döllinger. Der Minister, der offen-

bar so wenig als möglich in die heikle Angelegenheit gezogen sein wollte, empfand das peinlich und „trug Thiersch auf, sämtlichen Herren Senatoren auf das bestimmteste und nachdrücklichste zu erklären, daß dieselben einen solchen Wunsch in keiner Weise und gegen niemand geäußert hätten und sich auf das entschiedenste dagegen verwahren müßten, nachdem ein solcher als ein Motiv in einer Sache vorangestellt wurde, wo der Senat auf eigne Hand bei der jetzo noch deutlicher ausgesprochenen Gesinnung Sr. Majestät des Königs zu verfahren im Begriff stehe". Selbstverständlich stimmte diese Äußerung, welche Thiersch den Senatoren mitteilte, auch jene um, welche am 7. November den Mehrheitsbeschluß gefaßt hatten: sie zogen sämtlich ihre Voten zurück und schlossen sich jetzt der Ansicht des Rektors Thiersch an: es sei für Döllinger, Senat und Ministerium des Innern das beste, die Sache vorläufig und bis auf weiteres beruhen zu lassen, um so mehr nach „dieser bestimmten und nachdrücklichen Erklärung Sr. Excellenz". Auch Ringseis that es, „nachdem die beiden theologischen Senatoren ihr früheres Votum zurückgenommen", glaubte aber sein eigenes Votum, das er in der Sache abzugeben vorhatte, dem Senat nicht vorenthalten zu sollen, und dieses allein wirft noch einiges Licht auf den Vorgang, weshalb es einer kurzen Erwähnung wert ist. Er schreibt: er könne den Senat nicht für befugt erklären, Döllinger die Mitteilung des Fakultätsschreibens vorzuenthalten, weil und solange es die Fakultät nicht zurückgenommen habe, und weil es für Döllinger von Wert sei. Die Frage sei, ob der Senat jenes Schreiben mit oder ohne freundlichen Zusatz von seiner Seite an Döllinger erlassen solle. Er stimme für ersteres u. s. w. Döllinger sei weder quiesziert noch entlassen, sondern der König habe es Döllingers Ermessen überlassen, die Universität zu verlassen oder nicht. Döllinger habe „seine Vorlesungen wirklich wieder angekündigt. Der Senat thue in diesem Falle immer noch

viel weniger, als, nebst dem allgemeinen Beifall der Zuhörer, die für einen Professor der katholischen Theologie kompetente Stimme der theologischen Fakultät, der Ordinariate von München und Passau und des Herrn Bischofs Sailer that, welche alle notorisch dem Professor Döllinger die rühmlichsten Zeugnisse gaben. Dieses anerkennende Wort des Senats könne desto-weniger übel gedeutet werden, da Professor Döllinger, laut sicherem Vernehmen, nicht ohne höheren Wink sein Entlassungsgesuch zurücknahm, der Senat also diesem höheren Wink angemessen handle. Die Unterlassung eines jeden freundlichen Wortes von seiten des Senats möchte nicht bloß unzart, sondern unkollegialisch, ja feindlich erscheinen, um so mehr, da Professor Döllinger durch seine Vorlesungen vor einer so großen Zahl Zuhörer in einem feuchten Hörsaal sich ein nicht unbedeutendes Brustleiden zugezogen habe und sein gegenwärtiges Verhältnis tiefer und nachteiliger empfinde, als so mancher andere." Er beantrage, die Akten über die gegenwärtigen Verhandlungen dem Ministerium vorzulegen, um „ein Zeugnis, dem ich mit gutem Gewissen nicht widersprechen, welches dem Professor Döllinger vor seinen Behörden nützen und seinen tiefen Kummer in etwas mildern kann, nicht zu versagen, — in der völligen Gewißheit, daß S. K. Majestät eine auf innere Überzeugung gegründete und in ehrfurchtsvollster Unterwerfung vorgebrachte Aussage nie ungnädig aufnehmen." Diesem Votum schloß sich auch der Prorektor Meilinger an. Da jedoch sämtliche frühere Voten zurückgezogen waren, erklärte Rektor Thiersch nach Einlauf des Zirkulars „vorläufig den Akt darüber geschlossen". Es findet sich auch später in den Akten keine Erwähnung dieses Vorganges mehr, weshalb die Annahme richtig sein wird, daß sich schließlich auch König Ludwig bei dem von Döllinger gefaßten Entschlusse, zu bleiben und nicht zu gehen, beruhigt habe. Döllinger votierte auch ununterbrochen über die ihm

zustehenden Angelegenheiten und hatte, als die amtlichen Listen geschlossen waren, 656 inskribierte Zuhörer. Andere freilich, wie Professor Hermes in Bonn, der durch Professor Walther unterrichtet wurde, wollten wissen, daß König Ludwig Döllinger „nur auf vieles Bitten behalten habe".

Unter diesen Stürmen hatte Döllinger seiner auswärtigen Freunde ganz vergessen. Sie hörten nur von ferne von ihm, ohne Sicheres erfahren zu können. Endlich wandte sich am 14. November Räß, der unterdessen ebenfalls in Bedrängnis geraten war und seinen liebgewordenen Wirkungskreis verloren hatte, an ihn, um zu hören, wie es mit ihm stehe.

„Liebster Freund! Ich sehe und höre nichts mehr von Ihnen. Warum sind Sie in den Ferien nicht hierher gekommen, wie Sie es versprochen hatten? Ist es wahr, daß Sie einen Ruf nach Breslau angenommen? Dann wehe katholischer Fakultät in München!

„Unsere Bistumsangelegenheiten sind jetzt geordnet. Am 8. Dezember soll der H. Bischof[4]) installiert werden. Einen unmittelbaren Akt hat er noch nicht ausgeübt; der erste mittelbare Akt seiner Jurisdiktion aber war die Aufhebung unserer Schule am Seminar, die einzige Quelle des künftigen Klerus. In der Bulle heißt es, es solle in jeder Diözese ein Seminarium puerorum, nach Vorschrift der Trienter Synode, errichtet werden; wie sehr der Vollzug dieses Punktes dem Herrn am Herzen liegt, beweist die Verfügung, wodurch dem einzig existierenden Seminarium puerorum der Abschied gegeben wird. So geht es in Deutschland, und es wird noch ärger gehen, wenn Rom fortfährt, uns solche Oberhirten zu geben.

„Ich meinesteils werde nicht hier bleiben, vielleicht nicht einmal hier bleiben können. Von Straßburg werde ich nächstens die Ernennung zu einer Kapitularstelle an der

Kathedrale erhalten, was jedoch sub rosa gesagt sein soll. Auch soll ich daselbst die ausgezeichnetsten jungen Geistlichen, die ihre Theologie absolviert haben, noch ein Jahr in Direktion nehmen . . ."

Der Vorgang bei Döllingers Berufung nach Breslau hatte übrigens noch eine andere Nachwirkung. Im Jahre 1830 ging der Kirchenhistoriker Ritter von Bonn nach Breslau ab, und wurde die Bonner katholisch-theologische Fakultät unterm 19. April 1830 von der Regierung aufgefordert, „tüchtige Männer von Ruf in Vorschlag zu bringen, worauf bei der Wiederbesetzung der durch Ritters Abgang nach Breslau vakant gewordenen Professur der Kirchengeschichte Rücksicht genommen werden könnte". Klee erlaubte sich nun für den Fall, daß Katerkamp nicht annähme, auf Döllinger in München und Möhler in Tübingen aufmerksam zu machen, weil diese ihm nebst Katerkamp den meisten literarischen Ruf mit Recht zu haben schienen, als ausgezeichnete Lehrer der Kirchengeschichte anerkannt seien und ihm von ihnen auch sonst nichts, was sie in Vorschlag zu bringen verböte, bewußt sei. Von Döllinger sei bekannt, daß die theologische Fakultät in München sich denselben, als er jüngst weggehen wollte, auf alle Weise zu erhalten gesucht habe. Auch Prof. Scholz erklärte sich mit diesem Vorschlage einverstanden, in der Voraussetzung, „daß die dem Vernehmen nach früher gegen ihre Lehren oder Grundsätze vorgebrachten Einwendungen zu beseitigen seien"; nicht so Hermes und Achterfeldt; sie erklärten, „daß die Herren Professoren Möhler und Döllinger nicht in Vorschlag gebracht werden dürfen: . . . Döllinger nicht, weil es hier bekannt geworden sei, und zwar auf eine zuverlässige Weise, daß im vorigen Jahre, als Herr Döllinger einen erhaltenen auswärtigen Ruf zur Erlangung einer besseren Stellung im Inlande benutzen wollte, der König von Bayern

auf den desfallsigen Antrag eigenhändig eine Antwort des Inhalts gegeben habe: ‚es sei zu wünschen, daß dergleichen mit ultramontanistischen Grundsätzen behaftete Männer baldigst aus dem Lande wegkämen‘, weil also die hiesige Fakultät sich sehr bloßstellen würde, wenn sie dahin wirken wollte, daß Lehrer in Preußen hereingezogen würden, welche der katholische König von Bayern wegen ihrer ultramontanistischen Grundsätze aus seinem Lande hinweggewünscht und nur auf vieles Bitten behalten hat“. Als die preußische Regierung aber mit diesen Erörterungen unzufrieden war und unterm 22. September die Professoren Hermes und Achterfeldt aufforderte, sich in dem näheren und umfassenderen Bericht darüber auszulassen, woher die von ihnen über Döllinger gemachte Angabe ihnen bekannt sei, erklärte Hermes: „Die angegebene Äußerung Sr. Majestät des Königs von Bayern über den Professor Döllinger habe ich im vorigen Winter vom Geh. Med.-Rat und damals hiesigen Professor Herrn von Walther gehört, und zwar zweimal, mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er davon ganz gewiß sei und daß er mir und jedem erlaube, auf seinen Namen davon Gebrauch zu machen.“ Von da an dachte man in Preußen an keine Berufung Döllingers mehr. Hermes und Achterfeldt kam aber der Münchener Vorfall ganz besonders gelegen, um nicht ihren eigentlichen Grund gegen Döllingers Berufung angeben zu müssen. Denn von ihren Schülern Baltzer und Berlage[5]) mußten sie wohl wissen, daß Möhler und Döllinger das hermesische System nicht billigten, und außerdem zeigte Döllinger, als er im Jahre 1828 in Bonn war, daß er gerade mit ihren örtlichen Gegnern Windischmann und Klee in den intimsten Beziehungen stehe.

Ein letzter Versuch, Döllinger an eine auswärtige Universität zu ziehen, erfolgte im Jahre 1831. In dem Schreiben an den akademischen Senat, welches die Fakultät in ihrer

Sitzung am 20. Dezember 1831 beschlossen hat, heißt es darüber: „An ... Döllinger ist von der theologischen Fakultät in Freiburg nach dem einstimmigen Wunsch der dortigen Professoren unterm 26. v. M. schriftlich die Anfrage ergangen, ob und unter welchen Bedingungen er etwa geneigt wäre, die daselbst erledigte Stelle eines ordentlichen Professors der Kirchengeschichte anzunehmen. Professor Döllinger fand sich aber bewogen, in einer nach Freiburg abgegebenen Erklärung statt seiner einen anderen Professor für das genannte Fach in Vorschlag zu bringen.[6]) — Man hält sich verpflichtet, hiervon dem kgl. akademischen Senat gebührende Anzeige zu machen, damit derselbe, diesen Anlaß ergreifend, den Professor Döllinger, welcher an hiesiger Universität bereits 5 volle Jahre die wichtigen Fächer der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts mit großem Ruhm und gedeihlichem Erfolge dociert und nur eine Besoldung von jährlich 800 fl. genießt — nach dem einstimmigen Beschluß sämtlicher Fakultätsmitglieder — zu einer Besoldungserhöhung der allerhöchsten Stelle nachdrücklichst empfehlen möge." Der Senat nahm sich denn wirklich in einem Schreiben „Ad Majestatem" vom 21. Januar 1832 sehr warm Döllingers an. Nach einem Hinweis auf das oben angeführte Fakultätsschreiben sagt er: „Wir halten uns aus nachstehenden Gründen für verpflichtet, diesem Wunsche der Fakultät zu entsprechen: a) Dr. Döllinger ist ein durch Talent, Gelehrsamkeit und Lehrgabe ausgezeichneter Professor, welcher seit fünf Jahren seinem Lehramte mit dem gedeihlichsten Erfolge vorsteht; b) derselbe genießt nur eine Besoldung von 800 fl., eine Summe, welche bei der Kostspieligkeit aller Lebensbedürfnisse in der Hauptstadt um so weniger als hinreichend angesehen werden kann, da der bei Bearbeitung seiner Lehrfächer, insbesondere der Kirchengeschichte, unvermeidliche Aufwand für Anschaffung der nötigen Literatur einen nicht unbeträchtlichen Teil derselben in Anspruch nimmt;

c) Ew. K. Majestät haben bereits bei anderen Lehrern unserer Hochschule, welche von der Gelegenheit, durch Annahme vorteilhafter Vokationen in das Ausland ihre Lage zu verbessern, keinen Gebrauch machten, um ihre ferneren Dienste dem Vaterlande weihen zu können, diese treue Anhänglichkeit durch eine angemessene Gehaltsvermehrung Allergnädigst anzuerkennen geruht."

Dieses Mal wird auch kein Anstoß an der allerhöchsten Stelle genommen, und unterm 8. August 1832 Döllingers Dienstgehalt, nach Vorschlag des Senats, von 800 auf 1000 fl. erhöht.

Achtes Kapitel.

Angriffe auf die neuere „Kirchengeschichte“ und Döllingers Geschichtschreibung überhaupt. Möhler darüber. Die Jesuiten.

Döllingers neuere Kirchengeschichte, welche er in der unglaublich kurzen Zeit eines Jahres abfaßte und veröffentlichte, gehörte in der That „zu den ausgezeichnetsten Produkten“ der ohnehin an hervorragenden Werken ziemlich armen katholischen Litteratur jener Tage. Zudem füllte sie, da dieses Gebiet „von den Katholiken noch so wenig angebaut“ war, in erfreulicher Weise eine fühlbare Lücke aus. Da sie sich ferner durch umfassende Quellen- und Litteraturkenntnis, durch Klarheit der Darstellung, „einfachen, schönen und ganz korrekten Stil, lebendiges und frisches Kolorit“ empfahl, so konnte sie auf freudige Aufnahme rechnen. Man darf auch nicht bezweifeln, daß es ihm, wie er in der Vorrede versichert, „nur um die Wahrheit zu thun gewesen“ sei. Er hat gewiß die Geschichte so erzählt, wie sie ihm als richtig und wahr damals erschienen ist. Damals — denn vom heutigen Standpunkte kann und darf sie nicht beurteilt werden. Trotz aller Gelehrsamkeit waren ihm manche Werke entgangen, welche ihm einzelne Ereignisse oder Persönlichkeiten in anderem Lichte hätten erscheinen lassen, und noch gar viele Punkte harrten der Auf-

klärung, welche sie erst im Laufe des Jahrhunderts gefunden haben. Man dringt auch in den Zusammenhang der Ereignisse, in die wahren Motive dieser und jener Personen nur allmählich in dem Maße ein, in welchem der Blick weiter und schärfer geworden ist. So bekannte es Döllinger selbst von der Reformation. Aber auch mit anderen Punkten verhielt es sich ähnlich, wie z. B. mit der Bartholomäusnacht, welche Döllinger keineswegs, wie Hormayr dem Könige sagte, „verteidigte“, sondern nach der damals vorhandenen Litteratur unparteiisch, wie er glaubte, darstellte; oder mit den Jesuiten, die er zwar nicht in allem entschuldigte, aber mit großer Schonung behandelte, in dem Bestreben offenbar, nicht in den von ihm an der Tübinger Quartalschrift gerügten Fehler zu verfallen, dem Lobe sogleich ein Antidoton beizufügen. Auch hier fingen ihm erst in den fünfziger Jahren die Augen vollends aufzugehen an; dann aber, je tiefer er forschte, je massenhafter das über sie gesammelte Material wurde, desto mehr durchschaute er, wie sehr diese Gesellschaft in alle Vorgänge der neueren Zeit, kirchliche und weltliche, verflochten war, und wie mächtig ihr Einfluß auf den Gang der Ereignisse wirkte.

Das Jahr 1828 muß man also fest im Auge behalten, wenn man nicht nur das Buch, sondern auch seine Aufnahme in der katholischen Welt verstehen will. Denn wenn es gleichwohl Anstoß erregte, so waren es nicht die eben erwähnten oder ähnliche Schwächen, an die man sich stieß, sondern die vermeintlich verletzte Pietät gegen Papst Leo X., ein Verstoß gegen die Lehre von dem Ablaß u. s. w., kurz der mehr oder weniger bewußte Versuch, sich in einzelnen Punkten von der kurialistischen Geschichtsauffassung zu emanzipieren. In Kerz' Litteraturzeitung begrüßte der Konvertit Goldmann das Werk mit unbedingtem Lobe. Anknüpfend an Görres Wort von „einer neuen höheren Kritik“, welche „mit dem großen sichern historischen Takte, der allein in der Überschauung des Ganzen

sich erwirbt, in die Geschichte blickt", glaubte er dieselbe in dem Döllingerschen Werke durchaus gefunden zu haben. Nur ein Punkt stört ihn, die Worte: „Bei diesem ersten Hervortreten Luthers (durch Anschlagen der 95 Thesen) war offenbar das Recht auf seiner Seite." Er findet, daß diese Behauptung „sehr gewagt, wenn nicht irrig" sei. Es würde aber diese Besprechung von Freundeshand überhaupt keiner Erwähnung wert sein, wenn sie nicht der Anlaß zu einer heftigen Auseinandersetzung über die Döllingersche Geschichtschreibung geworden wäre. Einem Sailerianer — wenigstens beruft er sich auf Sailers „Logik für Recensenten" — schien nämlich die Recension Goldmanns ungenügend, weshalb er sie ergänzen zu sollen glaubte. „Die Geldbeiträge der Gläubigen," schreibt er, „waren nicht nur zum Aufbau der Peterskirche in Rom (wie D. gesagt hatte) bestimmt, sondern auch zum Kriege wider den Sultan Selim ... Diese beiden Motive zur Ausschreibung des vollkommenen Ablasses waren also unstreitig lobenswürdig, und hatten eine große Tendenz, wie Leo X. in jeder Hinsicht ein großer Papst war, dem nun die ganze christliche Welt das herrlichste Denkmal religiöser Kunst verdankt. Darum finden wir es ganz ungeeignet, besonders in einem Handbuche für junge Kleriker, wenn der Hr. Verfasser von dem mainzischen Kurfürsten Albrecht von Brandenburg kalt absprechend sagt: ‚er wäre ebenso prachtliebend und verschwenderisch gewesen als Leo'. In anderen Werken der Kirchengeschichte wird Leo X. als ein nicht genug zu preisender Beförderer der Künste und Wissenschaften geschildert. — Was den sogenannten Ablaßhandel Tetzels betrifft, so sind zwar die hierbei vorgefallenen Mißbräuche keineswegs zu entschuldigen; allein vieles ist auch übertrieben worden, und Tetzel hat ebenfalls gründliche Verteidiger gefunden." Döllinger möge die „vertrauten Briefe zweier Katholiken über den Ablaß", Frankfurt 1817, lesen und sich an ihnen orientieren. — „Wenn ferner

Hr. Döllinger von den 95 Thesen Luthers sagt: ‚diese Sätze waren hauptsächlich gerichtet gegen die übertriebenen, an Blasphemie grenzenden (?) Behauptungen der Ablaßprediger von dem Werte ihrer Ware (?); gegen die Anwendung des Ablasses auf die Seelen im Fegfeuer a); wider die falsche Sicherheit derjenigen, die unbedingtes Vertrauen in den Ablaß setzten; wider die Lehre von dem der Verwaltung des Papstes übergebenen Schatze der Kirche b), und wider den Geiz und die Habsucht, welche dabei unterliefen. Die wesentliche Lehre der Kirche vom Ablasse ließ Luther hier noch unangetastet ꝛc.‘ und wenn dann Hr. Döllinger hierüber abspricht und behauptet: ‚Bei diesem ersten Hervortreten hatte Luther wenig zu befürchten; offenbar war das Recht auf seiner Seite ꝛc., der bessere Teil der Nation sah es mit Wohlgefallen ꝛc., und selbst Bischöfe bezeugten laut ihren Beifall ꝛc.‘, so finden wir uns bewogen (die unanständigen Ausdrücke ‚Ware‘, ‚Blasphemie‘ weggerechnet), dem Hrn. Verfasser gerade hier zu widersprechen und dagegen zu behaupten: ‚Offenbar war das Recht nie auf seiten Luthers!‘ — Lese, wer da immer will, die 95 Thesen Luthers selbst, und es läßt sich nicht widersprechen, wie viele unter denselben nicht nur zweideutig, sondern wirklich ganz falsch, ärgerlich und gottlos seien; dieselben wurden durch eine eigene Bulle vom apostolischen Stuhle verdammt; konsequent nach diesen Sätzen kam er auch auf seine irrige Lehre von der Rechtfertigung. Man sehe z. B. in der aus Hrn. Döllinger angeführten Stelle die Sätze a) und b) und wir fragen: Können die Ablässe den leidenden Seelen im Fegfeuer nicht fürbittweise zugewendet, und ihnen nützlich werden? Ist der Papst als Statthalter Christi nicht wirklich der geeignete Verwalter des Gnadenschatzes der Kirche, der sich auf die unendlichen Verdienste Jesu Christi und auf die Gemeinschaft der Heiligen gründet? Hat Christus der Herr nicht vor allen Aposteln dem hl. Pe-

trus die ‚Schlüssel des Himmelreichs' übergeben, mit der göttlichen Verheißung, alles, was er auf Erden lösen würde, solle auch in jener Welt gelöset werden? ... Pacem et veritatem diligite, ait Dominus omnipotens, dies soll allenthalben unser Grundsatz sein, und was den apostolischen Stuhl, oder den allgemeinen Vater der Christenheit und überhaupt die Regierung der Kirche betrifft, wenn auch da oder dort gefehlt worden sein sollte; so wollen wir's nicht machen, wie Cham, sondern lieber mit Scheu und Ehrfurcht, gleich den edlen Söhnen Sem und Japhet, die Blöße des Vaters übersehen, und dafür auch seinen Segen verdienen!" [1])

Das war ein schlimmer Zwischenfall. Die bitterböse Anklage richtete sich nicht bloß gegen einige unbedeutendere historische Ungenauigkeiten, sondern gegen die Orthodoxie des Verfassers — das ärgste, das einem katholischen Theologen widerfahren konnte. Dazu enthielt die Anklage Grundsätze, welche, wenn sie befolgt werden sollten, der in der deutschen katholischen Kirche eben erst begonnenen kirchengeschichtlichen Forschung den Tod hätten bringen müssen. Döllinger schwieg und überließ den Austrag der Angelegenheit der Redaktion der Litteraturzeitung. Im Februarheft ergreift sie auch selbst das Wort, aber man sieht daraus, wie groß ihre Verlegenheit war. Zwar die Orthodoxie, die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe Döllingers in Schutz nehmend, gesteht sie doch den Verstoß desselben in der Darstellung des Auftretens Luthers zu. „Durch den göttlichen Geist von allen irdischen Interessen und zumal von der schwersten Botmäßigkeit der eigenen Vernunft freigemacht, hat er sein persönliches Interesse von der großen Verhandlung stets zu scheiden gesucht. Auf diese Weise mag es ihm auch begegnet sein, daß er aus zu großer Scheu, von der Mitte und Unparteilichkeit abzuirren, nun wirklich irrte, indem er das erste Auftreten Luthers günstiger als es die historische Wahrheit und Gerechtigkeitsliebe

erheischt, betrachtet hat". „Und was in der Erzählung der Reformationshändel zwischen Luther und Tetzel gefehlt, ist leicht nachzutragen und zu bessern, und dieses sollte nirgends eine Ursache sein, dieses treffliche Handbuch weniger zu verbreiten und zu gebrauchen."

Man hatte offenbar ein größeres Interesse daran, eine kirchenhistorische Forschung innerhalb der katholischen Kirche zu ermöglichen, als über den Ablaß, etwa auf Grund des ziemlich vorsichtig gehaltenen Beschlusses des Konzils von Trient, oder über Tetzel 2c. zu streiten. Man gibt daher dem Angreifer zu, daß er „sich nicht ohne Unrecht darüber ereifert habe", betont aber um so nachdrücklicher, daß „er auch seinerseits zu weit gegangen. Denn Leo X. war ein wirklich verschwenderischer Papst, seine theologischen Kenntnisse waren sehr oberflächlich und in dem, was die Beförderung und Sicherstellung der Religion anging, war er gewiß nicht ein großer Papst. Dieses Zeugnis gibt ihm selbst der Kardinal Pallavicini (Ist. de Conc. di Trento I, 3. p. 50), welchen Hr. Philalethes — so hatte sich der Angreifer genannt — wohl nicht Lügen strafen wird. Es ist etwas anderes, die Fehler an den Päpsten aufzudecken, wo und wenn es der Beruf nicht fordert, und etwas anderes, der Wahrheit zu lieb einen Fehler nicht zu bemänteln, wo es eben die historische Wahrhaftigkeit so verlangt. Die Warnung von Kaiser Maximilian hat Leo X. sehr leicht genommen, und darin nicht gethan, wie es einem wachsamen Oberhirten zukam, dieses steht fest, und hier richtet die Geschichte. Daher ist es wohl gut, was Hr. Philalethes bemerkt, wenn man es nicht Cham und seinem Vorwitz gleich thut, jedoch wenn die Handlungsweise der Sem und Japhet eine allgemeine und überall nachzuahmende Maxime sein sollte,[2]) so müßten wir wenigstens auf eine wahrhafte Geschichtschreibung Verzicht leisten, und wäre dann am geratensten, über die ganze Vorzeit ein Leichen-

tuch mit dem Pacem diligite zu hängen. Daß somit von der historischen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit keine Rede sein könnte, ergibt sich sehr leicht. Eine solche Geschichte ist keine Geschichte, wenigstens keine belehrende. Und fürwahr es hat der apostolische Stuhl keine Ursache, sich dem gerechten Urteil der Nachwelt feig entziehen zu müssen. Seine Hoheit und heilige Majestät strahlt in der Wahrheit am schönsten und hellsten. Deswegen stimmen wir ganz bei, was der verehrte Herr Professor Görres einst über diesen Gegenstand schrieb: ‚Das ist das Recht der Geschichte; hat ein Papst in Schandthaten sich gewälzt, dann muß er gebrandmarkt werden wie ein anderer, ja noch mehr als ein anderer, weil er mit der Menschheit zugleich die höchste Würde geschändet hat. Die Kirche nimmt keine Notiz davon, denn die Kirche sündigt nicht ...‘ Darum sind wir der festen Überzeugung, daß Hr. Prof. Döllinger wegen seiner rühmlichen Wahrheitsliebe auch desto weniger um den Segen des heiligen Vaters gebracht ist.“

Doch der § 161 (Ursprung der deutschen Kirchenspaltung) des Döllingerschen Buches blieb verpönt. In einer „Erklärung“ der Redaktion der Litteraturzeitung gegen den Vorwurf der Darmstädter Kirchenzeitung, Döllinger habe in der Darstellung der Geschichte der Herrnhuter ein Plagiat begangen, wird neuerdings gesagt: „Wir wiederholen demnach unser im letzten Heft über das vortreffliche, die katholische Litteratur wahrhaft bereichernde Buch, gegebenes Urteil und empfehlen dieses Handbuch (mit Ausnahme des § 161) allen unsern Lesern nochmals“.

Der Streit ist sehr bezeichnend. Rom verträgt kein Tageslicht, keine „wahrhafte Geschichte“. Das schon im Mittelalter geltend gemachte Beispiel der Söhne Noahs soll ihm gegenüber der leitende Grundsatz der kirchlichen Geschichtschreibung sein und bleiben. Man sah damals recht gut, daß „eine solche Geschichte keine Geschichte ist“; nur die Autorität eines Görres

schützte die Abweichung von „einer solchen Geschichte“ einigermaßen,[3]) und da auch die eigentlichen Römlinge, die Jesuiten und Jesuitenschüler, noch nicht Deutschlands Gaue heimgesucht hatten, konnte man sie noch auf einige Zeit festhalten. Dennoch hatte Döllingers Geschichte auch damals schon die Aufmerksamkeit der Jesuiten in Freiburg in der Schweiz erregt, und wußten sie manches an ihr auszusetzen. Denn der Konvertit Freudenfeld dort, früher Professor in Bonn, später Jesuit, dem Döllinger sein Buch geschickt hatte, schrieb ihm: dasselbe gehe unter seinen Mitbrüdern von Hand zu Hand, aber über einige Punkte, über die sie sich leicht verständigen würden, möchte er gerne mit ihm sprechen.[4]) Doch für jetzt rief man in Deutschland Döllinger noch zu: „Wohl dem, der die ewige Wahrheit erkennt und ohne Scheu bekennt, wie es Hr. Prof. Döllinger gethan ... Möge unser würdiger, mit ungewöhnlichem Talent ausgerüsteter Verfasser recht erstarken zu einem ritterlichen Streiter Christi und seiner Braut, denn in diesen trüben Tagen der Prüfung bedarf die streitende Kirche Konfessores!“ Heute klingt dies wie eine Voraussagung auf den Weg Döllingers; denn die Tage der Prüfung wurden noch trüber, und Döllinger in der That ein — Konfessor!

Ganz anders sprach sich Möhler darüber aus. Seiner Natur war die Ketzerriecherei überhaupt widerstrebend, weshalb es ihn schon „unangenehm überraschte“, daß Hortig ihretwegen Döllinger die Fortsetzung seiner Kirchengeschichte überließ. Von den in München kontrovertierten Punkten ist daher bei ihm keine Spur. Döllinger habe sich schon durch seine Schrift über die „Eucharistie sehr ehrenvoll in das litterarische Publikum introduziert.“ Auch seine Kirchengeschichte „erheben ausgebreitete Gelehrsamkeit, Selbständigkeit der Forschung, gesundes historisches Urteil und Freimütigkeit, die vor dem allbeherrschenden Richterstuhle der bekannten *ἀρχοντες του κοσμου τουτου* nicht zittert, zu einer sehr bemerkenswerten

litterarischen Erscheinung, deren Verdienste umsomehr anerkannt werden müssen, als sie auf einem Felde sich bewegt, welches bisher von den deutschen Katholiken sehr nachlässig bearbeitet worden ist. Indessen muß Rec. doch auch bemerken, was ihm weniger gefallen wollte: eine hie und da allzu subjektive Erzählung. Allerdings mögen wir uns nicht unter jene gezählt wissen, die von einer historischen Objektivität derart begeistert sind, daß das erzählende Subjekt ebensowenig in der Geschichte erscheinen, ebensowenig thätig sich zeigen und Teilnahme und persönliches Interesse an den Tag legen solle, als, der Vergleichung bediente man sich, als Gott in seiner Welt erscheine, die er ja gleichsam außer sich hinausgestellt habe, und wie eine Maschine nach ihren Gesetzen sich ablaufen lasse. Eine solche Ansicht ist ebenso abgeschmackt als naturwidrig und in sich selbst unmöglich . . . Wir glauben, daß sich Herr Döllinger etwas zu weit von der berührten Seltsamkeit entfernt habe, und da und dort an das entgegengesetzte Extrem anstreife."

Nachdem Möhler die Geschichte der Mission, mit der Döllingers Arbeit beginnt, und die chinesischen Riten besprochen und einzelnes dazu bemerkt hat, sagt er von der Darstellung der Reformationsgeschichte, sie sei „mit vieler Sachkenntnis und rücksichtslos erzählt. Besonders hat es uns gefallen, daß auch das Dogmengeschichtliche die Aufmerksamkeit Herrn Döllingers gehörig in Anspruch genommen hat . . . Die französischen Reformationskriege und darin die Bartholomäus-Nacht wurden mit großem Fleiße und vielem Aufwande von Gelehrsamkeit behandelt; wir billigen dies sehr, da der wahre Hergang der Ereignisse in Deutschland wenig bekannt ist . . . Wenn wir dem Herrn Döllinger das Lob einer sehr geschickten und einsichtsvollen Behandlung der französischen Reformationsgeschichte nicht versagen können, so müssen wir die Darstellung der schottischen, englischen und irischen Reformation nicht minder sehr gelungen nennen." Doch hätte

statt der Ausführlichkeit der Weibergeschichte Heinrichs VIII. und einiger anderer späterer Ereignisse eine einlässigere Charakteristik Thomas Cromwells, des Bisch. Fischer von Rochester und des Kanzlers Thomas Morus gegeben werden sollen. „Mit großen Gesinnungen, der alten Märtyrer würdig, seine Leser bekannt zu machen, ... scheint umsomehr zweckmäßig zu sein, je seltener sie in der neueren Zeit geworden sind."

Weniger zufrieden ist er mit der allzu subjektiven Behandlung der theologischen Streitigkeiten in der katholischen Kirche. „Herr Döllinger ergreift nämlich geradezu die Partei der Jesuiten ... Der katholische Historiker sollte über den Parteien seiner Kirche stehen, und das Gute in jeder mit Unbefangenheit anerkennen, und nicht minder das Irrige, Einseitige, oder gar Falsche und Schädliche ohne Rückhalt bemerklich machen." Die Geschichte der Jesuiten bietet allerdings eine Seite, welche die Teilnahme des Historikers im höchsten Grade in Anspruch nimmt und sogar „im stande ist, in ihnen nur Märtyrer der Wahrheit zu erblicken und zu bewirken, daß man, ihre Fehler übersehend, mit unendlicher Sehnsucht ihnen entgegenblickt, und einen neuen Himmel und eine neue Erde von ihnen erwartet; und kaum begreifen kann, daß dieselben, gleichwie sie eine unglückschwangere Zeit hinweggenommen, nicht auch eine bessere und frömmere Periode wieder zurückführen müsse ... Für das Traurigste, das im Gefolge der Freundschaft der Jesuiten sich befindet, muß Rec. aber das betrachten: daß manche nach ihrer Thätigkeit und der Mönche überhaupt sich sehnen, und dessen nur sich freuen und das nur erharren, was diese wirken würden, wenn sie wieder vorhanden wären, selbst aber auf diese Imagination sich verlassend, in schmachvoller Unthätigkeit auf dem Ruhepolster verfaulen und alles gethan zu haben sich vorlügen, wenn sie selbst träge, nur nach der Thätigkeit der Jesuiten und Mönche sich sehnen, als hätten sie damit ihre Pflicht erfüllt ... Die

Pflicht eines jeden ist, so zu handeln und zu wirken, als handelte und wirkte er allein, und als sei alles seinen Schultern übergeben; niemand aber soll sich auf andere, am wenigsten aber auf das Unzuverlässigste verlassen. Weicht nun Rec. in manchem von Herrn Döllingers Ansichten ab, so ist er doch gewiß, daß hierin keine Verschiedenheit stattfindet; und der Verfasser ganz mit ihm übereinstimmen wird. Im einzelnen bemerken wir nur, daß, von Bajus angefangen (die Darstellung seines Systems muß bei einer neuen Ausgabe einer sorgfältigen Revision empfohlen werden) bis zu Quesnel das viele Gute, das die Jansenisten und ihre Vorgänger im Gegensatze mit den Jesuiten offenbar auszeichnete, unentwickelt geblieben ist. Wie viele gehässige Maßregeln glaubte man sich nicht ferner erlauben zu dürfen, um den Jansenismus niederzuhalten, der sich gewiß nicht zu solchen Abgeschmackheiten würde verirrt haben, wenn man seine Anhänger nur einigermaßen schonend und mit christlicher Mäßigung behandelt hätte! Dann that es wohl not, mit Hilfe einer den Papst ohnedies schon despotisierenden Macht demselben eine Bulle Unigenitus auszupressen, oder vielmehr nur zur Unterschrift vorzulegen, um in derselben zu einer Zeit die Natur und ihre Kräfte recht hervorzuheben, und das Äußerste zu behaupten, was in dieser Beziehung nur von einem Individuum gewagt werden kann, das den Versuch machen will, wie geschickt und künstlich es sich an dem Rande herumbewegen kann, ohne in den Abgrund zu stürzen, da der Naturalismus schon überall spuckte! Endlich scheint Herr Döllinger die große Verachtung, die das Parlament von Paris gegen den Episkopat allmählig entwickelte, den Jansenisten zur Last zu legen, als wenn diese einen Pater le Tellier und la Chaise am Hofe gehabt, als wenn diese alles durch die weltliche Gewalt durchzusetzen versucht, und dieselbe gleichsam zur Erklärung herausgefordert hätten, daß sie infallibel sei. — Wenn später die Jansenisten, namentlich in Italien,

sich gleichfalls der bürgerlichen Gewalt zur Durchsetzung ihrer Plane bedienten, so war das nur eine verderbliche Nachahmung eines verderblichen jesuitischen Vorgangs. Umsomehr muß man sich wundern, wie der Herr Verf. hierin soweit irre gehen konnte, als er die Streitigkeiten Ludwigs XIV. mit dem Papste, und was im Gefolge derselben erschien, sehr gut, und die Verhältnisse genau würdigend erzählt ...“[5])

Diese Lektion, welche wegen ihrer Besprechung der Bulle Unigenitus auch sonst Aufsehen machte, fiel bei Döllinger nicht auf unfruchtbaren Boden. In einem Briefe Möhlers, worin er ihm den späteren Prof. Baltzer empfiehlt, heißt es nur: „Sie werden vielleicht um so geneigter sein, mir [meine Verzögerung der Antwort] zu verzeihen, wenn ich Ihnen melde, daß ich inzwischen recht fleißig die jansenistischen Streitigkeiten, durch Ihre freundliche Zuschrift angeregt, studiert habe, und Ihrer Darstellung ohne Zweifel jetzt weit näher stehe als früher; selbst die Bulle Unigenitus erscheint mir in einem weit günstigeren Lichte als früher, obschon ich die Zensur mancher Quesnelschen Sätze immer noch nicht begreifen kann. Sie schrieben mir, daß die Fenelon'sche Korrespondenz einen großen Einfluß auf Ihre Betrachtungsweise ausgeübt habe. Auch bei mir ist dieses der Fall. Die Witwe unseres seligen Stolberg nahm an der von mir in der Recension Ihrer Schrift ausgesprochenen Ansicht über den Jansenismus Anstoß und schickte mir obige Korrespondenz, auf deren Lektüre sie mich in derselben Beziehung aufmerksam machte, in der ich schon von Ihnen war aufmerksam gemacht worden“ (1830, Febr. 20.). Aber diese Bulle Unigenitus hat im Leben beider Männer eine kleine Geschichte. Denn während Möhler in der dritten Auflage seiner Symbolik die allgemeine Annahme derselben durch die ganze Kirche in Abrede stellt und in der fünften davon ganz schweigt, lehrt Döllinger noch 1861/2 in seiner Vorlesung über Symbolik: Es gebe auch innere Quellen der-

selben, nämlich die päpstlichen, durch die dogmatischen Streitigkeiten des Bajus und Jansenius hervorgerufenen Entscheidungen. „Diese von der ganzen Kirche anerkannten Bestimmungen, besonders über das Verhältnis der Gnade zur Freiheit, sind also gewiß eine wesentliche Quelle. Doch haben sie größere Schwierigkeiten bei ihrem Gebrauche, weil sie negativer Art sind, nur gewisse Sätze verwerfen ... Die Bulle Unigenitus von Clemens XI. ist noch wichtiger (1713); in ihr sind 101 aus Quesnels Schriften gezogene Sätze über wichtige dogmatische und über zwischen Katholiken und Protestanten kontroverse Fragen verworfen. Die Unbequemlichkeit ist dabei, daß gewisse Sätze nur als irrtümlich bezeichnet werden, aber nicht die entgegengesetzte Wahrheit ausgesprochen wird. Solche Bullen sind also nicht eigentlich Symbole und symbolische Schriften, indem sie eben nur verwerfen und mißbilligen. Sie sind indes ganz aus den Beschlüssen und dem Geiste des Tridentinums hervorgegangen und manche im Tridentinum noch unentschiedene Fragen sind in den Bullen zur Lösung gebracht; denn die negative Bestimmung hat auch ihre positive Seite."

Noch ausführlicher sprach er sich darüber im Sommersemester 1861 in seiner Vorlesung über Reformationsgeschichte aus. Er sagte nach einer längeren Einleitung über die Entstehung der Bulle Unigenitus: „Endlich erschien die Bulle Unigenitus, seit zwei Jahrhunderten die wichtigste, in dogmatischer Beziehung seit dem Konzil von Trient die wichtigste. 101 Sätze waren ausgezogen aus obigem Buche, allein wie bei Bajus war nicht der einzelne Satz, sondern alle zusammen waren mit der Zensur belegt, so daß der einzelne Theologe erst urteilen mußte, welche Censur jeden Satz treffen solle, wiewohl die nota haeretica nicht auf jeden Satz anwenden zu müssen man glauben darf. Das ganze Dokument bot viele Blößen dar; es geht in die feinsten theologischen Kontroversen ein. Der Jansenismus selbst, wie er in dem Quesnelschen Buche

vorgetragen ist, hat an sich schon etwas sehr Gewinnendes oder einen gleißenden Schein, so daß viele Sätze in der Form jenes Buches sehr plausibel und fromm lauten, als Ausdruck der Demut und der Gnade, so daß das oberflächliche Lesen der Bulle Unigenitus einen äußerst ungünstigen Eindruck prima facie macht, und ganz natürlich in ganz Europa ein großes Geschrei darüber entstehen mußte: es seien Sätze aus der Bibel und den Kirchenvätern verdammt. Allein sie waren eben nur in dem Sinne des Jansenismus verworfen... Niemand, der nicht gründlicher Theologe und noch dazu mit dem ganzen Verlaufe des Streites bekannt war, konnte sagen, warum und in welchem Sinne diese Sätze verworfen seien. Es war allerdings Zeit, gegen ein so gefährliches Buch, ins Englische, Deutsche, Italienische und Spanische übersetzt, etwas von kirchlicher Seite zu thun, allein eine schlimmere Form der Censur hätte nicht gewählt werden können. Wenn man den Lärm darüber ansieht, so muß man sein Urteil suspendieren, ob nicht vielleicht besser dieselbe hätte unterlassen werden müssen. Beim ersten Lesen kann man nicht anders, als sagen, dazu bedürfe es noch eines Kommentars. Was die römischen Theologen dabei dachten, weiß ich nicht zu sagen. Das Urteil Fenelons ist mir in solchen Sachen eine hohe Autorität. Er billigt die Bulle vollständig als den wichtigsten Dienst, den die Kirche in diesen Dingen leistete. Fenelon stand aber mitten in diesem Streite. Dies das gewichtigste aller Zeugnisse. Aber jetzt noch kann man einem Laien sie nicht ohne Erklärung in die Hand geben; sie kann ohne Kenntnis der Sachlage nur Ärgernis geben. Diese neugewählte Censurform hat doch ihre starken Schattenseiten. Nur eines. In der Bulle Unigenitus ist der Satz verworfen: Die Furcht vor einer ungerechten Exkommunikation darf uns nicht abhalten, unsere Schuldigkeit zu thun — ein Satz, der jedem ABC-Kinde als wahr erscheint. Damit hatten die Gegner eine solche Macht in der Hand,

daß man alles Jansenistische fallen lassen konnte und nur auf einen solchen Satz zu weisen brauchte. Es geschah auch in ganz Frankreich: Wie, was bisher in der ganzen Welt galt, verdammt man jetzt? Allein in Rom verdammte man es im jansenistischen Sinne des Quesnel. Aber muß deshalb dieser Satz in dieser Fassung verdammt werden, da man nur den Sinn des Verfassers vermuten kann? Die Jansenisten selbst hätten zu keinem besseren Mißgriff sie verleiten können.“

Dies war trotzdem noch nicht der Standpunkt Möhlers. Auf denselben erhob sich Döllinger erst im „Janus“, wo er in der Vorrede sagte: „Wie viel besser ist eine Lehrentscheidung bei gehörig angewandter Pression von einem Papste (als von einem allgemeinen Konzil) zu erlangen? Man darf in dieser Beziehung ja nur an die Entscheidungen Alexanders VII. zu gunsten der kurz erfundenen Attrition, an die Dekrete Clemens XI. und Benedikts XIII. und die Mächte, welche dabei wirksam gewesen sind, erinnern.“ Was er damit sagen wollte, kann man nunmehr in dem mit Reusch gemeinsam veröffentlichten Werke: „Geschichte der Moralstreitigkeiten“ sehen.

An den anderen von Möhler in seiner Rezension hervorgehobenen Punkten scheint Döllinger keinen Anstoß genommen zu haben, insbesondere präsumierte Möhler richtig, daß Döllinger mit ihm über die Sehnsucht nach den Jesuiten gleicher Meinung sein würde. In der „Eos“ (1829 Juni, Nr. 88—90) findet sich ein Artikel: „Einiges über die Jesuiten, ihre Feinde und ihre Freunde“, welcher von Döllinger stammt. Er zeigt seinen Stil, schöpft aus seiner Kirchengeschichte das Material und stimmt in einer ganzen Reihe von Phrasen wörtlich mit dieser überein; auch mit der eben in der Ausführung sich befindenden Erläuterung der Cornelius'schen Dantebilder ist das über den Benediktinerorden Gesagte sachlich und sprachlich verwandt; im letzten Teil aber ist fast wörtlich eine Äußerung Möhlers aufgenommen. Wie dieser auf An=

regung Döllingers die Geschichte der Jansenisten und der Bulle Unigenitus studierte, so scheint sich Döllinger in das Studium des Verhaltens der Jesuiten zu den Jansenisten vertieft zu haben. Sein Urteil über diese lautet wenigstens hier ganz anders als in der Kirchengeschichte, ist voll Anerkennung und Bewunderung ihrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, die sie so gut in den Dienst der Kirche stellten, als die Jesuiten. „Im 17. Jahrhundert," schreibt er jetzt, „als der Orden (der Jesuiten) in der Blüte seines Ansehens und Einflusses stand, da traten Männer, wie Paskal, Arnauld, Nicole, gegen ihn in die Schranken, Männer von hohem, umfassenden Geiste, von anerkannter Frömmigkeit und gründlicher Gelehrsamkeit. Damals pflegten die Jesuiten keine Angriffe unbeantwortet zu lassen, und so entspann sich ein Kampf, der, von beiden Seiten mit Geist, Witz und Talent geführt, nicht anders als höchst interessant sein konnte, und — wenn auch manches Menschliche, manche Unredlichkeit, manche Verdrehungen, falsche Beschuldigungen mit unterliefen, dennoch im Ganzen für beide Teile nicht ohne Nutzen war. Jesuiten und Jansenisten wetteiferten nun miteinander im Dienste der Kirche und im Anbau der Wissenschaften; jeder Teil wußte, daß er an seinen Gegnern unerbittliche Zensoren habe, welche jeden Fehltritt, jede Übereilung sogleich ans Tageslicht zu bringen und bitter zu rügen nicht ermangeln würden, und beiderseits war man daher sorgfältig bemüht, den spähenden Argusaugen der Gegner keine Blöße zu zeigen; namentlich kann es nicht geleugnet werden, daß in der Casuistik und dem Probabilismus mehrere Jesuiten sich schon bis an die äußerste Grenze des Rechten und Erlaubten gewagt, ja, zum Teil diese Grenze auch überschritten hatten, als ihre Gegner, mit großer Gewandtheit diese gegebene Blöße benutzend und sich in das entgegengesetzte Extrem des Rigorismus werfend, sie nötigten, wieder die rechte Mittelstraße zu betreten."

Doch die Hauptsache ist für ihn, sich mit den Freunden und Verteidigern des Ordens, welche alles Heil in seiner Rückberufung sehen wollten, auseinander zu setzen — eine Ausführung, welche ganz im Möhler'schen Geiste gehalten ist, aber über Möhlers Bemerkungen hinausgehend, auch die Lage der Kirche und deren Bedürfnisse bespricht. „Doch ich wende mich nunmehr zu den Freunden und Verteidigern des Ordens. Den letzteren, wenigstens dem größeren Teile derselben, möchte ich zurufen: Non tali auxilio, non defensoribus istis — so wenig sind die meisten dieser Apologien geeignet, der guten Sache des Ordens wesentliche Dienste zu leisten. Die triviale Erinnerung, daß man doch den Gegenstand kennen sollte, über den man schreibt, findet nicht nur bei den Gegnern, auch bei den Verteidigern der Jesuiten nur zu oft ihre Anwendung, denn gar zu seicht und mangelhaft ist gewöhnlich ihre Kenntnis der hierher gehörigen Teile der Geschichte und allzu schlecht sind sie mit der reichhaltigen älteren Litteratur ihres Gegenstandes bekannt. Auch muß man nicht alles, auch das notorisch Mangelhafte, in Schutz nehmen und präkonisieren wollen; man muß z. B. nicht behaupten wollen, daß die Jesuitenschulen in Deutschland unmittelbar vor der Auflösung des Ordens unübertreffliche Muster pädagogischer Vollkommenheit gewesen seien; man muß nicht jeden Fehltritt, jeden Mißgriff eines einzelnen Ordensmitgliedes zu rechtfertigen oder zu beschönigen suchen. Die Jesuiten müßten mehr als die Apostel gewesen, sie müßten nicht nur wie jene inspiriert, sondern auch in allen ihren Handlungen und Unternehmungen vermöge eines speziellen himmlischen Privilegiums infallibel gewesen sein, wenn sie, bei der ins Ungeheure ausgebreiteten, so vielfach verzweigten und verschiedenartigen Thätigkeit, die ihnen angewiesen war, sich stets auf der Bahn des Rechten und Wahren erhalten, sich nie in der Wahl ihrer Mittel vergriffen, nie ein fremdes Interesse verletzt, nie der Kirche, auch bei dem besten Willen

mitunter, geschadet hätten. Nein — wir wollen und brauchen keine Geschichte der Jesuiten à la Grandison; wer die Verteidigung des Ordens zu übernehmen sich berufen fühlt, der bediene sich keiner Advokatenkünste; er sei nur der treue Dolmetsch der Geschichte, und immer wird sich zeigen, daß der Orden unendlich besser war, als sein Ruf ist. . .

„Von denen, welchen die Wiederbefestigung der Religion und das Wohl der Kirche am Herzen gelegen ist, sind viele gegenwärtig der Meinung, daß alles Heil nur von den Jesuiten kommen könne, und sie würden daher die Restauration des Ordens in unsern Gegenden als das glücklichste Ereignis, als den Anfang einer neuen segensreichen Ära in der Geschichte der Kirche betrachten. Wenn man sie hört, sollte man glauben, die Kirche habe nie ohne Jesuiten bestanden, oder wir verdankten alles Gute, was in den letzten Jahrhunderten von ihr ausgegangen, einzig und allein den Jüngern des hl. Ignatius; aber wie traurig und engherzig ist diese Ansicht, wie kränkend und erniedrigend für die Kirche! Nein — die Braut des Erlösers, die er auf den Felsen gegründet, und wider welche die Pforten der Hölle nichts vermögen, sie ist nicht abhängig von einer Gesellschaft, welche sie anderthalb tausend Jahre zu entbehren gewußt . . .

„Indem Pius VII. den Orden wiederhergestellt, hat er nur einen Akt der Gerechtigkeit ausgeübt, und das Unrecht eines seiner Vorgänger wieder gut gemacht — soweit dies möglich war. Aber weder er noch sein Nachfolger haben irgendwo einen bestimmten Antrag auf Wiedereinführung der Jesuiten gestellt, und wo diese Wiedereinführung stattgefunden, da ist sie ohne alles Zuthun des Kirchenoberhauptes durch den freien Entschluß der Regierungen geschehen. Den Wiedererstandenen ist nun allerdings eine schöne und hohe Aufgabe gesetzt. Sie besitzen die beste Erbschaft, welche ihre Vorfahren hinterlassen konnten, das Beispiel ihrer Tugenden und die

Warnungstafel der von ihnen begangenen Fehler; die so äußerst reiche Geschichte des Ordens von mehr denn zwei Jahrhunderten liegt aufgeschlagen vor ihnen, wo und wie könnte die Geschichte besser als hier die vitae dux et magistra werden? Mögen sie demnach alle Zweige der Thätigkeit ihrer Vorgänger wieder ergreifen, alles Gute und Treffliche, was jene begonnen, fortführen und vollenden. Mögen sie mit demselben glühenden Eifer, mit gleicher unerschütterlicher und jeder Gefahr trotzender Beharrlichkeit, mit gleicher umsichtiger Weisheit an der Bekehrung und Erleuchtung der Heiden arbeiten; mögen sie wieder, wie ehemals, die Pfleger der Wissenschaften werden, mögen sich vor allem wieder unter ihnen gelehrte Theologen und siegreiche Verteidiger unserer Religion und Kirche bilden, Männer, die für unsere Zeit leisten, was Maldonat, Petau, Sirmond, Suarez, Labbe, Tolet, Lessius, Garnier und so viele andere für die ihrige geleistet! Mögen sie sich wieder mit jenem uneigennützigen Eifer, der ihren Vorfahren die Liebe und die Verehrung des Volkes erworben, dem Predigtamte und der Seelsorge weihen. Aber — hoffen wir auch, daß die Stimmen, welche ihnen aus der Vergangenheit herüber unablässig warnend die Verirrungen ihrer Vorgänger und die Folgen dieser Verirrungen zurufen, nicht ungehört an ihren Ohren verklingen — daß die Kluft, welche vierzig Jahre zwischen dem alten Orden und dem wiedererweckten gebildet, fortan auf immer zwischen den Fehltritten des einen und den bessern Einsichten, der zarteren Gewissenhaftigkeit des andern befestigt bleiben werde. Hoffen wir, daß sie fortan sich aller Einmischungen in das Gebiet des Weltlichen und Politischen entschlagen — daß sie strenge jegliche Überschreitung des rein kirchlichen Wirkungskreises vermeiden, sich, wie es auch der Wille ihres Stifters war, ferne halten von dem glatten Boden der Höfe und Paläste, daß sie ihre Gegner und die Feinde der Kirche nie mit andern Waffen als denen

des Geistes bekämpfen; endlich daß sie in ihren Andachtsübungen nie das Außerwesentliche an die Stelle des Wesentlichen setzen, nie das Nebenwerk zur Hauptsache machen.

„Doch das alles sind zur Zeit noch bloß fromme Wünsche, denn — und dies sei hiemit ohne alle Absicht eines Vorwurfs gesagt — leugnen läßt es sich nicht, daß das, was von den Jesuiten seit ihrer Restauration bekannt geworden, weder zu sonderlichen Befürchtungen, noch auch zu glänzenden Hoffnungen berechtigt. Zwar die unablässigen tobenden Deklamationen ihrer Feinde — sollte man meinen — zeigen ja doch, daß der Orden sehr thätig sein müsse; allein man nehme sich nur die Mühe, diese Ekel erregenden Ausbrüche der blinden Parteiwut zu zergliedern, und man wird finden, daß nicht sowohl von dem, was die Jesuiten wirklich thun, die Rede ist, als vielmehr von dem, was sie ehemals gethan und was sie etwa noch thun könnten. Wie kommt es nun aber, daß viele so sehnsüchtig nach ihrer Einführung verlangen, als ob sie für die Kirche der einzige noch übrige Rettungsanker, die ultima naufragii tabula wären? Fast möchten wir vermuten, es liege — besonders wenn es Geistliche sind, die diese Sehnsucht äußern, eine gewisse Trägheit und feige Nachlässigkeit dabei zu Grunde, welche gerne andere für sich einstehen ließe, um den schweren Kampf mit der Gleichgiltigkeit, der sittlichen Korruption, dem bösen Willen und den radikalen Irrtümern der Menschen, dem sich heutzutage jeder Priester mehr oder weniger unterziehen muß, durchzufechten. Was hindert denn unsere Diener der Kirche, alle zumal Jesuiten im edelsten Sinne des Wortes zu sein, d. h. Priester, die sich die schwere Kunst der völligen Selbstverleugnung angeeignet, die unermüdet im Dienste des Herrn, klug und umsichtig im notwendigen Verkehr mit der Welt sind; Priester, welche weise Führer der Jugend, erleuchtete Lehrer des Volkes, Vorbilder aller christlichen Tugenden sind?

„Doch, um nicht unbillig zu werden, lasset uns nicht übersehen, daß es vorzüglich auch der strenge, enggeschlossene Korporationsgeist der Jesuiten ist, welcher die Menschen bestimmt, so große Hoffnungen auf die Wirksamkeit ihres Ordens zu setzen. Nichts thut — das fühlt wohl jeder — gegenwärtig der Kirche mehr not, als daß ihre Diener fest zusammenhalten, sich eng aneinander anschließen, mit vereinter Kraft, in Einem alle belebenden und durchdringenden Geist wirken, daß der Klerus durch die wahren Bande der Hierarchie, durch die Bande der treuen Liebe, des unbedingten Vertrauens, des nie wankenden Gehorsams seinem Oberhaupte, dem Bischofe, unauflöslich verknüpft sei, daß die Bischöfe mit unwandelbarer Eintracht sich dem Mittelpunkt der Einheit, dem apostolischen Stuhle, anschließen. Aber — Quis mihi dabit ecclesiam Dei videre sicut in diebus antiquis? In dem Lande, in welchem ich dieses schreibe, haben die Machthaber, die über ein Vierteljahrhundert gewaltet, jeden Kunstgriff angewendet, um diese natürlichen und durch göttliche Anordnung geknüpften Bande schlaff zu machen oder zu zerreißen, sie haben mit vollen Händen Mißtrauen, Anarchie und Zerrüttung unter dem Klerus ausgesäet, und die Saat ist aufgegangen, sie hat reichliche Früchte getragen, und sie trägt deren noch. Die Masse von Unwürdigen und Unberufenen, welche sich, begünstigt durch die Unbild der Zeit und die Nachlässigkeit der Obern in die Kirche eingedrängt, sie möchte jenen heillosen Zustand kirchlicher Anarchie und Gesetzlosigkeit solange als möglich fortdauern lassen, damit sie fernerhin ungestraft ihrer kirchlichen Obrigkeit trotzen, und den Stand, dem sie unglücklicherweise sich äußerlich angeschlossen, schänden könne. Da ist es denn freilich sehr verzeihlich und erklärlich, wenn die Bessergesinnten bei dem Anblicke dieser zuchtlosen, trägen, verweltlichten, geistlosen Baalsdiener sich sehnsuchtsvoll nach einer besseren und edleren Priesterklasse umsehen, welche durch Frömmigkeit, Eifer

und Gehorsam ausgezeichnet, allmählich die Wunden heile, die der Kirche in den letzten Zeiten geschlagen worden, und daß ihre Blicke zunächst auf die Jesuiten fallen.

„Und darum dürfen wir wohl den gutgemeinten Rat oder vielmehr die freundliche Bitte laut werden lassen. Mögen die Regierungen doch endlich einmal jenem System des Mißtrauens gegen die Kirche, welches für sie selber wie für die Religion gleich erniedrigend ist, entsagen, mögen sie aufhören, die Kirche mit Argwohn, mit Beschränkungen und Hemmungen aller Art zu umstellen, mögen sie endlich einmal ihr innerhalb ihres Gebietes die Selbständigkeit, Unabhängigkeit und freie Bewegung, die ihr von Gott und Rechtswegen gebührt, unverkümmert gewähren; mögen sie für die religiöse Erziehung der studierenden Jugend besser und ernstlicher sorgen, als es bisher geschehen; oder mögen sie doch wenigstens, indem sie nur sittlich tadellose und religiös gläubige Männer — (nicht, wie bisher so oft, leichtfertige, kaum der Schule entlaufene Jünglinge, deren ganze Qualifizierung in dem herkömmlichen philologischen Hausbedarf besteht) — zu Lehrern aufstellen, die mit Recht beunruhigten und mißtrauisch gemachten Gemüter so vieler Eltern beruhigen, was nur dadurch geschehen kann, daß der verderblichen Einwirkung so vieler unsittlicher, frivoler, bestechlicher und ungläubiger Lehrer auf die studierende Jugend ein Ende gemacht wird. Wenn dies alles geschieht, dann wird die geheime oder die zuweilen auch laut werdende Sehnsucht nach den Jesuiten von selbst aufhören, weil man dann das Bedürfnis derselben nicht mehr fühlen wird.

„Mögen aber auch andrerseits die Fürsten der Kirche, mögen unsere Bischöfe dem hohen Rufe, der, in dieser Zeit gebieterischer als je mahnend, an sie ergangen, Genüge leisten. Als Hüter des Heiligtums sind sie auf die Zinnen des Tempels gestellt, damit ihr wachsames Auge sich nicht täuschen lasse über die mannigfaltigen Gefahren, welche der Kirche

drohen von innen und von außen, und über die Mißbräuche, die teils von alters her sich vererbt, teils neu sich anzusetzen Miene machen. Wahrlich, nicht auf Rosen hat die Zeit sie gebettet; als die Vorkämpfer der streitenden Kirche dürfen sie keinen Augenblick die Waffenrüstung ablegen, dürfen nicht in unthätiger Ruhe der Entwicklung der Verhältnisse zusehen. Sie werden daher, wir hoffen es zuversichtlich, in die volle Ausübung jener für die Regierung der Kirche so notwendigen Rechte eintreten, welche ihnen als das unveräußerliche und unverjährbare Erbe des Episkopats überliefert worden; sie werden gleich den Aposteln lehren, warnen, zurechtweisen und, wo es not thut, das ihren Händen anvertraute geistliche Schwert handhabend, strafen, εὐκαίρως ἀκαίρως: der angestammten, von Gott selbst ihnen übergebenen Gewalt sich bewußt, werden sie frei und unerschrocken die Selbständigkeit der Kirche vertreten gegen jeglichen Widersacher, sie werden nicht etwa nach beliebter bureaukratischer Weise sich zu bloßen Chefs eines schreibenden und expedierenden, von Kreisregierungen und Ministerien bevormundeten Kollegiums erniedrigen (wenn auch manche sie gerne dazu machen möchten), sondern, ihrer apostolischen Würde eingedenk, werden sie, wie es eben auch die Apostel und die edelsten ihrer Vorgänger gethan, weit mehr auf die Kraft des lebendigen Wortes und auf die Mittel, welche die uralten Satzungen der Kirche zu ihrer Verfügung gestellt, vertrauen, als auf die Wirkung der Schreibereien, der leeren Formeln und des toten Geschäftsmechanismus, in dessen nichtigem Zauberkreis unsere Beamtenwelt festgebannt und abgeschlossen steht. Daher werden sie auch in den Mitteilungen an ihren Diözesan-Klerus nicht die harte, frostige, herzlose und zurückstoßende Sprache nachahmen, deren sich wohl weltliche Behörden gegen ihre Untergebenen zu bedienen pflegen, sondern sie werden, lieber dem Beispiele der Apostel und der würdigen Bischöfe aller Zeiten folgend, die Priester, die Gott

ihrer Gewalt untergeordnet, stets als Brüder und Mitarbeiter im Weinberge des Herrn ansehen und begrüßen. Sie werden sorgfältig jedem Unwürdigen und Unberufenen den Eintritt ins Priestertum verwehren, damit nicht auf sie die Schuld jener Ärgernisse zurückfalle, welche gegenwärtig durch schlechte und abtrünnige Priester gegeben werden; und endlich werden besonders die Bischöfe Eines Landes, wohl wissend, wie die Kirche zu jeder Zeit in der unzertrennlichen Vereinigung des Episkopats ihre festeste Stütze gefunden, sich eng aneinander anschließen, in wichtigen Dingen nur nach gemeinschaftlicher Übereinkunft handeln; sie werden, nach der immerwährenden Praxis der Kirche, sich wieder in National- oder Provinzial-Synoden versammeln und überhaupt jedem Angriffe die geschlossene und undurchdringliche Phalanx der Hierarchie entgegenstellen. So wird die Kirche endlich mit der Hilfe ihres göttlichen Stifters alle Hindernisse überwinden, sie wird wieder blühen und gedeihen — und wir bedürfen der Jesuiten nicht."

Das sind also Döllingers kirchliche Ideale, das seine Lösung der „großen Probleme", welche die damalige Zeit beschäftigten: Die Entbindung der inneren Kräfte der Kirche, ein wohlgebildeter, sittenreiner und seeleneifriger Klerus, ein von wahrhaft apostolischem Geiste erfüllter und geleiteter Episkopat, der sich aller Einmischungen in das Gebiet des Weltlichen und Politischen entschlägt, dagegen mittels der wohlerprobten kirchlichen Institutionen der National- oder Provinzialsynoden über das Wohl seiner Kirche wacht, das kirchliche Leben wach und rege erhält, und nicht in bureaukratischer Weise, die Döllinger sein Leben lang haßte, im Gespräche, auf der Tribüne und dem Lehrstuhle geißelte, meistern und reglementieren will. Dann bedarf man auch nicht der Jesuiten. Diese Auffassung, damals wohl noch nicht von der kampflustigen Gesinnung zur Zeit der „Kölner Wirren" durchdrungen, wird jeder Kirchenhistoriker teilen, der aus der Ge-

schichte der Kirche weiß, daß diese gerade zu der Zeit blühte, wann der kirchliche Geist sich in der angegebenen Weise äußerte, daß sie nur durch diese Mittel die schwersten Krisen überwand und daß, wenn die allzu große Zentralisierung am Einheitspunkte diese Institutionen lähmte, der Verfall der Kirche unaufhaltbar war. Die Vereinerleiung ist tödlich, die Einheit in der Mannigfaltigkeit Leben. Das ist der Charakter der alten, jenes der der mittelalterlichen Kirche mit ihren entsetzlichen Mißbräuchen und ihrer unglaublichen Verwilderung. Bei Döllinger ging diese Auffassung in Fleisch und Blut über, und je tiefer er in die Geschichte der Kirche eindrang, desto energischer gab er derselben Ausdruck. Über den Episkopat der damaligen Zeit wußte er sich aber in Übereinstimmung nicht nur mit Görres und Räß, sondern auch mit Möhler, der sogar die scharfe Äußerung that: „Unser Episkopat ist ein verkrüppeltes Ding, welches nicht mehr des Namens würdig ist, den es trägt".[6]) Und wenn Döllinger die Sehnsucht nach den Jesuiten zum Teil daraus entspringen läßt, daß die gelehrten Bildungsanstalten den religiös gesinnten und fühlenden Eltern nicht genügten, so wußte er das wohl aus seiner Umgebung. Bereits hatten die Jesuiten ihre Erziehungsanstalt in Freiburg in der Schweiz errichtet, und wandten sich ihr die Augen von allen Seiten, auch aus München, zu. Im Oktober 1829 belief sich die Zahl der Zöglinge auf 400 und waren noch mehr als 100 angemeldet. Daß aber gleichwohl Döllinger aus dieser Erscheinung nicht wie andere auf die Notwendigkeit der Wiedereinführung der Jesuiten schloß, das kam nicht daher, daß die Jesuitenschulen bei ihrer Aufhebung den Bedürfnissen nicht mehr entsprachen, sondern insbesondere aus der Gewißheit, daß die gelehrten Schulen des ganzen Landes nie ganz den Jesuiten ausgeliefert werden würden. Unter diesen Umständen war darum nur durch eine Besserung des gesamten bestehenden Erziehungswesens, nicht durch die eine oder andere

Niederlassung von Jesuiten zu helfen. Vielleicht hegte er auch Mißtrauen gegen die Befähigung der Jesuiten; es wurde wenigstens bald durch amtliche Wahrnehmungen rege. Endlich schien auch für die Wissenschaft von dem neuerstandenen Jesuitenorden nichts zu erwarten zu sein — wenigstens nach dem, was man bisher von ihm hörte. In all den Jahren, in denen es galt, gegenüber der immer mächtiger auftretenden und tonangebenden Philosophie und der protestantischen Litteratur für die katholische Religion und Kirche einzutreten, sie nach außen zu schützen und zu verteidigen, im Innern zu kräftigen und zu bauen, war von den Jesuiten nichts für alle diese Aufgaben geschehen. Einige wenige Gelehrte, einzig nur ihrer religiösen Überzeugung und ihrem inneren Drange folgend waren für die katholische Religion und Kirche eingetreten. Von Jahr zu Jahr mehrte sich ihre Zahl um den einen und den anderen, und schon durften sie mit Befriedigung auf ihr Werk zurückblicken: wenn auch noch immer befehdet und gedrückt, befand sich die Kirche doch bereits in einer verhältnismäßig besseren Lage; und auch die Theologie fing an, den Gegnern Achtung abzugewinnen. Die meist noch jungen Kräfte verhießen einen noch viel größeren theologischen und kirchlichen Aufschwung, wenn zumal von seiten des Episkopats ihre Bemühungen die rechte Unterstützung finden würden. Doch hieran gebrach es aus verschiedenen Gründen, — zu nicht geringem Schmerze all der Männer, deren Sinnen und Trachten, Mühen und Arbeiten ausschließlich dem Wohle ihrer Kirche gewidmet war, das aber ohne das episkopale Mitwirken die zu erwartenden Früchte nicht bringen konnte.

Neuntes Kapitel.

Kirchenpolitische Kämpfe im Jahre 1830. Verbindung mit Lamennais. Öffentliche Denunziation einer „Kongregation“ in München.

Die Jahre 1829 und 1830 waren in kircheupolitischer Beziehung außerordentlich wichtig. Die katholischen Iren hatten nach jahrhundertelanger Unterdrückung, namentlich unter O'Connells Führung, den Engländern die Emanzipation der katholischen Kirche und ihrer Anhänger im Jahre 1829 abgerungen, freilich nicht, ohne zuvor die feierlichsten Garantien gegeben zu haben, daß der Papst nach katholischem Glauben weder ein Absetzungsrecht der weltlichen Obrigkeit habe, noch daß er, da die Päpste dieses Recht in ihren Bullen und Konstitutionen beansprucht und auch thatsächlich geübt haben, unfehlbar sei. Belgien hatte, infolge der Revolution und Lostrennung von Holland, eine Konstitution erhalten (1830), welche der katholischen Kirche eine Freiheit und Unabhängigkeit vom Staate gewährte, wie vorher kaum jemand sie zu träumen wagte. Es waren die Grundsätze Lamennais', welche durch die belgischen Führer de Mérode, de Potter u. a. den Sieg errangen, und in Frankreich selbst schien trotz des Widerspruchs, den sie noch fanden, ihr Triumph nur eine Frage der Zeit zu sein.

Um so stärker mußte sich den deutschen Katholiken der Kontrast aufdrängen, als im Jahre 1830 die kirchenpolitischen Beschlüsse der Regierungen jener Länder, welche die oberrheinische Kirchenprovinz bilden, bekannt zu werden anfingen, und sich in ihnen ein System starken Mißtrauens gegen die Kirche aussprach. Nicht nur wurde, um einiges zu erwähnen, das Placet für römische Bullen, bischöfliche und kirchenbehördliche Verordnungen aufrecht erhalten, auch placetierte römische Bullen sollten „nur so lange gelten, als nicht im Staate durch neuere Verordnungen etwas anderes eingeführt wird.“ Provinzialsynoden können sich nur mit Genehmigung der Staaten, welche denselben Kommissarien beiordnen, vereinigen. Ebenso dürfen Diöcesansynoden nur mit Genehmigung des Landesherrn zusammenberufen und unter Beisein landesherrlicher Kommissarien gehalten werden; ihre Beschlüsse aber unterliegen der Staatsgenehmigung. Nur der Erzbischof und die Bistumsverweser stehen in allen kirchlichen Verwaltungsgegenständen in freier Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche; die übrigen Diöcesangeistlichen haben sich an den Erzbischof oder ihren Bischof zu wenden. Die Dekanate werden unter gemeinschaftlichem Einverständnisse der Regierungs- und bischöflichen Behörden besetzt. Jeder Staat wird für die zweckmäßige Bildung der Geistlichen sorgen durch Errichtung einer theologischen Lehranstalt an der Landesuniversität, oder sie aus dem allmeinen katholischen Kirchenfond unterstützen und an eine solche Fakultät schicken. Ins Priesterseminar werden nur solche Kandidaten (nach dem Universitätsstudium) aufgenommen, welche in einer durch die Staats- und bischöflichen Behörden gemeinschaftlich vorzunehmenden Prüfung gut bestanden. In jeder Diöcese ist jährlich eine von der weltlichen und kirchlichen Behörde gemeinschaftlich anzuordnende Konkurs-Prüfung. Die Pfarreien und sonstigen Pfründen werden in Klassen eingeteilt. Den Geistlichen, sowie den Weltlichen bleibt, wo

immer ein Mißbrauch der geistlichen Gewalt gegen sie stattfindet, der Rekurs an die Landesbehörde. Die Verwaltungsweise der für den bischöflichen Tisch, das Domkapitel und Seminar angewiesenen Dotationen wird jeder Staat nach seiner Verfassung und den hierüber bestehenden Vorschriften anordnen. Die Güter der katholischen Pfarrämter, wie alle allgemeinen und besonderen kirchlichen Fonds, werden unter Mitaufsicht des Bischofs in ihrer Vollständigkeit erhalten und können auf keine Weise zu anderen als katholischen Zwecken verwendet werden.[1])

Erstaunen und Entrüstung ging durch die katholischen Kreise, als der Großherzog Ludwig von Baden durch Erlaß vom 30. Januar 1830 diese Beschlüsse bekannt machte, in „der Überzeugung, hierdurch Unseren katholischen Unterthanen den sprechendsten Beweis Unserer landesväterlichen Fürsorge gegeben zu haben“. Auch in München machten sie sich in einem von Moy stammenden Artikel in Kerz' Intelligenzblatte Luft, um am Ende mit einer drohenden Warnung an die beteiligten Bischöfe zu schließen: Nicht Worte, kräftiges Handeln thue not. Zunächst sei es an den Bischöfen, ihre Stimmen zu erheben, damit sie keine Mietlinge seien. Zu fürchten haben sie nichts, weil überhaupt nichts zu fürchten und weil Hilfe früher, als sie vermuten, kommen werde. „Der römische Stuhl wird einen großen und mächtigen Monarchen zu finden wissen (den Kaiser von Österreich), der gewiß nicht zugeben wird, daß man mit öffentlicher Treue und den heiligsten, mit dem apostolischen Stuhle feierlichst abgeschlossenen Verträgen ein so unerhört schnödes Spiel sich erlaube. Es ist auch gar nicht in ihre Macht gegeben, ob sie handeln oder unthätig bleiben wollen, weil sie eben müssen, indem ihre Gegner sie in die glückliche Alternative gesetzt, entweder zu thun, was sie nicht lassen dürfen, oder an ihrem Gewissen sich zu versündigen und an ihren Schwüren eidbrüchig zu werden.... Wären die unmittelbar Beteiligten auch feige genug, sich dergleichen Ein-

griffe in ihre heiligsten Rechte gefallen zu lassen, die Unwürdigen würden gegen ihren Willen in die Reaktion hineingerissen; denn was sich hier in einem Winkel Deutschlands begeben, wird schnell durch Europa gehen; ein Schrei des Unwillens wird durch die ganze katholische Welt durchzucken; allerwärts wird man einsehen, wohin die Dinge getrieben werden sollen, und was eine Sache kleiner Ländergebiete scheint, wird bald zu einer europäischen Angelegenheit erwachsen sein. Alles also fordert die, so zum Handeln berufen sind, auf, handelnd einzuschreiten, und als Beispiel mag ihnen das kleine Belgien vorleuchten, wo unter weit bedenklicheren Umständen die Vertreter des Rechts und der Gerechtigkeit, indem sie seit Jahren unerschrocken auf der Bahn vorgeschritten, jenen glänzenden und entscheidenden Sieg erfochten haben. . . ."

Die Losung, es müsse „ein Schrei des Unwillens durch die ganze katholische Welt durchzucken", war nicht umsonst gegeben. Der Courrier de la Meuse brachte einen Artikel: „Unterjochung der katholischen Kirche in Deutschland", den die Aschaffenburger Katholische Kirchenzeitung und der Katholik in Mainz reproduzierten. Der Verfasser des Artikels im Intelligenzblatte aber, von Moy, nahm von dem Erlaß des Frankfurter Senats vom 2. März 1830, die katholische Kirche in Frankfurt betreffend, Anlaß zu einem Artikel im Mémorial catholique[2]), der in gleichem Sinne und Tone wie der im Intelligenzblatt gehalten war. Es ist auch der nämliche Gedankengang, und der Verfasser weiß ebenfalls von dem in Rom in Aussicht gestellten Schritt und kennt die im Intelligenzblatte bevorstehende Apostrophierung der Bischöfe. Potero flere, potero gemere sei alles, was die kirchlichen Autoritäten bis jetzt gethan haben, oder alles, wozu sie Kraft in sich zu fühlen scheinen. Es ist uns aber aus Rom gemeldet worden, daß man dort einen vollständigen Bruch mit den Regierungen befürchte, und daß der Papst sich an den Kaiser als den

Protektor des deutschen Bundes wenden werde; allein von da, sagt der Briefschreiber, sei nichts zu erwarten. Loin de nous en affliger, nous ne saurions nous empêcher de nous écrier: Quel bonheur que Rome soit obligé enfin de s'adresser aux peuples, et les peuples de recourir à Rome!

Potero flere, potero gemere — war in der That alles, wozu die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz sich aufraffen zu können schienen. Da trat endlich das ein, was die Artikel als unvermeidlich hingestellt hatten: Papst Pius VIII. sprach sich wirklich in einer Encyklika an die Bischöfe der Kirchenprovinz vom 30. Juni mißbilligend über ihre schwächliche Haltung aus, welche sie nicht einmal über den Stand der Dinge nach Rom habe berichten lassen. An der Sachlage änderte diese Encyklika indessen nichts. Die getadelten Bischöfe schrieben das Breve den zelotischen französisch-belgischen Einflüssen zu[3]), vermuteten, daß es gar nicht in Rom, sondern von Zeloten in Deutschland fabriziert worden und wegen der ihnen gesetzten Aufgabe, die Regierungen zur Revokation ihrer Verordnungen zu bewegen, auf weitere Aussichten berechnet sei, und mahnten daher ihre Regierungen selbst, sie möchten sich vorsehen. Ja, da sie, wie Bischof Burg von Mainz, meinten, daß durch den Gesamterlaß der Regierungen „der Kirche ihre Autonomie nicht genommen, ja, nicht einmal angefochten, sondern daß ihr vielmehr Schutz dafür zugesichert sei“, so fügten sie sich bereitwillig unter die Anordnungen des Erlasses.

Nur um so gespannter richteten die hitzigeren katholischen Kreise in Deutschland ihre Aufmerksamkeit auf Belgien, wo man eifrig an der Einrichtung der Kirche auf Grund der Konstitution arbeitete, und auf Paris, das immer mehr der Mittelpunkt der katholischen Bewegung in allen Ländern zu werden schien. Und da Rom bis daher alle Schritte Lamennais, „des genialsten Vertreters nicht nur der Sache des Glaubens, sondern auch der strengsten römischen Grundsätze“,

„damals des berühmtesten und verehrtesten französischen Priesters“, gebilligt, ja, gesegnet hatte, so schien es korrekt zu sein, wenn man sich diesem Mittelpunkt der Bewegung anschloß, die von ihm ausgehenden Ideen mehr oder weniger zu den seinigen machte. Ein Brief Möhlers zeigt Döllinger mit der Redaktion des Mémorial catholique in Verbindung und beauftragt, die Tübinger zu einem Tauschgeschäft mit derselben zu bestimmen. Als dann Lamennais an Stelle des Mémorial den Avenir (seit 16. Oktober 1830) treten ließ, veröffentlichte Kerz' Intelligenzblatt sofort den Prospekt des neuen Blattes mit dem Motto: Dieu et liberté und nannte ihn „in mancher Beziehung sehr lesenswert“. Franz von Baader aber, dem ersten Philosophen Deutschlands, wie sie ihn nannten, schickten die Redakteure täglich ihr Blatt, und er selbst meinte, er werde wohl zu einer Besprechung mit ihnen nach Paris reisen müssen. Und nach sechsmonatlichem Bestand ihrer Agence générale pour la défense de la liberté religieuse, einer Zentralleitung der religiösen Bewegung nicht bloß für Frankreich, sondern für alle von Katholiken bewohnten Länder, hieß es in ihrem Rechenschaftsbericht: „Jeden Tag vervielfältigen sich unsere Verbindungen mit dem katholischen Deutschland, besonders mit Bayern, wo bekanntlich das Zentrum der katholischen Bewegung ist, und unsere Anstrengungen mit ausgezeichnetem Wohlwollen beurteilt und aufgenommen werden.“ Dem Beispiel der Lehrer folgten die Schüler, die am 24. März 1831 in einer Adresse aus dem Freisinger Klerikalseminar Lamennais „für das Glück und die Ermutigung, welche sie ihm verdanken“, ihren Dank aussprachen.[4]) Endlich ging Lamennais noch mit einem Oeuvre des études allemandes um, welches den Zweck haben sollte, junge Schriftsteller nach München zu schicken, um zu den Füßen eines Görres und Baader Philosophie zu hören und sich zum Kampfe besser vorzubereiten.

In Bayern betrachtete man aber dieses Thun und Treiben mit den mißgünstigsten Augen, und war Hormayr mit seinen Trabanten bereits an der Arbeit, jede Spur aufzufinden, welche von der nach seiner Behauptung in Bayern bestehenden „Kongregation" nach Frankreich wies. Emsiger als je wob er an dem Netze, in welchem er sie zu fangen hoffte. Man sprach zwar seit Anfang des Jahres von dem „Mißkredit von Hormayr", auch verbreitete sich seit Februar 1830 die Nachricht von „Hormayrs Fall, teils durch seine eigene Tollkühnheit hervorgebracht", so daß Görres meinte, „es höre manche Gaukelei auf".[5]) Aber der Jubel war verfrüht. Gar viele dachten noch wie Graf Friedrich Fugger: „Ganz möchte ich dem Manne niemals trauen, aber es wäre doch auch schade, wenn ihn der König so ganz und gar auf die Seite setzte", da er, wenn man auch seiner „Eitelkeit einen kleinen Stoß gönnte", noch immer dazu notwendig zu sein schien, „über das Treiben der frommen Societät dem Könige wohlthätige Aufschlüsse zu geben". Galt doch allgemein die Anschauung, daß König Ludwig, „jener hochherzige Fürst, ... sich laut gegen Obskurantismus und Jesuitismus erklärte und zur linken Seite in seinem Staate bekannte".

Solcher Obskuranten und Jesuiten gab es damals aber gar viele. Sie lauerten auf allen Gebieten auf eine passende Gelegenheit, um ihre „lichtscheuen Pläne" durchzusetzen. Auf dem der Schule Thiersch, in der protestantischen Kirche das Oberkonsistorium mit seinem Präsidenten Roth, welche im Schoße derselben „ein neues Papsttum gestalten", aus ihr eine „neupäpstliche Kirche" machen möchten. Doch die weitaus größere Gefahr drohte aus dem Schoße der katholischen Kirche. Anfangs des Jahres hieß es schon: man gehe damit um, auch in München Jesuiten aus Freiburg in der Schweiz einzuführen; „es sollten aber diese fürs erste keine Jesuiten sein, sondern den inoffensiven Namen Augustiner führen". Der

Jude Saphir wollte die Vermummten, wie er in seinem „Bazar“ behauptete, gar schon gesehen haben. Doch zum Glück hatte man damals noch den Trost, „ein untrügliches Gegengift gegen alle diese lichtscheuen Maulwurfskünste“ zu besitzen „in dem scharfen Blick und in dem kraftvollen Willen des Königs Ludwig, der aller Heuchelei, aller Wohldienerei ebenso fremd und feind ist, wie aller fremden Unterjochung...“ Bald wieder „bemerkte man seit einiger Zeit in München mehrere Fremde in einfacher Weltpriestertracht, und nach den Berichten Reisender sah man deren ebenso von Zeit zu Zeit in mehreren Provinzstädten von der Grenze Österreichs her unter dem Namen: Redemptoristen. Ein Gerücht sagte noch, daß solche von einer sehr hohen Person mit Empfehlungen und Unterstützungen versehen seien, und Anstellung suchen sollen, was jedoch als unverbürgt auf sich beruhen möge. Im übrigen,“ schreibt der Korrespondent weiter, „hatte ich Gelegenheit, das Treiben eines solchen hier näher zu beobachten, und kann dem Anscheine nach darin nur Vorläufer der Jesuiten erkennen, die, das Terrain zu untersuchen, kommen.“ [6]) Seine Gespräche seien ganz jesuitisch gewesen.

Man mochte solche Mitteilungen mehr für harmlose Scherze betrachten, und offenbar war man in Würzburg auch noch nicht auf der rechten Spur. Sie kannte man nur erst in München. Bald jedoch drängte es die Kenner des Geheimnisses, dieses aufzudecken, um „die Pläne aus der Finsternis“ zu vernichten. In französischen Blättern tauchten die ersten Offenbarungen auf, bis es endlich in einem Artikel des Journal des Débats vom 20. März zum Lobe König Ludwigs und seiner Kunstschöpfungen, ganz wie im Briefe Zedlitz’, hieß: „Wir unternehmen nicht die Widerlegung des lächerlichen Geschwätzes, welches die rückwärtsschreitende Kongregation von München gegen den König und seinen aufgeklärten Minister des Innern [Schenk] zu erheben versuchte.

Diejenigen, welche den gegenwärtigen Zustand Bayerns auch nur etwas kennen, wissen nur zu gut, daß, wenn die hellen Ideen des Königs und seine vorhabenden Umgestaltungen Hindernissen begegnen, diese gerade in jener Partei liegen, unter deren Einfluß er stehen soll, wie behauptet wird. Die Gesetze, welche der König der letzten Ständeversammlung vorschlug, hätten Frankreich das falsche jener Gerüchte erkennen lassen sollen, welche dem König und seinen Ministern verfinsternde Absichten beilegen. Wir haben Grund zu glauben, daß allein der Ehrgeiz, in seinen Hoffnungen getäuscht, sich dieses offenbaren bösen Willens schuldig machte. Es wird aber damit nichts weiter bewirkt werden, als Verachtung, die der König allen diesen unmächtigen Versuchen entgegengesetzt.“

Doch vorläufig konnte man über diese Enthüllung, welche wegen der Genauigkeit in den Angaben über die Kunstpläne des Königs offenbar aus seiner Umgebung stammen mußte, hinwegsehen, da sie sogar den Herausgeber des „Bayerischen Volksblattes“ in Harnisch brachte und zu einer scharfen Zurechtweisung des Verfassers, der „weder ein Franzose noch — ein Bayer ist“, herausforderte. Denn auch in Würzburg konnte man Äußerungen nicht ertragen, wie folgende: „Der König zeigt sich frei und gerecht, weder seine Zu- noch seine Abneigungen verbergend; er ließ seinem Volke alle Freiheit, ihn selbst zu beurteilen, und beurteilte dieses seinerseits sehr richtig, d e s s e n E i n s i c h t e n u n d K e n n t n i s s e i m a l l g e m e i n e n s e i n e m E h r g e f ü h l , s e i n e m M u t u n d s e i n e r T r e u e , w o d u r c h d i e B a y e r n z u a l l e n Z e i t e n s i c h a u s z e i c h n e t e n , n i c h t g l e i c h k o m m e n. Der König war demnach darauf bedacht, seinen Unterthanen Geschmack an den Künsten beizubringen, und bei dem g ä n z l i c h e n M a n g e l a n t a l e n t v o l l e n E i n g e b o r n e n, rief er ausländische Talente zu Hilfe, in seinen erhabenen Bestrebungen.“ Man erkennt auch den Mann, den das „Bayer. Volksblatt“ als den Verfasser des Ar-

tikels betrachtet, wenn es ihn „auch einer Partei angehören" läßt, „und zwar derjenigen, die sich in die Gunst des Monarchen zu zaubern sucht, indem sie seiner vorherrschenden Neigung zu den schönen Künsten abgöttisch huldigt und schuldbewußt zagt, einen Besitz zu verscherzen, auf den sie eifersüchtig zu sein allerdings Ursache genug hat. Wenn diese Partei — vielleicht besteht sie nur aus wenigen Personen mit einem langen Troß — den König mit den Reizen des Kunstsinns zu umstricken wähnt, warum will sie ihm seine Bayern verdächtig machen, warum den Kindern das Herz des Vaters entfremden? — Glaubt der Fremdling fester zu stehen, wenn er den Sohn des Hauses mit dem Schlangengift der Verleumdung befleckt? — Schändliches, aber auch vergebliches Bemühen! — Schändlich bliebe es, in öffenliche Blätter eines fremden, achtbaren Volkes Verirrungen zu verbreiten, wenn sich deren vielleicht auch einzelne schuldig gemacht hätten; aber noch ungleich verworfener ist es, die allgemeine öffentliche Meinung mit solchen Beschuldigungen zu brandmarken." „Was aber ... von den Umtrieben lichtscheuer Parteien, angenommen, daß letztere auch wirklich stattgefunden, in diesem Artikel gesagt ist, so wird jede Erwiderung darauf durch die einzige thatsächliche Bemerkung entübrigt, daß in Bayern die vollkommenste Preßfreiheit, dieses untrügliche Gegengift für alle bösen Machinationen, herrscht, von dem Könige restauriert und gegen männiglich kräftig geschützt wird."[7])

Doch man fuhr in dem alten Liede fort, und die Beengung der Beschuldigten muß groß gewesen sein, da einer derselben, der Rektor der Universität, Ringseis, am Stiftungsfeste der Universität (Juni 26.) seine Rektoratsrede, eine Philippika gegen den Rationalismus, mit den Worten zu schließen für notwendig fand: „Es ist traurige Verblendung einzelner Wohlmeinender, hochmütige Dummheit Übelgesinnter, über den sogenannten Parteien stehen zu wollen, wo beide,

wie Glaube und Unglaube, wie Christus und Satanas gegenüber stehen. Es ist sträfliche Schwäche und Sorglosigkeit, die fressende Gangräne, statt sie auszuschneiden, mit einem gelinden Pflaster zuzudecken. Es ist schimpfliche Feigheit, im Kampfe aus Furcht vor Schmähungen zu erlahmen. Man muß Gut, Blut und Ehre einsetzen für das Rechte: wer darf eine Linie weichen aus Furcht der Beschuldigung von Mystizismus, Jesuitismus und Kongregationalismus? Diese Benennungen, noch täglich den ehrenhaftesten Männern (aller Konfessionen) zugerufen von intellektuellen und moralischen Invaliden, von nichtswürdigen Heuchlern, von ehr- und namenlosem Pöbel, diese Benennungen sind dadurch, wo sie es nicht waren, in hohem Grade ehrenhaft geworden. Doch wohl uns, auf unserer Ludovico-Maximilianea hat diese Pest noch keine Wurzeln fassen können und wird, wir hoffen es zu Gott, sie nimmermehr fassen. Dank, dreimal Dank, dem hochgesinnten Könige, der in dem Geiste des großen frommen Stifters Religion zur Grundlage der Regierung machte; Dank seinem weisen Ministerium, dem kräftigen Vollstrecker eines kräftigen Willens ..." [8])

Dieser Angriff, von der ersten Lehrkanzel des Landes und in Gegenwart des Ministers des Innern ausgeführt, mußte zurückgeschlagen werden. Es geschah außerordentlich rasch. Schon am 5. August brachten die Leipziger „Blätter für litter. Unterhaltung" einen bis zum 8. August fortgesetzten Artikel „Über das öffentliche Leben in Bayern. Eine Rhapsodie"; er sollte das Treiben der „Kongregation" aufdecken und ihr den Todesstoß versetzen. Von dem politischen Leben ausgehend, heißt es bereits: „In der neueren Zeit (unter König Ludwig) wird unsere politische Luft von den Schwingen des Zeitgeistes zwar merklich, unter Begünstigung von oben, in Bewegung gesetzt; indessen wirbelt zugleich ein schwarzer, supernaturalistischer Staub auf uns zu, den die Freunde des

Aufhaltens und des Rückschreitens mit breiten Hufen aufgestampft haben." Doch da „sich kaum eine englische oder französische Politik offenbart; wie sollte eine bayerische sich bemerkbar machen?" Mehr sei schon von dem litterarischen Leben zu sagen, „wenn auch — man muß die Wahrheit bekennnen — nicht immer Erfreuliches; doch ist dabei der Trost nicht ausgeschlossen, daß Verkehrtes früher oder später, bei der sichtbaren Richtung zum Bessern im hohen Sinn des Königs, werde verdrängt werden." Und nach einigen Bemerkungen über die bayerische Journalistik, den Kampf Görres mit dem „Inland" wegen Fr. Schlegels und Ad. Müllers und über „die Verfechter der Gemeinheit und frömmelnden Dummheit, welche, wenn es zum Treffen kommen soll, sich auf ein Terrain stellen, das sie durch aufgewühlten Kot unzugänglich gemacht haben, wo allerdings kein Mann von Bildung Gelüst tragen wird, ihre Positionen einzunehmen" — wird „eine freudige Erscheinung in der Journallitteratur", der von Julius Stahl redigierte „Thron- und Volksfreund" gepriesen. Freilich habe die „Eos" behauptet, daß derselbe gleich nach den ersten drei Nummern ins Stocken geraten sei, weil es ihm an Material und Mitarbeitern gefehlt. Das könne aber nicht ernst gemeint sein bei den zahlreichen Materien, welche im bayerischen Staatsleben zu untersuchen seien. Und nun folgt die Anklage, welche gegen die „Kongregation" erhoben wird. „Und wäre es an den erwähnten Gegenständen noch nicht geuug; ist es klug, zeigt es von Einsicht und Energie, wenn man schweigend mit ansieht, daß die Anmaßung der Frömmler, die Hinterlist der Heuchler in öffentlichen Blättern die Verfassung und den liberalen Geist der Regierung des Widerspruchs mit der Religion anklagen? Erregt nicht ihre Kühnheit bei den Angriffen auf das Ehrwürdigste im Staate den Verdacht, als fänden die finstern Plane der Kongregation Begünstigung bei Männern auf hoher Stufe? Ist hier nicht

hinreichender Anlaß, ja unabweisliche Aufforderung, der Welt durch die That zu beweisen, daß die Regierung den hellen Tag will und nicht gesonnen ist, den im 19. Jahrhundert einzig möglichen Ruhm der Erleuchtung gegen die Nebelgebilde des Aberglaubens zu vertauschen? Thut es doch not, die aufgereizten Gemüter durch eine offene und laute Erklärung über die Furcht zu beruhigen, daß die Überreste jener Zeit, wo die Jesuiten Bayern regierten, wo ein Pater Frank und ein Lippert Bayerns Zerstückelung unterzeichnen ließen, im 19. Jahrhundert restauriert werden könnten, wenn die Verwaltung die Augen nicht aufschlägt und nicht sehen will, wie viel Material die Baumeister des neuen Jerusalem bereits herbeigekarrt haben! Zu einer solchen Lossagung findet sich ein neuer Anlaß, der ohne Zweifel öffentlich zur Sprache gebracht werden soll. — Nachdem die Freunde jesuitischen Ruhmes seit einiger Zeit mehr als einen Sieg erfochten zu haben und in der Religiosität des Königs eines letzten Stützpunktes gewiß zu sein, im leise schleichenden Vertrauen versicherten, trat ihre Anmaßung unlängst lauter und deutlicher hervor“ — in der Festrede des Dr. Ringseis bei der Stiftungsfeier der Universität, welche in tendenziös entstellter Weise wiedergegeben wird, um den Redner mit einem ganzen Wildstrom von Beschimpfungen zu übergießen.

Doch „nicht des Hrn. Ringseis wegen,“ heißt es im Schlußartikel, „sondern für höheres Interesse wird hier von den Umtrieben der Verfinsterer gesprochen. Es ist nötig, bei jeder Kundmachung der Thätigkeit frömmelnder Feinde des Lichts die öffentliche Aufmerksamkeit wach zu erhalten; denn eben diese Feinde suchen, durch den süßlichen Vorwand, als bestände keine Kongregation, dem Fürsten und dem aufgeklärten Teil des Publikums jede kräftige Maßregel gegen die Anmaßung der Sektirer als unnötig vorzustellen und den Eifer gegen die Jesuiten als Gespensterseherei verdächtig zu

machen. Wären daher diese Menschen konsequent, so müßten sie die Bekenntnisse der Hrn. Ringseis, wie einst jene des Abbé Fraissinous als *übereilt* anerkennen.

„Die Sage: ‚es *gäbe keine Kongregation*,‘ hat selbst einige wohlwollende Staatsmänner eingeschläfert; darum ist es nicht unzweckmäßig, auf das Schwankende und Sophistische derselben hinzuweisen.

„Die Mitglieder der Gesellschaft, die in Bayern der Jesuiten alte Arbeit wieder aufnehmen, sind freilich in keinem Staatshandbuche als Kongregationisten aufgeführt; sie tragen nicht das Kleid der Schüler des Ignaz von Loyola, haben noch keine Klöster, keine avouierte Oberhäupter. Ist es aber darum weniger gewiß, daß bei uns eine durch jesuitische Grundsätze engverbundene geheime Gesellschaft mit den französischen Kongregationisten in Verkehr und Briefwechsel steht, und daß sie als eine überall vorhandene und nirgends zu findende Partei sich zur Aufgabe gemacht, den durch den König beschützten Geist des Aufstrebens in die Tiefe des blinden Glaubens zurückzuführen? Ist es zu leugnen, daß Männer aus ihren Reihen mit französischen Jesuiten Konventikeln gehalten und Verabredung getroffen, wie auch Bayern an den Wohlthaten Teil nehmen möge, welche die Partei der Ultramontanen den Franzosen bereitet? Ist es nur Erfindung oder Verleumdung, daß eine organisierte Korrespondenz zwischen Paris, München und dem Osten über Offenbach geführt wird? Glauben die Finsterlinge, wenn ihre Korrespondenz verunglückten Diplomaten anvertraut ist, sie können ewig so geheim gehalten werden, daß einem Profanen oder falschen Bruder die Herzensergießungen der Herren B(*aader*), D(*öllinger*), E(*ckstein*), F(*lad*), G(*örres*), H(*auber*), O(*berkamp*), P(*feilschifter*), R(*ingseis*), S(*eyfried*) und Konsorten, niemals schwarz auf weiß zu Augen kommen dürfen? Ist es doch kaum nötig, geheime Schriften dem Publikum vorzulegen, da in Druck-

schriften Beweise genug zu finden sind! Soll man die genaue Übereinstimmung des ‚Catholique' [Ecksteins], der ‚Eos' und des (Gottlob!) verschollenen Offenbacher ‚Staatsmannes' [Pfeilschifters] für bloßes Werk des Zufalls halten, während jedem unbefangenen Leser auffällt, wie diese drei geweihten Blätter in Lehre, in Verfolgung der Männer des Jahrhunderts und in zärtlicher Freundschaft für die Finsterlinge durchaus gleichen Schritt halten? Soll man nicht an das Dasein einer Partei glauben, während in der ‚Eos' die wütendste Parteisprache geführt wird ..., wie sie nur eine schon zur konsolidierten Macht gediehene Sekte sich ungestraft erlauben wird? ... Sind nicht Männer, welche Unabhängigkeit des Geistes bewährt [Dr. Lindner, v. Hormayr, Heine u. a.] und durch ausgezeichnete Talente die Achtung des Publikums sich erworben hatten, von den Brüdern der Finsternis auf eine so heimtückische als dumme und pöbelhafte Weise angefeindet und mit Kot beworfen worden, bloß weil sie gewagt hatten, den Schleier zu lüften, hinter welchem die auferstandenen Jesuiten sicher versteckt zu sein sich schmeichelten?

„Weiß nicht jeder Beamte in Bayern, wie oft es nötig wird, bei Ausführung liberaler Anordnungen der Regierung mit einer scheinheiligen Opposition eines überall gegenwärtigen, aber geheimen comité directeur zu kämpfen? Scheint nicht der Geist unserer Duldung und Licht schützenden Regierung bisweilen wie von unbekannter Hand gelähmt und vor dem Schreckbilde, das die Aufklärung als der Religion gefährlich darstellt, furchtsam zurückzuweichen? Beleidigen nicht allgemein anerkannte Prediger des Obskurantismus und sogar öffentlich allen Anstand durch frechen Trotz, selbst hohen Staatsbeamten gegenüber?" — wie Görres, der bei dem Gastmahle der Universitätsmitglieder allein sitzen geblieben,[9]) als der Minister des Innern einen Toast ausbrachte: „Auf die Eintracht sämtlicher hier in würdigen Repräsentanten vereinigten

christlichen Kirchen in Bayern.“ — Nein! „Das Dasein einer Autorität der Finsternis liegt so unverhüllt am Tage, daß man die Augen absichtlich verschließen oder gleichgiltig gegen die Wohlthaten des Lichts sein muß, wenn man die Notwendigkeit nicht anerkennt, die losgelassenen Dämonen des Obskurantismus wieder in Fesseln zu legen.“ Und diesen „Dämonen der Finsternis“, diesen Jesuiten, heißt es in einer anderen Nummer (232), habe sogar Thiersch Beistand geleistet! —

Es war damit nicht bloß eine ganze Zahl von Männern für die Presse für vogelfrei erklärt, man wußte nunmehr auch, woher alles Unheil in Bayern komme. Nicht der „freisinnige“ Minister v. Schenk, nicht die erleuchtete bayerische Regierung überhaupt ist ferner anzuklagen, wenn die Freiheit beschränkt, der Fortschritt gehemmt wird, die Schuld daran trägt allein die „Autorität der Finsternis“, die „Kongregation“. Als daher kurz nachher Grosses „Bayerische Blätter“ sistiert wurden, hieß es sogleich im „Hesperus“: Die bayerische „Kongregation“ ist jetzt organisiert, in fest geschlossenen Reihen wird sie den Kampf beginnen, und zwar zunächst gegen die Preßfreiheit. Das Würzburger „Bayerische Volksblatt“ aber brachte mehrere Artikel mit der Überschrift: „Verfassungswidrige Sistierung der weiteren Herausgabe der bayerischen Blätter. Höchst wahrscheinlich ein Werk der Kongregation in Bayern“, und suchte durch neue angebliche Thatsachen die Existenz der „Kongregation“ zu erweisen, u. a. auch durch den Hinweis darauf, daß die ersten Begründer des katholischen Büchervereins (darunter Döllinger und Görres) „meistens der Kongregation angehören sollen“, und durch die Mitteilung: „Noch kurz vor den verhängnisvollen Tagen des Julius soll sich ein thätiges Glied der französischen Kongregation in München eingefunden haben“ — wahrscheinlich Martin de Noirlieu, Unterlehrer des königlichen Prinzen duc de Bordeaux, der nach einem Briefe Liebermanns an

Görres (1830, Juni 14.) im Begriff war, von Straßburg nach München abzureisen, um sich da einige Tage aufzuhalten und Görres Bekanntschaft zu machen.[10])

Döllinger scheint sich indessen zu der öffentlichen Brandmarkung als Mitglied der „Kongregation" passiv verhalten zu haben. Die Artikel der „Eos", welche im August gegen die Leipziger „Blätter für literarische Unterhaltung" erschienen, tragen wenigstens mehr das Gepräge des Görresschen Geistes. In ihnen wird rundweg nach einer ausführlichen Mitteilung der Denunziation von der Staatsregierung eine genaue Untersuchung auf gesetzlichem Wege gefordert. „Wir glauben, das erste Recht, was jeder Bayer habe, sei das auf die verfassungsmäßige Freiheit des Glaubens und der Äußerung für jede Gesinnung, für den alten Glauben, wie für die neue Zeitmeinung, sowie vor allem auf den Schutz der Gesetze gegen freche, straßenräuberische Anfälle und verleumderische Beschuldigungen. Wir glauben, daß, nachdem in dem fraglichen Aufsatze in den Brockhausischen Blättern ... vor ganz Deutschland die förmliche Denunziation stattgehabt hat des wirklichen Bestehens einer, durch die bayerischen Staatsgesetze verbotenen geheimen Gesellschaft, deren Mitglieder, die er zum Teil mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnet, der Denunziant zu kennen vorgibt, und die, insoferne Staatsdiener unter ihnen wären, dadurch auch der Verletzung ihres Diensteides schuldig sein würden, ... und nachdem hiermit eine Anklage auf mehrfache Verbrechen, ja, auf eine Art Hochverrat vorliegen dürfte, die königliche Staatsregierung unstreitig die Aufforderung und Bestimmung finden muß, eine genaue Untersuchung auf dem gesetzlichen Wege eintreten und den Denunzianten zur Begründung seiner Anschuldigungen und Beibringung der erforderlichen Beweise auffordern und anhalten zu lassen, damit eine endliche Entscheidung und angemessene Bestrafung des einen oder anderen, als schuldig sich ergebenden

Teiles erfolge, und die fortgehende seitherige Beunruhigung und Aufregung endlich einmal ein Ziel finde. Wir sehen einer solchen, von der Gerechtigkeit geforderten, allerhöchsten Verfügung vertrauensvoll entgegen."

Der Verfasser des Artikels deutet aber auch auf den Verfasser der „Rhapsodie" und seinen Inspirator hin: „Sollte aber auch dem Rechte nicht seine gesetzliche Wirksamkeit zu teil werden, der Denunziant nicht mit den rechtlichen Beweisen hervortreten, vielmehr einen schmählichen Namen im straflosen Dunkel verbergen, so hat er sich doch wenigstens selbst vor jedem Ehrenmann als ehrloser Angeber, Lügner und Verleumder bezeichnet. Auch charakterisiert er sich schon hinlänglich durch das schamlose Geständnis des Ausspähens von angeblichen Privatkorrespondenzen. Hiernach möchte man in demselben zwar keinen ‚verunglückten Diplomaten', wohl aber einen verunglückten diplomatischen Spion erkennen, der im Aufspüren und Mißbrauchen fremder Privatpapiere schon geübt ist und es nun sogar noch weiter, nicht blos zum Finden, sondern selbst zum Erfinden von solchen Papieren gebracht hat (Dr. Lindner). Da indes solche Spürhunde ihrer Natur nach immer irgend wozu und irgend wem dienen, apportieren und rapportieren, bellen und beißen müssen, besonders wo ihnen irgend eine religiöse Witterung in die Nase kommt, wie der berühmte Hund Stallmeister in Tiecks Zerbino, der es auch nach seiner Standeserhöhung nicht lassen konnte, wenn er sich rechauffiert hatte, nach Hundeart die Zunge aus dem Halse heraushängen zu lassen; so möchte man vermuten, unser Stallmeister II. sei etwa im Dienste bei einem verunglückten Historikus (v. Hormayr), der die Geschichte nicht bloß schreiben, sondern auch machen will und darum solcher dienstbaren Hundetalente bedarf, mit deren Hilfe er dann wohl die Geschichte in eigenen geheimen An- und Absichten zu bearbeiten gedenkt, wo er nur Gefahr läuft, bei der Behandlung derselben aus

allzu verschiedenartigen, entgegengesetzten Standpunkten am Ende selbst mit der ersten historischen Bedingung, der Glaubwürdigkeit bei Mit- und Nachwelt, auch allen und jeden Standpunkt zu verlieren und im Leeren und Nichtigen allein, von allen Winden stürmisch bewegt, sich umher zu treiben, jenen Verdammten Dantes gleich, die der Himmel ausgestoßen und die Hölle nicht aufnehmen mag. . . . Wir fordern für uns und unsere Gesinnung nichts, als was jedem zusteht und alle genießen, die freie Äußerung innerhalb der Schranken des Gesetzes und Anstandes, ohne persönliche Anfeindung und Verfolgung. Und wenn letztere ein Zeichen der schlechten Sache sind, so können wir dem Urteile jedes Unbefangenen und Unparteiischen überlassen, auf welcher Seite sie gefunden werden muß. So schließen wir denn in Beziehung auf jenes unselige, nie ruhende Treiben des Hasses und der Anfeindung mit den herrlichen Worten im 7. Gesang von Dantes Hölle:

Mein Meister sprach: Sohn, sieh in dieser Pein
Die Seelen derer, die der Zorn bezwungen.
Auch unterm Wasser müssen viele sein,
Und wenn ein Seufzer ihnen sich entrungen,
Dann steigen Blasen auf von ihrer Not,
Drum sieh von Kreisen diese Flut durchschwungen,
Und immer rufen sie, versenkt in Koth:
Wir waren elend einst im Sonnenschimmer
Und hegten Groll und Tücke bis zum Tod,
Und elend sind wir nun im Schlamm noch immer.“

Das war keine „Verteidigung in allgemeinen Schmähungen auf die Preßfreiheit“, wie das „Bayerische Volksblatt“ meinte, im Gegenteil eine sehr nachdrückliche Forderung, die erhobenen Anklagen zu beweisen. Aber in Würzburg wußte man auch nicht alles, und so begegnete es dem „Volksblatt“, in seiner Unkenntnis des Sitzes und Zweckes der Intrigue, selbst ein Werkzeug derselben zu werden, bis es endlich um ein Jahr

später erkannte, wer der eigentliche „Direkteur“ gewesen und die ganze Verwirrung in den Jahren 1830/31 in Bayern hervorgerufen hat. Es hat dann selbst nicht ohne Abscheu von dem „schuldbeladenen Mann“ berichtet, „daß selbst Herr von Schenk, der in Hormayrs Almanachen glänzte und von ihm so sehr umflattert wurde, in öffentlichen Gesellschaften mit mehr als Indignation von Hormayrs Falschheit gesprochen, Herr von Schenk, von dem Hormayr ausgeschrieen, daß, wenn Priester etwas von ihm zu erlangen wünschten, sie ihn im Weigerungsfalle nur mit einer Teufelserscheinung bedrohen durften.“ [11])

Zehntes Kapitel.

Reise. Universitätsverhältnisse. Handbuch der theologischen Litteratur. Neue Beteiligung an der „Eos". Die Frage der gemischten Ehen. Die „Kongregation" vor der II. Kammer.

Die Denunziation, daß er ein Kongregationist sei, scheint Döllinger nicht besonders gedrückt zu haben. In den Herbstferien ist er auf Reisen und berührt nach dem Briefe einer Verwandten, welche einige Monate später ihm ihre Vermählung anzeigte, auch Aschaffenburg. Wohin sonst das Ziel der Reise ging, ist unbekannt. Frisch ging er nach der Rückkehr wieder an die gewohnte Arbeit, ohne zu ahnen, daß bereits in wenigen Wochen schwere Gefahren die Universität bedrohen sollten.

Die theologische Fakultät zählte mehr als 600 Studierende, und Döllinger hatte nach der amtlichen Schließung der Listen 656 inskribierte Zuhörer, natürlich nicht lauter gute Köpfe, durch Fleiß und gute Sitte hervorragende Schüler. Die Akten der Fakultät selbst bezeugen, daß ziemlich viel faule Ware darunter war, und wenn der scharfe Ausfall auf die Zustände unter den Theologie-Studierenden im Schematismus für die München-Freisinger Geistlichkeit auf 1830, welcher Rektorat und (innere) Fakultät beunruhigte, auch übertrieben

ist, als ganz unzutreffend kann er nicht bezeichnet werden. Die (innere) Fakultät war auch zu nachsichtig und stellte manchmal ganz unwürdigen Studierenden Empfehlungen aus, worüber Döllinger in die größte Entrüstung geraten konnte, so daß er einmal, am 20. Dezember 1829, in einem Zirkular schrieb: „Kandidat . . . hat wieder, wie gewöhnlich, aus Dogmatik, Kirchenrecht und Kirchengeschichte kein Examen gemacht, wie die beiliegende Notenliste ausweiset. Wenn ein Kandidat dergestalt faktisch das Bekenntnis ablegt, daß er drei der wichtigsten theologischen Fächer nicht studiert habe, und dann dennoch von der Fakultät empfohlen wird, so wäre ich begierig, den Maßstab kennen zu lernen, nach welchem meine verehrten Herren Kollegen die Würdigkeit solcher Subjekte messen. Da ich von der Verantwortlichkeit, welcher sich in solchen Fällen der Empfehlende unterzieht, eigne Begriffe habe, und meine Ansichten hierüber von denen der übrigen Herren Kollegen so sehr zu divergieren scheinen, so muß ich den Herrn Dekan bitten, daß er in seinem Berichte an das erzbischöfliche Ordinariat in diesem Falle, wie in künftigen ähnlichen, mein abweichendes Votum ausdrücklich bemerken möge. Sollte dies nicht angehen, so will ich mich lieber in der Folge alles Stimmens enthalten.“

Dennoch herrschte unter einem Teile der Theologie-Studierenden eine große wissenschaftliche Regsamkeit, auch außer der Schule. Denn schon ehe man, besonders auf Betreiben des späteren Professors der Philosophie Beckers, seit 1829 die Studentenschaft in einer großen Gesellschaft „Aula“ zusammenzufassen bestrebt war,[1]) hatte sich ein „theologisches Kränzchen“ gebildet, das sich zwar der „Aula“ eingliederte, diese aber nach ihrem raschen Ende als „theologischer Verein“ überdauerte. „Das junge Leben war zu sehr schon sich seiner selbst bewußt, als daß es sich gleichgiltig hätte aufgeben können. Die Glieder schlossen sich nur umso inniger einander

an." Der Zweck des an hundert Mitglieder zählenden Vereins war: „Gegenseitige Verständigung über die Wahrheiten der katholischen Theologie durch Konversation, Disputation und eigene Abhandlung." Eine Vereinsbibliothek befriedigte die litterarischen Bedürfnisse, und ein Wochenblatt brachte die vom Zensurkomitee des Vereins beurteilten und zur Aufnahme geeignet befundenen Reden, Gedichte und Aufsätze jeder Art. An den wohlvorbereiteten Disputationen, für die jederzeit schon vorher die Unterstützung der Professoren angerufen wurde, beteiligten sich aber nicht bloß die Mitglieder des Vereins, sondern gewöhnlich auch mehrere Professoren der theologischen und der übrigen Fakultäten, sowie andere Gelehrte.[2]) Döllinger besuchte zwar, entweder wegen seines damals leidenden Zustandes oder weil er studentische Versammlungen scheute, die Versammlungen des Vereins nicht, aber als es sich anfangs März 1830 um die Genehmigung desselben durch die Polizei-Direktion handelte, und Buchner und Wiedemann „keine Notiz von diesen Versammlungen nehmen" wollten, schrieb er doch: „Mir scheint, daß das Gutachten der Fakultät ohne Anstand zu Gunsten des theologischen Kränzchens ausfallen dürfe, da der Zweck ein wissenschaftlicher ist, und dergleichen Verbindungen von Studierenden auch sonst schon unter Billigung und Begünstigung von oben herab existieren."

Seine Art, zu wirken, war eine andere, war neben der Lehrthätigkeit die litterarische. Was er aber plante, das erfahren wir aus der Antwort des Universitäts-Buchhändlers Krüll in Landshut, des Verlegers der Hortigschen Kirchengeschichte, auf einen Brief Döllingers vom 12. Dezember: „Hochd. Werk über theologische Litteratur bedarf freilich viel Zeit und Mühe, und läßt sich nicht anders machen — Übereilung würde nicht gut sein." Der Brief sichert zugleich die Übernahme des Werkes zu. Doch ging die Krüll'sche Buchhandlung bald darauf durch Verkauf an den Buchhändler

J. G. Manz über. Ein späterer Brief des letzteren zeigt auch, daß Döllinger an dem Handbuch der theologischen Litteratur emsig schaffte, andere Arbeiten aber zunächst den Druck verschoben und es schließlich ganz in Vergessenheit brachten. Nur einige Manuskriptfragmente über Thomas von Aquin sind davon noch vorhanden.

Noch vor dem Ende des Jahres 1830 sollte auch die Universität München in die allgemeine Gährung hineingezogen werden. Die französische Staatsumwälzung war an Bayern keineswegs spurlos vorübergegangen. Die Sprache der öffentlichen Blätter wurde oppositioneller, und in weiten Kreisen wuchs die Unzufriedenheit. Die leitenden Behörden waren daher nicht ohne Besorgnis und Mißtrauen. Die Polizei im Lande setzte sich in Verbindung, um „die Umtriebe, die von Fremden und Einheimischen zur Störung der öffentlichen Ruhe, zur Aufwiegelung der unteren Volksklassen, oder zur Stiftung und Verbreitung geheimer Verbindungen ꝛc. unternommen werden, aufs sorgfältigste zu beobachten und zu verfolgen," und sprach von solchen, „welche auf der politischen und schwarzen Tafel stehen."[3]) Die Regierung selbst verbot das weitere Erscheinen einiger Blätter, maßregelte einheimische Journalisten, wie den Landkommissar Siebenpfeiffer in Landau und den Appellrat Hoffmann in Zweibrücken, die Herausgeber der „Rheinpfalz", und untersagte ausländischen (Saphir, Grosse, Spazier) den Aufenthalt in Bayern — Maßregeln, an welchen nach der Meinung der oppositionellen Blätter „höchst wahrscheinlich" die „Kongregation" den Hauptanteil hatte. Das größte Mißtrauen hatte aber unter der Einflüsterung seiner Umgebung den König Ludwig erfaßt: seine liberalen Anwandlungen schienen doch im letzten Grunde die Lage des Landes herbeigeführt zu haben. Und neue Besorgnisse erregte die bevorstehende Wahl und Session der Landstände, von denen man schon im März sagte, daß es dann „Kuriositäten setzen werde. Die Blume

der allerliberalsten Ritterschaft werde diesmal, wie man vernimmt, gesendet werden, um auf dem Grunde, den die Journalisten legen, fortzubauen."[4]) Diese trüben Aussichten hatten sich aber seitdem um vieles gesteigert, der Stoff zur Unzufriedenheit auf allen Seiten sich gemehrt.

Ein unerwartetes Ereignis, durch die Studierenden der Universität veranlaßt, schien alle diese Befürchtungen zu rechtfertigen. Bei Gelegenheit der Christmette „nähten sie in der Michaelshofkirche im Gedränge den Damen die Kleider zusammen. Einem Kommilitonen, der von den Masern eben genesen war, brachten sie in großer Anzahl ein Ständchen, nahe bei der Wache des Karlsthores. Hierin durch das Militär gestört, antworteten sie mit Neckereien; die Wache trat unter das Gewehr, bekam Befehl zu laden, und als die Ladstöcke in den Gewehren klapperten, wurde sie mit Hohngelächter empfangen. Diese kindischen Streiche wurden Anlaß zu ernsten Reibungen. In den hohen Kreisen wurde man durch Revolutionsfurcht erregt; man wußte, daß in den burschenschaftlichen Verbindungen Arminia und Germania politische Ideen gährten. Sei es in ehrlicher Gespensterfurcht, sei es aus boshafter Dienstbeflissenheit wurde dem König vorgespiegelt, daß in der Studentenschaft Münchens eine Verschwörung gegen sein Leben bestehe. Für die folgenden Nächte wurde das Militär aufgeboten, mit scharfen Patronen versehen, durch erhöhten Lohn und dunkle Vorstellungen von grauenhaften Gefahren angefeuert ... Der Mutwillen der Studenten erlosch nicht so schnell. Einige sahen mit Perspektiven in die Kanonen der Hauptwache, ob sie geladen seien, Bilderbogen mit Karikaturen auf die Bürgerwehr und die Konflikte der Philister mit den Studenten zirkulierten. Die nächtlichen Patrouillen hatten jeden zu verhaften, der sich auf der Straße blicken ließ. Nun wurden die Studenten und Nichtstudenten mit Säbelhieben und Kolbenstößen verwundet und unter Flüchen in die

ist, als ganz unzutreffend kann er nicht bezeichnet werden. Die (innere) Fakultät war auch zu nachsichtig und stellte manchmal ganz unwürdigen Studierenden Empfehlungen aus, worüber Döllinger in die größte Entrüstung geraten konnte, so daß er einmal, am 20. Dezember 1829, in einem Zirkular schrieb: „Kandidat . . . hat wieder, wie gewöhnlich, aus Dogmatik, Kirchenrecht und Kirchengeschichte kein Examen gemacht, wie die beiliegende Notenliste ausweiset. Wenn ein Kandidat dergestalt faktisch das Bekenntnis ablegt, daß er drei der wichtigsten theologischen Fächer nicht studiert habe, und dann dennoch von der Fakultät empfohlen wird, so wäre ich begierig, den Maßstab kennen zu lernen, nach welchem meine verehrten Herren Kollegen die Würdigkeit solcher Subjekte messen. Da ich von der Verantwortlichkeit, welcher sich in solchen Fällen der Empfehlende unterzieht, eigne Begriffe habe, und meine Ansichten hierüber von denen der übrigen Herren Kollegen so sehr zu divergieren scheinen, so muß ich den Herrn Dekan bitten, daß er in seinem Berichte an das erzbischöfliche Ordinariat in diesem Falle, wie in künftigen ähnlichen, mein abweichendes Votum ausdrücklich bemerken möge. Sollte dies nicht angehen, so will ich mich lieber in der Folge alles Stimmens enthalten.“

Dennoch herrschte unter einem Teile der Theologie-Studierenden eine große wissenschaftliche Regsamkeit, auch außer der Schule. Denn schon ehe man, besonders auf Betreiben des späteren Professors der Philosophie Beckers, seit 1829 die Studentenschaft in einer großen Gesellschaft „Aula“ zusammenzufassen bestrebt war,[1]) hatte sich ein „theologisches Kränzchen“ gebildet, das sich zwar der „Aula“ eingliederte, diese aber nach ihrem raschen Ende als „theologischer Verein“ überdauerte. „Das junge Leben war zu sehr schon sich seiner selbst bewußt, als daß es sich gleichgiltig hätte aufgeben können. Die Glieder schlossen sich nur umso inniger einander

an.“ Der Zweck des an hundert Mitglieder zählenden Vereins war: „Gegenseitige Verständigung über die Wahrheiten der katholischen Theologie durch Konversation, Disputation und eigene Abhandlung.“ Eine Vereinsbibliothek befriedigte die litterarischen Bedürfnisse, und ein Wochenblatt brachte die vom Zensurkomitee des Vereins beurteilten und zur Aufnahme geeignet befundenen Reden, Gedichte und Aufsätze jeder Art. An den wohlvorbereiteten Disputationen, für die jederzeit schon vorher die Unterstützung der Professoren angerufen wurde, beteiligten sich aber nicht bloß die Mitglieder des Vereins, sondern gewöhnlich auch mehrere Professoren der theologischen und der übrigen Fakultäten, sowie andere Gelehrte.[2]) Döllinger besuchte zwar, entweder wegen seines damals leidenden Zustandes oder weil er studentische Versammlungen scheute, die Versammlungen des Vereins nicht, aber als es sich anfangs März 1830 um die Genehmigung desselben durch die Polizei-Direktion handelte, und Buchner und Wiedemann „keine Notiz von diesen Versammlungen nehmen“ wollten, schrieb er doch: „Mir scheint, daß das Gutachten der Fakultät ohne Anstand zu Gunsten des theologischen Kränzchens ausfallen dürfe, da der Zweck ein wissenschaftlicher ist, und dergleichen Verbindungen von Studierenden auch sonst schon unter Billigung und Begünstigung von oben herab existieren.“

Seine Art, zu wirken, war eine andere, war neben der Lehrthätigkeit die litterarische. Was er aber plante, das erfahren wir aus der Antwort des Universitäts-Buchhändlers Krüll in Landshut, des Verlegers der Hortigschen Kirchengeschichte, auf einen Brief Döllingers vom 12. Dezember: „Hochd. Werk über theologische Litteratur bedarf freilich viel Zeit und Mühe, und läßt sich nicht anders machen — Übereilung würde nicht gut sein.“ Der Brief sichert zugleich die Übernahme des Werkes zu. Doch ging die Krüll'sche Buchhandlung bald darauf durch Verkauf an den Buchhändler

J. G. Manz über. Ein späterer Brief des letzteren zeigt auch, daß Döllinger an dem Handbuch der theologischen Litteratur emsig schaffte, andere Arbeiten aber zunächst den Druck verschoben und es schließlich ganz in Vergessenheit brachten. Nur einige Manuskriptfragmente über Thomas von Aquin sind davon noch vorhanden.

Noch vor dem Ende des Jahres 1830 sollte auch die Universität München in die allgemeine Gährung hineingezogen werden. Die französische Staatsumwälzung war an Bayern keineswegs spurlos vorübergegangen. Die Sprache der öffentlichen Blätter wurde oppositioneller, und in weiten Kreisen wuchs die Unzufriedenheit. Die leitenden Behörden waren daher nicht ohne Besorgnis und Mißtrauen. Die Polizei im Lande setzte sich in Verbindung, um „die Umtriebe, die von Fremden und Einheimischen zur Störung der öffentlichen Ruhe, zur Aufwiegelung der unteren Volksklassen, oder zur Stiftung und Verbreitung geheimer Verbindungen ꝛc. unternommen werden, aufs sorgfältigste zu beobachten und zu verfolgen," und sprach von solchen, „welche auf der politischen und schwarzen Tafel stehen."[3]) Die Regierung selbst verbot das weitere Erscheinen einiger Blätter, maßregelte einheimische Journalisten, wie den Landkommissar Siebenpfeiffer in Landau und den Appellrat Hoffmann in Zweibrücken, die Herausgeber der „Rheinpfalz", und untersagte ausländischen (Saphir, Grosse, Spazier) den Aufenthalt in Bayern — Maßregeln, an welchen nach der Meinung der oppositionellen Blätter „höchst wahrscheinlich" die „Kongregation" den Hauptanteil hatte. Das größte Mißtrauen hatte aber unter der Einflüsterung seiner Umgebung den König Ludwig erfaßt: seine liberalen Anwandlungen schienen doch im letzten Grunde die Lage des Landes herbeigeführt zu haben. Und neue Besorgnisse erregte die bevorstehende Wahl und Session der Landstände, von denen man schon im März sagte, daß es dann „Kuriositäten setzen werde. Die Blume

der allerliberalsten Ritterschaft werde diesmal, wie man vernimmt, gesendet werden, um auf dem Grunde, den die Journalisten legen, fortzubauen."[4]) Diese trüben Aussichten hatten sich aber seitdem um vieles gesteigert, der Stoff zur Unzufriedenheit auf allen Seiten sich gemehrt.

Ein unerwartetes Ereignis, durch die Studierenden der Universität veranlaßt, schien alle diese Befürchtungen zu rechtfertigen. Bei Gelegenheit der Christmette „nähten sie in der Michaelshofkirche im Gedränge den Damen die Kleider zusammen. Einem Kommilitonen, der von den Masern eben genesen war, brachten sie in großer Anzahl ein Ständchen, nahe bei der Wache des Karlsthores. Hierin durch das Militär gestört, antworteten sie mit Neckereien; die Wache trat unter das Gewehr, bekam Befehl zu laden, und als die Ladstöcke in den Gewehren klapperten, wurde sie mit Hohngelächter empfangen. Diese kindischen Streiche wurden Anlaß zu ernsten Reibungen. In den hohen Kreisen wurde man durch Revolutionsfurcht erregt; man wußte, daß in den burschenschaftlichen Verbindungen Arminia und Germania politische Ideen gährten. Sei es in ehrlicher Gespensterfurcht, sei es aus boshafter Dienstbeflissenheit wurde dem König vorgespiegelt, daß in der Studentenschaft Münchens eine Verschwörung gegen sein Leben bestehe. Für die folgenden Nächte wurde das Militär aufgeboten, mit scharfen Patronen versehen, durch erhöhten Lohn und dunkle Vorstellungen von grauenhaften Gefahren angefeuert ... Der Mutwillen der Studenten erlosch nicht so schnell. Einige sahen mit Perspektiven in die Kanonen der Hauptwache, ob sie geladen seien, Bilderbogen mit Karikaturen auf die Bürgerwehr und die Konflikte der Philister mit den Studenten zirkulierten. Die nächtlichen Patrouillen hatten jeden zu verhaften, der sich auf der Straße blicken ließ. Nun wurden die Studenten und Nichtstudenten mit Säbelhieben und Kolbenstößen verwundet und unter Flüchen in die

Gefängnisse geschleppt. So kam es bei den Studierenden zu einer tiefen Erbitterung, und die Gefahr eines wirklich ernsten Konflikts wurde herbeigeführt. Allioli, der Rektor magnificus, war nicht der geeignete Mann, um den Sturm zu beschwören. Schelling, Görres und Thiersch hielten Reden an die Studierenden, und Thiersch als Prorektor bezog mitternächtlich die Hauptwache, um im Falle der Zusammenrottung die Studenten anzureden. Es fiel nichts vor.“ [5])

Diese Vorgänge machten das größte Aufsehen. Man forschte nach dem Motive des Tumults, und jede Partei bezeichnete von ihrem Standpunkte aus ein anderes: die Kirchlichen sprachen von Verhöhnung der Kirche, die leitenden und höchsten Kreise von Irreführung der studierenden Jugend durch die liberalen Ideen, die Liberalen aber witterten Agents provocateurs, um die liberale Sache zu kompromittieren, oder schoben wenigstens die Fortdauer der Exzesse den falschen Maßnahmen und dem „blinden Eifer“ der Regierung zu. Am meisten empört war König Ludwig. Obwohl die Mehrzahl der Studenten an den Vorgängen unbeteiligt und z. B. von den 600 Theologen nach den Fakultätsakten nur Einer in Untersuchung war, hieß es, und Schelling selbst erwähnte das Gerücht in seiner Ansprache an die Studierenden, daß die Universität wieder nach Landshut verlegt werden solle — „zum Triumph der Obskuranten“, setzte das „Bayr. Volksbl.“ hinzu. In Wirklichkeit schloß der König nur die Vorlesungen auf zwei Monate und suspendierte auf die Vorstellungen einer Bürgerdeputation auch den Vollzug dieser Maßregel wieder, „in der Erwartung, daß die Studierenden durch unverzügliche Rückkehr zur Ordnung und zur Achtung der Gesetze die Allerhöchste Nachsicht zu verdienen sich bestreben werden.“

Die Ruhe ward auch nicht weiter gestört, und die politische Harmlosigkeit der Vorgänge bekundete das Stadtgericht München, das am 12. März 1831 die verhafteten Studenten

von der politischen Anklage freisprach und bloß wegen des Unfugs in der Christnacht einige kleine Strafen verfügte. Nur das Vertrauen des Königs auf sein Volk war erschüttert, in seinen politischen Anschauungen eine Wandlung vorgegangen.

Nach diesen Vorgängen im Jahre 1830, namentlich nach den Angriffen, welche er erfahren hatte, war es vorauszusehen, daß der Görreskreis in den bevorstehenden heißen Kämpfen im Ständehause nicht werde in Frieden gelassen werden. Man verkündigte zwar noch am Ende des Jahres 1830 in einheimischen und Pariser Blättern, es herrsche nicht mehr die „Kongregation“, sondern es habe sich eine Kamarilla am Hofe gebildet, aber daneben spukte doch immer noch das „Kongregationsgespenst“ und richtete nach der Meinung der Oppositionellen viel Unheil an. Man begreift daher, daß der Görreskreis unter diesen Umständen sich wieder nach einem Organe umsah, teils um sich verteidigen, teils um sich vernehmen lassen zu können. Es hieß auch bald, z. B. im „Hesperus“: „Eos, die fromme Dame, sammelt die alten Mitarbeiter, die das Königswort: Ich will keine Jesuiten und Eositen, auseinanderstäubte, allmählich wieder unter ihrem kongregationistischen Fähnlein.“

In der That war bereits der erste Artikel: „Die Eos beim Beginn des Jahres 1831“ mit seinen Fortsetzungen eine ausführliche Verteidigung des Görreskreises, welcher sogar — wenigstens in den Fortsetzungen und dem Schluß (Nr. 27 bis 29) — wegen der Verwandtschaft mit seinem Jesuitenartikel vom Jahre 1829 von Döllinger zu stammen scheint. Jedenfalls sollten sie das Programm des wieder auf den Plan tretenden Kreises sein, der das Bewußtsein hatte, „eine Ansicht und Gesinnung“ zu vertreten, „die wenigstens eben so gut wie jede andere das Recht hat, ausgesprochen und verteidigt zu werden. Billige und ehrenwerte Gegner selbst, denen es mit dem Streben nach Wahrheit und der Liebe zur Freiheit

ernst ist, werden auch der entgegenstehenden Gesinnung nicht nur dieses Recht zugestehen; sie werden selbst wünschen, daß diese Gesinnung, wie die ihrige, Wege und Organe der Mitteilung und Vertretung finde, da nur aus dem ehrlichen und offenen Kampfe die Wahrheit und aus dieser endlich der Friede und die Vereinigung hervorgeht.“ Man zweifelte aber gerade daran, daß von dieser Seite ein „ehrlicher und offener Kampf“ beabsichtigt sei, und hielt sie im voraus für verdächtig, nur aufs neue das Rad der Zeit rückwärts drehen zu wollen.

„Man hat uns,“ so sagt das Programm selbst, „in Hinsicht auf unsere politischen Ansichten vorgeworfen, sie seien antikonstitutionell und antiliberal, und wir seien Feinde freier Verfassungen und der bayerischen insbesondere, Feinde der einzelnen verfassungsmäßigen Freiheiten, vorzüglich der Preßfreiheit, Ultras und Aristokratischgesinnte; ja, da und dort hat man uns sogar einer Hinneigung zum Ministerialismus und einer servilen Vertretung der Handlungen der Ministerialgewalt beschuldigt. In religiöser Beziehung hat man uns ebenso freigebig intolerant und Obskuranten, Kongregationisten und Jesuiten gescholten.“ Diese Beschuldigungen mußten vor allem zurückgewiesen werden, und dieser Aufgabe sind auch die Programmartikel hauptsächlich gewidmet.

Auch sie, die Männer, welche die „Eos“ zu ihrem Organ gewählt, seien „liberal und konstitutionell“, wenn sie sich auch nicht, wie die Gegner, mit diesen Benennungen als Parteinamen schmücken, „nachdem liberal im ursprünglichen wahren Sinne des Wortes eben das Gegenteil alles Parteiwesens und die gleichmäßige allseitige Anerkennung und Achtung jeder Eigentümlichkeit in Leben und Gesinnung, — konstitutionell die Heilighaltung der verfassungsmäßigen Freiheit und Rechte aller bezeichnet, auch wenn ihre Gesinnung uns widerstrebt. Wir lieben jedoch die Freiheit; zwar nicht jene abstrakte und unbestimmte unserer Weltreformatoren und

Charlatane des Liberalismus, die nur ein leerer, wesenloser Allgemeinbegriff ist, und in deren Namen man taschenspielerisch alle besonderen und realen Freiheiten und Rechte zum Vorteile einer Oligarchie von Beamten, Advokaten, Professoren, Journalisten und Geldleuten konfisziert, die dann auf der tabula rasa des regenerierten Staates nach Willkür experimentieren und in ihre Tasche administrieren; wie wir denn gesehen haben, daß die alte Dienstbarkeit einzelner keineswegs wahrhaft aufgehoben, sondern nur im Namen jener Freiheit und Gleichheit und des absolut souveränen sogenannten Gemeinwillens ... auf alle gleich, zu gleicher Unfreiheit ausgedehnt worden ist. Wohl aber lieben wir jene Freiheit, die wahrhaft und praktisch jedem in dem Maße zu teil wird, als er ihrer fähig und bedürftig ist, wie und wo er sie braucht, und wozu er ein Recht hat; sowie jene Gleichheit, die nicht allen dasselbe, sondern jedem das Seine gewährt. Denn diese scheint uns allein die wahre Freiheit und Gleichheit, die die Völker nicht als rohe, chaotische Massen ansieht, welche der Willkür und Bildungslust eingebildeter theoretischer Thoren preisgegeben sind, um sie par force nach ihrem Sinn aufzuklären, zu konstituieren und zu beglücken; vielmehr jeden einzelnen, wie jede Vereinigung einzelner als ein Eigentümliches betrachtet und behandelt, mit eigenen Bedürfnissen und darum auch eigenen Rechten; wo jedem besonderen Rechte auch eine besondere Pflicht zur Seite steht ... und die Gleichheit vor dem Gesetze eben in der gleichen Verbürgung aller einzelnen Rechte und Verhältnisse besteht, nicht in jener oberflächlichen, bloß äußerlichen Gleichheit, der gleichen Behandlung des Verschiedenartigen, die, wie Lessing sagt, will, ‚daß allen Bäumen eine Rinde wachse‘ ...“[6])

Was aber den Aristokratismus betrifft, so „ist es leichter dagegen schreien, als ihn vermeiden ... Sind die herrschenden Oligarchen in der Monarchie nächst dem Monarchen

einige Große, Hofleute und Minister, so sind es in der Demokratie einige Demagogen und Höflinge des souveränen Volkes, einmal die großen Grundherrn, das andere Mal die Geldreichen und Industriellen, nur daß die Herrschaft von jenen ständiger und ruhiger, die von diesen wechselnder und stürmischer, jene mehr auf Erhaltung, diese auf Erwerb gerichtet ist. Überall ist Despotismus, wo nicht das ewige Gesetz Gottes, das wahre göttliche Recht es ist, durch welches und nach welchem die Regierenden regieren, sondern wo nur die persönliche Meinung und die persönliche Willkür der Minorität über die, zu einer wehrlosen Masse zersplitterter Individuen herabgewürdigte Majorität nach Belieben schaltet. Wir lieben also, um die Staatsform weniger bekümmert, vor allem die Ordnung, das Recht und das Gesetz, insofern sie der, über die Willkür der Menschen erhabene Ausdruck eines ewigen Willens, und nicht der eines vergänglichen individuellen oder eines fingierten Gemeinwillens sind, und wenn die Oligarchie, wie uns scheint, unausweichlich ist, so ziehen wir allerdings die Aristokratie der Ochlokratie, die Grundherrschaft der Geldherrschaft vor."

„Ebenso sind wir keineswegs," heißt es an einer anderen Stelle, „Feinde der Preßfreiheit. Wir halten sie vielmehr in einer Zeit geistiger Spaltung und Gährung wie die unsere für eine wesentliche Bedingung der Erhaltung und Entwicklung des Lebens und der Wahrheit, sowie in rechtlicher Beziehung für die erste und vorzüglichste Garantie aller andern Freiheiten. Denn durch äußeres Niederhalten kann der einmal waltende Irrtum nicht erstickt, die einmal vorhandene Entzweiung der Geister nicht gehoben werden; eben in seinem Offenbarwerden und seiner Erschöpfung muß jener untergehen, und die Wahrheit kann nur im Kampf mit ihm in neuer Stärke sich wieder siegreich erheben, wie nur der ausgebrochene Zwist zur Versöhnung, der ausgekämpfte Krieg zum wahren

Frieden führen kann. Nichts ist daher nach unserer Überzeugung unzweckmäßiger und widerrechtlicher, nichts für alle Geister kränkender, als die willkürliche Hemmung jener freien Entfaltung und Erprobung ihrer Kraft zum Behufe engherziger Bequemlichkeit und der Bewahrung einer trügerischen Ruhe, als die widersinnige Unterwerfung des freien und bewegten Gedankens in der Fülle seiner allseitigen Entfaltung unter das beschränkte, einseitige Gutdünken eines Staatscensors, der dadurch zum unfehlbaren Richter über Wahrheit und Irrtum konstituiert wird. Aber wir wissen hinwieder auch wohl, daß die neue Sonne der Preßfreiheit aus den vorhandenen stehenden Wassern und Sümpfen vor allem eine Menge stechenden, giftigen Ungeziefers und das Licht trübender Eintagsfliegen hervorgerufen hat, und daß von ihren bessern, aus dem tieferen Grunde emporsteigenden Erzeugnissen, die jenes Ungeziefer endlich verscheuchen und vernichten, nur noch wenig sichtbar ist. Darum glauben wir, daß der Preßfreiheit, wie jeder neuen, werdenden Freiheit, die erhaltende Regel und die rechtliche Schutzwehr not thue; wir glauben, daß es keine schlimmeren Feinde der Preßfreiheit, wie jeder Freiheit gebe, als die, welche sie mißbrauchen, sei es durch Herabwürdigung zu gemeiner Klätscherei, die die Heiligkeit und Ruhe des Privatlebens verletzt, und allgemeine Beunruhigung oder allmähliche Abstumpfung des Ehrgefühls zur Folge hat; oder sei es durch unaufhörliche, systematische, gehässige Angriffe gegen die bestehende Staatsgewalt und ihre Organe, wodurch diese, bei der drohenden Vernichtung aller Autorität, endlich zu gleicher Erbitterung und aus Notwehr zu beschränkenden Mitteln gereizt werden.“

Das sind, ob man sie billigen mag oder nicht, gewiß keine obskurantistischen Gedanken. Man kann das um so bestimmter behaupten, da der II. Präsident der zweiten Kammer und gemäßigtere Führer der liberalen Kammerfraktion im

Jahre 1831, der Würzburger Professor J. A. Seuffert, im Jahre 1848, obwohl er auch zu dieser Zeit kein Ultramontaner war, sich zu den nämlichen Grundsätzen bekannte.[8]) Doch im Jahre 1831 waren solche besonnene Worte nicht am Platze. Und daß sie gar in der „Eos" ausgesprochen wurden, das machte sie noch unerträglicher und von vorne obskurantistisch.

Wenn man aber der „Eos", heißt es weiter, Servilismus und Ministerialismus vorwerfe, so wisse sie nur zu gut, daß sie „eben so wenig je um das Wohlgefallen und die Gunst von oben, wie um die von unten gebuhlt habe. Die Rolle eines Höflings der Staatsgewalt wie die eines Höflings der Menge sei ihr immer gleich fremd geblieben, und sie habe wohl gewußt, daß die Ansichten, die sie bekenne und vertrete, heutzutage auf eine kleine Minorität beschränkt, nirgends sehr gut angeschrieben, und eben so wenig salonfähig, als kaffeehausfähig seien. Aber obwohl nie und von niemand begünstigt, von oben mit Geringschätzung oder Abneigung betrachtet, von unten mit leidenschaftlicher Gehässigkeit und Schmähung verfolgt", sei sie nur jenem Wahlspruche wahrer Treue gefolgt: quand même. Auch sei es ihr „immer unbekannt geblieben, ob und was für eine Gesinnung dem Ministerium als solchem, oder welche etwa seinen verschiedenen Mitgliedern eigen gewesen, und das Ministerium habe eben so wenig sich um die Gesinnung der Eos bekümmert." Und das scheint nach den Briefen Hormayrs an Minister Schenk in der That so gewesen zu sein.

Doch solche Verteidigungen halfen nichts. Hormayr hatte zwar, da die Verhältnisse in Bayern sich immer mehr verwirrten, anderes zu thun, als an Kongregationisten-Jagd zu denken, aber um so erbitterter folgten die oppositionellen Blätter, bald auch die liberale Fraktion der II. Kammer, den von ihm angedeuteten Spuren. Der Censur-Erlaß des Ministers des Innern, v. Schenk, vom 28. Januar, welcher auch

Zeitungen, die nur der Besprechung von internen Landesangelegenheiten gewidmet waren, unter die Censur stellte, und die Verweigerung des Urlaubs für einige zu Abgeordneten gewählte Beamte und Bürgermeister erhitzten die oppositionellen Gemüter nur noch mehr. Man ging zum offenen Angriff über, und in den Zeitungen wurden bereits die Töne angestimmt, welche in der zum Zusammentritt bereiten Ständeversammlung angeschlagen werden sollten. Die Erlasse hießen „Ordonnanzen", Minister v. Schenk ein Nachahmer Polignacs.[9]) Namentlich bildete sich aber bei den Liberalen die fixe Idee aus, daß Minister v. Schenk unter dem „geheimen Einfluß" der „Kongregation" gehandelt habe und handle, und geschäftige Hände trugen ihnen auch Beweismaterial zu.

Zunächst wies man auf die heikle Frage der gemischten Ehen hin. Früher vom katholischen Klerus nachgiebiger behandelt, war ihnen gegenüber seit etwa einem Jahrzehnt eine, wenn auch nicht überall gleichmäßig gehandhabte, schärfere Praxis eingetreten. Die Verfassung, welche keine Bestimmung enthält, daß die Pfarrer bei Abschließung gemischter Ehen Dimissorialien (Ledigscheine) erteilen oder gar die kirchliche Einsegnung vornehmen müßten, war wenigstens durch eine Reihe von Ministerialerlassen ergänzt worden, welche auf der Ausstellung von Dimissorialien bestanden. Es war auch dies zu viel. Im Auftrage des Papstes verbot der Nuntius in einem Schreiben vom 28. März 1819 an die bayerischen Erzbischöfe und Bischöfe auch die Erteilung von Dimissorialien, weil dadurch „der Pfarrer unmittelbar zu einer sündhaften Trauung mitwirke und sich dadurch eines schweren Verbrechens schuldig mache". Da dieses Schreiben, auf welches das strengere Verfahren der Ordinariate zurückging, der Staatsregierung nicht insinuiert worden war, also auch das königPlacet nicht erhalten hatte[10]) und überhaupt nicht veröffentlicht worden war, so vermutete man hinter der neuen Praxis

die Umtriebe „einer nur in der Finsternis gedeihenden Partei“. Dazu machten gerade 1830/31 einige Fälle, in denen katholische Pfarrer ihre Mitwirkung zur Abschließung gemischter Ehen verweigerten, um so größeres Aufsehen, als sie Adelige betrafen, und der jüngste Fall sich in der Diözese des sonst so milden Sailer ereignete. Diese Gelegenheit, sich an der finsteren Partei zu reiben, durfte die Opposition sich nicht entgehen lassen. Im Februar 1831 erschien im „Konstitutionellen Bayern“ ein geharnischter Artikel, „Geistliche Umtriebe“ überschrieben, welcher, nicht scharf unterscheidend, in § 12 der Beilage II zu Tit. IV § 9 der bayerischen Verfassungsurkunde sogar finden wollte, daß die katholischen Pfarrer die Verfassung, welche sie beschworen, verletzen, wenn sie nicht jede gemischte Ehe einsegnen. „Das Ministerium,“ hieß es am Schlusse, „wird sich endlich bewogen finden, der katholischen Geistlichkeit die mühsamen Auslegungen seiner Befehle zu ersparen, und ihr mit deutlichen, unverdrehbaren Worten kund thun, was sie seiner und ihrer Würde, was sie der Verfassung und Aufklärung schuldig ist. — Es wird endlich die Geistlichen, die den Gesetzen und der Vernunft gehorchen, die Bürger, die sich ihrer verfassungsmäßigen Rechte bedienen, vor Mißhandlungen und Verfolgungen zu schützen wissen. — Die Männer des Landtages werden den Herren Geistlichen die Verfassung wieder ins Gedächtnis rufen, die sie beschworen und verletzt haben, sie werden sie belehren, daß sie als Bürger dem Gesetze Achtung und Gehorsam, als Diener des Staats das zu thun schuldig sind, wofür sie bestellt und bezahlt sind. Daß sie aber nicht befugt sind, ihre kirchlichen Dienste nur unter der Bedingung zu leisten, daß man auf ein konstitutionelles Recht verzichte, und sie zur Strafe dem zu versagen, der sich dessen bedient. — Sie werden erfahren, daß die Zeit der Interdikte vorüber und daß es strafbar ist, mit ihrem geistlichen Segen um Proselyten ungeborener Generationen zu wuchern.“

Döllinger, dem Verehrer Sailers und Lehrer des kanonischen Rechts, ziemte es vor allen, in der Angelegenheit seine Stimme zu erheben. Wirklich erschien von ihm in der „Eos“ ein Artikel: „Was das ‚konstitutionelle Bayern‘ unter geistlichen Umtrieben versteht“ (Nr. 42. 43), der auch deswegen interessant ist, weil er zeigt, worüber die Kirchlichen sich damals beklagten. Es war die unglaublich bornierte Willkür der Bureaukratie, welche sich in alle, auch die kleinlichsten kirchlichen Dinge mischen zu sollen glaubte.

„Es gibt einen Liberalismus, — beginnt Döllinger — der, wahr und ohne Rücksicht, die Freiheit in allem und für alle will, der, wenn auch selbst ungläubig, doch die Freiheit des Glaubens mit allen ihren Konsequenzen, folglich auch die Freiheit der Kirche, ehrt und fördert, und der darum auch den Dienern der Kirche das Recht zuerkennt, in ihrer Sphäre und nach ihren Gesetzen und ihrem Gewissen frei und selbstständig, ohne Einmischung und Vormundschaft der Staatsgewalt zu schalten, wie sie es vor Gott und ihren kirchlichen Oberen zu verantworten vermögen. — Aber es gibt auch einen falschen Liberalismus, welcher bei tiefem, meist nur schlecht verstecktem Haß der Kirche ihre Herabwürdigung durch Knechtschaft begehrt und sie, da er vor der Hand sie noch existieren lassen muß, doch nur als Zucht- und Polizeianstalt unter bevormundender Aufsicht und Leitung der weltlichen Beamten gelten lassen will. Jeder Eingriff in die inneren Verhältnisse der Kirche, jede an einem Priester verübte Gewaltthat findet bei ihnen Lob und Billigung. Wehe den Regierungen, wenn sie in die Kreise der Beamtenhierarchie eingreifen (wie bei Siebenpfeiffer und Hoffmann); wehe ihnen, wenn sie einen Journalisten aus dem Lande schicken oder einen anderen versetzen! Wenn sie aber die Kommunikation der Bischöfe mit dem Oberhaupte der Kirche hemmen, wenn sie sich in die speziellsten Einzelheiten des Gottesdienstes ein-

mischen, wenn sie das theologische Lehramt dem so naturgemäßen und notwendigen Einfluß des Episkopats entziehen, wenn die Bischöfe ihre Hirtenbriefe und Fastenpatente erst einer Beamtencensur zu unterwerfen gezwungen werden — so ist das alles recht und lobenswert und wahrhaft liberal, und die Regierungen würden sich einer sträflichen Nachlässigkeit schuldig machen, wenn sie den ‚geistlichen Umtrieben‘, den ‚Chikanen des katholischen Klerus‘, wie das ci-devant Volksblatt sich ausdrückt, nicht mit der gehörigen Energie begegnete. Als vor einigen Jahren ein Pfarrer im Nassauischen nebst seinem Kaplan zu einer schweren Geldstrafe verurteilt wurde, weil er, den Kirchengesetzen gemäß, eine Dispensation beim römischen Stuhle nachgesucht hatte, da bewillkommnete ein allgemeines Fanfare aller freisinnigen süddeutschen Blätter diesen schönen Zug des neuesten Liberalismus, und wenn, wie in einem Nachbarstaat (Württemberg) der Fall ist, selbst das Direktorium (die Anweisung für das Breviergebet und die Messe) die Regierungscensur passieren muß, damit die Staatsgewalt sich überzeuge, ob nicht etwa in der Bestimmung der Farbe der Meßgewänder staatsgefährliche Umtriebe verborgen seien — zugleich aber in demselben Lande ein Tagblatt (Neckar-Zeitung) erscheint, welches seine Spalten ungehindert jeder Verhöhnung der katholischen Religion und ihrer Diener öffnet — so finden das unsere Liberalen vollkommen in der Ordnung. Wie dürfte auch ein Pfarrer oder Bischof einen anderen Willen haben, als den des Landrichters oder des Regierungs-Referenten? — Schade nur, daß die katholische Religion allen heidnischen Institutionen so starrsinnig widerstrebt; denn sonst wäre das Zweckmäßigste, daß, wie in Alt-Rom, die Beamten zugleich auch die Priester des Volkes würden und so das zeitliche und ewige Wohl allen denen, die doch nie ganz mündig werden, von denselben Händen administriert würde. Dann könnten auch unsere Gewalthaber wieder

sagen wie jener Römer: Rideo domi, quos in Capitolio adoravi Deos, und die Auguren lachten mit Recht, wenn sie sich begegneten.“

Die folgende Verteidigung des kirchlichen Verfahrens ist aber insofern einseitig geraten, als sie von der, später von Döllinger nicht mehr geteilten, Ansicht ausgeht, der die Ehe einsegnende Pfarrer sei zugleich der Spender des Sakraments, eine Annahme, durch die er sich die Beweisführung mehr erschwerte, als erleichterte. „Die kirchliche Einweihung der Ehe ist die Erteilung eines Sakraments, ein rein geistlicher Akt, und wie die Kirche die Erteilung aller Sakramente, aller Segnungen an die Erfüllung gewisser Bedingungen knüpft, so thut sie dies auch bei der Einsegnung der Ehe. . . . Unter den Bürgschaften aber, von deren Erfüllung sie die Einweihung der Ehe zum religiösen Verein und zum Sakrament abhängig machen muß, ist die, welche die katholische Erziehung der Kinder sichert, eine der wesentlichsten und unerläßlichsten.[12]) Wie könnte derjenige von ihr als wahrer Katholik, folglich als fähig zum Empfange eines Sakraments, betrachtet werden, welcher seinen Kindern die größte Wohlthat, deren er sie teilhaftig machen kann, die Erziehung in der wahren Religion, raubt? . . . Kann irgend ein vernünftiger, billig denkender Mensch der Kirche zumuten, daß auch sie sich auf den Standpunkt des leeren Indifferentismus versetze? Würde sie nicht — um mich des altenglischen Ausdrucks zu bedienen — felo de se[13]), wenn sie einer Ehe, deren Kinder der katholischen Religion entzogen werden sollen, ihre Weihe erteilte und dadurch eine ihrem innersten Sein und Wirken widerstrebende Gesinnung und Handlungsweise sanktionierte? . . .

„Man kann auch nicht einwenden, daß dadurch die jedermann durch die Verfassung garantierte Religionsfreiheit geschmälert und beschränkt werde; denn einmal steht es ja jedem frei, der Wohlthat des protestantischen Bekenntnisses, welche

er als liebevoller Vater seinen Kindern zuwenden will, sich selber teilhaftig zu machen, und damit wäre er dann den ‚Chikanen des katholischen Klerus', über die das Volksblatt so bittere Klage führt, und überhaupt allen Zumutungen und lästigen Erinnerungen von seiten der Kirche für immer entrückt. Es ist aber gar nicht nötig, daß er zu diesem Extrem schreite; er kann seiner Ehe die volle legale Giltigkeit geben, und doch dabei bleiben, was er ist, nämlich Katholik dem Namen nach. Denn nach einer längst bestehenden Regierungs-Verordnung ist es der Willkür der Brautleute verschiedener Konfession überlassen, ob sie die Trauung von dem katholischen oder von dem protestantischen Pfarrer vornehmen lassen wollen."

Diese Behauptung ist zutreffend; ja die damaligen Regierungs-Verordnungen sprechen sogar aus, daß der katholische Pfarrer zur Einsegnung einer gemischten Ehe, was man jetzt verlangte, nicht gezwungen werden solle. Es handelte sich aber nicht bloß um die Einsegnung, sondern auch um die Proklamationen und um die Erteilung der Ledigscheine, worüber die Kreisregierungen im Jahre 1826 die Weisung erhalten hatten, mit Nachdruck darauf zu bestehen, daß die katholischen Pfarrer die Proklamationen vornehmen und Ledigscheine erteilen. Die Staatsregierung hatte aber selbst das Gefühl, daß zur Regelung dieser „allgemeinen Frage eine allgemeine allerhöchste Entschließung" notwendig sei, und sah, da eine solche nicht erfolgte, selbst keinen anderen Ausweg, „als außerdem zum Schutze konstitutioneller Rechte die protestantischen Konsistorien zu veranlassen, die ihnen untergeordneten Pfarrämter zu ermächtigen, die Trauung solcher Brautpaare, denen von den katholischen Pfarrämtern Dimissorialien und Proklamationen hartnäckig verweigert werden, auch ohne solche vorzunehmen."[14]) Und auf diesen Standpunkt stellt sich auch Döllinger. „Auch die Verweigerung des Entlaß-Scheines kann keine Schwierigkeit machen, da, soviel uns bekannt, die protestantischen Geistlichen

die Trauung auch ohne denselben verrichten, und allenfalls auch eine neue Verordnung die Beibringung desselben bei gemischten Ehen für unnötig erklären könnte . . ."

Im zweiten Teile des Artikels geht Döllinger auf die Forderung ein, es müsse „die katholische Einsegnung gemischter Ehen, ohngeacht der bedungenen protestantischen Erziehung der zu erwartenden Kinder, befohlen werden." „Dieses Befehlen einer rein geistlichen Handlung, der Erteilung eines Sakraments, findet unser freisinniges Journal ganz in der Ordnung; es fällt ihm gar nicht ein, daß es die flagranteste Verletzung der Religionsfreiheit wäre, wenn ein Priester wider sein Gewissen und gegen die Vorschrift seiner geistlichen Obrigkeit gezwungen würde, eine Religionshandlung zu verrichten. Aber so verstehen diese unberufenen Herolde des Liberalismus die Freiheit für alle, sie teilen sie, wie der Löwe die Beute teilte: auf die eine Seite legen sie die ungebundenste Willkür, auf die andere knechtischen Zwang und schmachvolle Unterdrückung . . .[15]) Und da das Volksblatt einmal den Grundsatz, daß die Erteilung der Sakramente, die Verrichtung der Religionshandlungen von der Staatsgewalt befohlen werden können, ins reine gebracht hat, so sehen wir nicht, warum man auf halbem Wege stehen bleiben sollte; vielmehr ist es dann ganz in der Ordnung, daß nächstens einmal ein unbußfertiger Sünder, dem der Priester die Absolution verweigert hat, den Rekurs an die Staatsbehörde ergreift und geziemend bittet, man möge doch den intoleranten Pfaffen zurechtweisen und demselben den Befehl zugehen lassen, die verweigerte Absolution sofort zu erteilen."

Es stehe indessen in dem Ministerialreskript, obwohl es das Volksblatt behaupte, gar nichts „von einem Befehl, die Kopulation vorzunehmen." Der katholische Pfarrer habe nach demselben nur kein Recht, einen Revers oder eine eidliche Zusicherung von dem protestantischen Teil zu fordern. „Das

Recht des Pfarrers, an den katholischen Teil ein solches Begehren als Bedingung der zu erteilenden Einsegnung zu stellen, ist also eben dadurch anerkannt worden.“ Mit Recht; denn der protestantische Teil stehe in gar keinem direkten Verhältnis zum katholischen Pfarrer, könne aber darum auch keine Dienstleistung von ihm begehren ... „Jeder Verein, jede Gesellschaft, welcher Art sie sei, beruht auf dem Wechselverhältnisse von Rechten und Pflichten. Die Kirche allein soll rechtlos sein, die Gewalt, die jeder Kasino-Verein hat, soll sie nicht haben. — Das Volksblatt appelliert zuletzt an den Landtag; dieser wird — der Würzburger Prophet verkündigt es — den Geistlichen die beschworne und verletzte Verfassung ins Gedächtnis rufen, wird sie belehren, ‚daß sie als Bürger dem Gesetze Achtung und Gehorsam, als Diener des Staats das zu thun schuldig sind, wofür sie bestellt und — bezahlt sind.‘ — Wir wollen die Erfüllung dieser Weissagung abwarten. Kann uns das Volksblatt wirklich nachweisen, daß der Geistliche durch die nach den Kirchengesetzen geschehene Verweigerung eines Sakraments die Verfassung verletze, dann — eris mihi magnus Apollo. Daß der Priester als Bürger dem Gesetze Achtung und Gehorsam schuldig sei, hat kein Mensch bezweifelt; unsers Wissens ist er aber in der Verwaltung der Sakramente und der Verrichtung der religiösen Funktionen nicht Diener des Staats — denn der Staat hat bekanntlich keine Sakramente —, sondern Diener der Kirche, und folglich in diesen Dingen vor allem den Gesetzen der Kirche Gehorsam schuldig.“

Zur Charakteristik der journalistischen Polemik Döllingers gehört aber auch der Zug, daß er, einer korrekten Handhabung der deutschen Sprache sich bewußt, nicht vergaß, den Gegner wegen seines schlechten Stiles zurechtzuweisen. Es geschieht auch hier. „Wir waren gesonnen“, schreibt er am Schlusse, „noch einiges über den seltsamen Stil, in welchem der fragliche Aufsatz geschrieben ist, zu bemerken, doch

wir wollen diesen Kelch am Leser vorübergehen lassen,[16]) und als Probe nur den Satz S. 45 hervorheben, wo von Verdrehungen die Rede ist, ‚worüber zu erröten der größte Dialektiker des 13. Jahrhunderts sich nicht schämen dürfte!‘ Wir können dem Verf., um in seinem Jargon zu reden, versichern, daß er über die Erbärmlichkeit seines Stils zu erröten sich nicht schämen dürfe.“ Doch das „konstitutionelle Bayern“ schwieg, obwohl es sonst von Zeit zu Zeit eine Polemik mit der „Eos“ nicht von der Hand wies. Es hatte vielleicht selbst eingesehen, daß es zu weit gegangen sei, da es in einer langen Abhandlung über die Ehe zwischen Katholiken und geschiedenen Protestanten, deren anderer Eheteil noch am Leben, dieselben Grundsätze, wie Döllinger in seinem Artikel, aussprach.

Der am 1. März von König Ludwig eröffnete Landtag hatte schon in der ersten öffentlichen Sitzung bei der Beratung über die Veröffentlichung der Sitzungsprotokolle einen stürmischen Anfang genommen; denn da der Censur-Erlaß nicht zurückgenommen war, befürchtete man, die Censur möchte sich auch an ihnen versuchen. Es fiel auch bereits in dieser Sitzung von einem Abgeordneten, einem katholischen Pfarrer, das Wort: „Das Censurgesetz darf ich nur Ordonnanz nennen“. Noch heftiger wurde die zweite öffentliche Sitzung, welche mit der Prüfung der Wahlreklamationen, zunächst der von einem Teil der Professoren der Universität München gegen die Wahl des Professors von Dresch eingereichten, begann. Unterdessen wurde aber die Kammer auch mit einer Lawine von Anträgen überschüttet, darunter am 11. März der eines Abgeordneten (Rabl): „Über das Benehmen des bischöflichen Ordinariats zu Regensburg, wegen Verweigerung der priesterlichen Einsegnung bei gemischten Ehen“, und am 26. März meldete das „Inland“, ein von Wirth, dem Verfasser der deutschen Geschichte, herausgegebenes Organ der Regierung, daß nach den Osterfeiertagen die Kammerverhandlungen

ein erhöhtes Interesse gewinnen würden, da u. A. der Antrag wegen der gemischten Ehen zur Verhandlung kommen werde. „Es wäre zu wünschen“, fährt es fort, „daß die Staatsregierung aus der erhobenen Beschwerde Veranlassung nehmen möchte, die verfassungsmäßigen Rechte der Staatsbürger gegen die Anmaßungen des Klerus kräftiger in Schutz zu nehmen ... Der Grundsatz der katholischen Kindererziehung, welcher wohl der Kirche, aber nicht dem Christentum angehört — denn das Wesen des Christentums beruht ja in Duldung und Demut — würde bei seiner Durchführung die Verfassung in ihren Grundpfeilern erschüttern und die Idee einer herrschenden Kirche wieder hervorrufen ... Es würde der katholischen Kirche ein Vorzug vor der protestantischen eingeräumt und eine der wichtigsten Grundlagen vernichtet. Daß die Staatsregierung das Recht habe, den katholischen Klerus durch nachdrückliche Maßregeln, z. B. Suspension von den Amtsfunktionen und dem Genusse der Pfründe u. s. w., zur unbedingten Vornahme der priesterlichen Einsegnung gemischter Ehen zu zwingen, folgt aus der Verbindlichkeit der Regierung, die Staatsverfassung aufrecht zu erhalten und Grundsätze, welche die Auflösung des Staates zur Folge haben müßten, nicht zu dulden. Eine solche Auflösung aller gesellschaftlichen Bande müßte aber erfolgen, wenn es in der Macht der Priester läge, die Einsegnung und sohin die Vollziehung der Ehen von beliebigen Bedingungen abhängig zu machen ...“

Eine solche Sprache in einem Regierungsorgane heischte notwendig eine Antwort. Kaum waren die Charwoche und die Osterfeiertage vorüber, erfolgte sie auch schon in der „Eos“ (6. und 8. April) — wiederum aus der Feder Döllingers. Doch nicht mehr seine Beweisführung für die Berechtigung des Verfahrens der katholischen Kirche, welche mit der des vorausgehenden Artikels im wesentlichen übereinstimmt, ist das

daran Interessierende, sondern die anderen polemischen Ausführungen gegen das „Inland":

„Statt dieses Wunsches (die Staatsregierung möge die verfassungsmäßigen Rechte der Staatsbürger gegen die Anmaßungen des Klerus kräftiger in Schutz nehmen) möchten wohl viele die Erwartung hegen, daß die Kammer, die natürlichen Grenzen ihres Berufes anerkennend, sich aller Einmischung in diese Religions- und Gewissenssache enthalten und sich für inkompetent erklären werde. Bei der herrschenden Gleichgiltigkeit gegen alles Religiöse nehmen sich die allerwenigsten Menschen die Mühe, über die notwendigen Schranken zwischen dem, was Gottes, und dem, was des Kaisers ist, ernstlich nachzudenken; zudem besteht die Kammer großenteils aus Beamten, welche sich die angenehme Illusion, daß alles, was nur unter der Sonne besteht und geschieht, in den Bereich ihrer Administration gehöre, nicht rauben lassen wollen; und wir wissen ja, wie tief noch bei uns in Bayern der Grundsatz gewurzelt ist, daß die Majorität der Menschen eigentlich nur da sei, um von der Minorität der Geschäfts- und Bureau-Männer regiert und administriert zu werden. Auf alle Fälle wird die Beschwerde des Hrn. Rabl von manchen wenigstens als willkommene Veranlassung zu bitteren Invektiven gegen den Klerus benützt werden.

„Einstweilen sucht das ‚Inland' die Ansicht der Deputierten und des Publikums über den fraglichen Gegenstand zu fixieren, es demonstriert, daß der katholische Klerus gezwungen werden könne und müsse, jede gemischte Ehe ohne Rücksicht auf die religiöse Erziehung der Kinder einzusegnen. Die Gründe, mit denen diese Behauptung unterstützt wird, sind merkwürdig und lassen uns tiefe Blicke in die — nicht immer so deutlich geoffenbarte Gesinnung gewisser Leute thun.

„Der Verfasser beginnt mit der Versicherung, der Grundsatz (der Bedingung katholischer Kindererziehung für die prie-

sterliche Einsegnung) gehöre wohl der Kirche, aber nicht dem Christentum an. Es ist also ein offener Gegner der Kirche, mit dem wir es hier zu thun haben; er beschuldigt diese, daß sie dem Christentum widerspreche, mithin aufgehört habe, eine christliche Kirche zu sein. Entweder ist demnach der Verfasser Protestant, oder Jude, oder seine Religion = x; und in jedem dieser drei Fälle lassen sich die nachher zu erwähnenden seltsamen Behauptungen einigermaßen erklären.

„Indem er aber bekennt, daß der bestrittene Grundsatz der katholischen Kirche angehöre, hat er, ohne es zu wissen, die Frage eigentlich schon entschieden, denn die Rechte der Kirche in Bayern sind durch das, einen integrierenden Bestandteil der Verfassung bildende, Konkordat genau bestimmt, und daran können auch die Kammern im Einverständnisse mit der Regierung nichts ändern, da ein Vertrag nicht einseitig aufgehoben werden kann.“ Es wird dann auf Art. 1, 17 u. 12 des Konkordats verwiesen und fortgefahren: „Hier ist also überall von der Kirche, ihren Satzungen und ihrer Disziplin, nicht von dem Christentum des ‚Inlands‘ die Rede; und die Staatsregierung ist durch einen feierlichen Vertrag verbunden, die Vorsteher der Kirche in der Aufrechterhaltung der kirchlichen Satzungen und insbesondere der Ehegesetze nicht nur ungekränkt gewähren zu lassen, sondern sie auch zu schützen. Wollte die Staatsgewalt die vom ‚Inland‘ gebrauchte Unterscheidung zwischen dem, was christlich, und dem was nur kirchlich, d. h. unchristlich sei, adoptieren und darnach verfahren, so wäre freilich der katholischen Kirche in Bayern das Todesurteil gesprochen, oder wenigstens jeder Bedrückung der Kirche und ihrer Diener freier Raum gegeben ...“

Damit, die Gesetzmäßigkeit der kirchlichen Praxis aus den Art. 1, 17 und 12 des Konkordats beweisen zu wollen, ging indessen Döllinger zu weit. Es gab weder ein allgemeines Kirchengesetz, welches die gemischten Ehen für ungiltig

erklärt hätte, noch bestand eine überall gleichmäßige Disziplin in Betreff derselben. Man suchte daher noch in den Jahren 1829 und 1830 erst ein solches allgemeines Kirchengesetz zu konstruieren, während andererseits, wie Minister von Schenk gleich beim Beginn der Verhandlung des Gegenstandes in der II. Kammer konstatierte, „von allen bischöflichen Stellen des Königreichs ohne Widerrede anerkannt" wurde, daß „ein allgemeines Kirchengesetz darüber nicht bestehe".[17]) Die Regierung erkannte darum auch nicht an, daß schon durch die von Döllinger angeführten Artikel des Konkordats die Frage erledigt sei, sondern sah nur den in Art. 17 erwähnten Fall gegeben: „Wenn sich später eine Schwierigkeit ergeben sollte, so werden Se. Heiligkeit und Se. Majestät darüber mit einander konferieren und die Sache freundschaftlich beizulegen sich vorbehalten"; auf welche Auffassung der Regierung auch Rom einging.

Doch es soll hier nur die Art der Döllingerschen Polemik ins Auge gefaßt werden. Er fährt fort: „Die Forderung der Kirche in Betreff der Religion der Kinder ist aber deswegen unchristlich, weil ‚das Wesen des Christentums in Duldung und Demut besteht'. Man sieht, wie höchst einfach das Christentum des ‚Inlands' ist, es ist in zwei Geboten beschlossen, nämlich erstens: Du sollst nicht etwa selbst glauben, sondern nur den Glauben oder Unglauben der andern unangetastet lassen; zweitens: Du sollst nicht hochmütig deinen Glauben für den allein wahren halten, und darnach handeln; (denn das ist doch wohl hier unter der Demut, welche der Kirche abgehe, zu verstehen). Neben dieser außerordentlichen Simplizität des ‚inländischen' Christentums nimmt sich freilich die katholische Kirche mit ihren mannigfaltigen Dogmen und Vorschriften gar nicht zu ihrem Vorteile aus. Machen wir nun davon die Anwendung auf unseren Fall, so müßte die Predigt der Apostel und ihrer ersten Nachfolger ohngefähr also ge-

lautet haben: Wir bringen euch die Botschaft des Heils, diese sollt ihr annehmen, und Christen, Mitglieder der Kirche werden; das gilt aber nur für euch; was ihr mit euern Kindern machen wollt, das geht uns nichts an; ihr könnt sie als Heiden aufwachsen, oder in den Grundsätzen einer gnostischen Sekte, eines Cerinthus, Simon u. s. w. erziehen lassen; folgt darin frei eurem Gutdünken und eurer Konvenienz — und die Welt wäre über diese Konsequenz der Lehre und diese unerhörte Toleranz der ersten Glaubensboten gewiß in Erstaunen geraten — car le monde est toujours dans l'admiration de ce qu'il n'entend pas. Leider muß aber diese Lehre sehr bald in Vergessenheit geraten sein, denn schon die älteste Kirche schloß den, der seine Kinder in einer anderen als der katholischen Religion erziehen ließ, von der Kirchengemeinschaft aus. So verschwand unter den Christen die wahre Duldung und die Demut (in Glaubenssachen), und die Menschen wurden so borniert, daß sie sich einbildeten, jeder Vater müsse seine Kinder in der Religion, die er für die beste halte, erziehen lassen, sonst versündige er sich an ihnen“; am weitesten aber „gingen die Katholiken in ihrer so unbegreiflichen Verblendung und ihrem vermessenen Hochmut . . .

„Die Art, wie die Toleranz in diesem Blatte verteidigt wird, erinnert an einen Brief in Swift's Examiner, wo dem Examiner gesagt wird, er verdiene, daß man ihm den Hals abschneide, 'as all such enemies of toleration should be served![18]) Gewiß ist der Hunger ein mächtiges Agens; er hat Revolutionen gemacht, und Throne gestürzt; aber in der Kirchengeschichte hat er unsers Wissens nie eine große Rolle gespielt; durch Armut und Entbehrung ist noch kein tüchtiger Priester dahin gebracht worden, wider die Gesetze seiner Kirche und die Vorschrift seines Gewissens zu handeln. Und überdies sieht wohl jeder leicht ein, daß ihm schon die einfache Klugheit ein festes und konsequentes Benehmen in

dieser Sache gebiete; denn wenn er, nur um den Geldverlust zu vermeiden, sich in den Willen der weltlichen Gewalt fügte, so verlöre er unfehlbar die Achtung und das Vertrauen seiner Gemeinde ... Vielleicht findet das, was in dieser Beziehung in Irland geschehen, den Beifall des ‚Inland‘; die freisinnigen Gesetzgeber dieses Landes waren nämlich auch der Meinung, daß es ihnen zustehe, über die Einsegnung der gemischten Ehen zu verfügen, und demzufolge gaben sie das, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts bestandene Gesetz, daß jeder katholische Priester, welcher Verlobte gemischter Konfession trauen würde, die Todesstrafe erleiden sollte.[19]) Nun findet sich hier freilich die Verschiedenheit, daß in Irland die Geistlichen gezwungen werden sollten, die gemischten Ehen nicht einzusegnen, in Bayern aber sollen sie gezwungen werden, dieselben einzusegnen, aber das Prinzip ist hier wie dort dasselbe. Wer die Verrichtung eines kirchlichen Akts gebieten kann, der kann sie auch verbieten — und das Motiv dürfte wohl auch in beiden Fällen dasselbe sein.“

Wichtig im folgenden ist der Hinweis auf die Civilehe. Döllinger will ein so strammes Festhalten der Kirche an ihrer Praxis, daß er auch die äußerste Konsequenz nicht scheut und schreibt: „Ist aber die Staatsgewalt mit der kirchlichen Ehegesetzgebung unzufrieden, so liegt ja das Mittel der Abhilfe ganz nahe, nämlich Trennung der bürgerlichen Ehe von der kirchlichen Einsegnung, wie dies im Rheinkreise, in Frankreich, in Belgien und anderen Ländern schon längst eingeführt ist. Viele dürften sich wundern, daß dieses einfache Mittel, wodurch allen Kollisionen zwischen Staat und Kirche in Ehesachen am sichersten vorgebeugt wird, dem ‚Inland‘ nicht beigefallen ist.“

Insbesondere hatte es aber Döllinger verletzt, daß solche Äußerungen in einem Regierungsorgan gemacht werden durften. Er kann es sich daher nicht versagen, auf diesen Umstand

hinzuweisen und daran zugleich einen Appell an den bayerischen Klerus, Bischöfe und Priester, zu knüpfen. „Ab inimicis consilium — Mögen sich alle, welche der katholischen Kirche aufrichtig ergeben sind, wohl vorsehen! Wenn in einem Blatte, das auf Kosten des Staats besteht, so ganz unumwunden auf die Unterjochung und Mißhandlung der Kirche angetragen wird, so ist es ohngeachtet der geistigen Nullität der Menschen, deren Organ dieses Blatt ist, immer hohe Zeit, wach zu sein. Auch das verächtliche Insekt kann Schaden und Unheil stiften; und was ihnen an Geisteskraft abgeht, ersetzen sie durch ihren fanatischen Haß gegen die Kirche und durch die Zahl. Bischöfe, Priester! Ihr seht nun, was diese heuchlerischen Bastarde des Liberalismus, die stets die Freiheit im Munde führen, der Kirche und euch zugedacht haben. Wahrlich, wenn ihre Wünsche in Erfüllung gingen, dann dürfte uns das Los der Kirche unter den heidnischen Kaisern noch beneidenswert erscheinen! ‚Uns die Freiheit, euch die Knechtschaft!' das ist ihre Losung. ‚Bei uns steht es, ob wir die religiösen Pflichten, welche die Kirche auferlegt, erfüllen wollen oder nicht; wir können Jahre lang den Empfang der Sakramente verschmähen, ferne bleiben vom Gottesdienste, wir können laut die Mysterien des Christentums verhöhnen. Wehe dem Priester, wenn er sich einmischen, wenn er nur eine Erinnerung wagen wollte! Fällt es uns aber einmal ein, seine Dienste zu begehren, dann muß er auch sogleich bereit sein, sich demütig in unsern Willen zu fügen; nicht wir haben Pflichten gegen die Kirche, sondern die Kirche hat Pflichten gegen uns; sie lasse sich nicht beigehen, uns Bedingungen vorzuschreiben, uns ihre Gaben nur gegen Übernahme einer wenn auch noch so naturgemäßen Verbindlichkeit anzubieten. Die Zeiten, in denen *sie* Bedingungen machen konnte, sind vorbei — sie beuge sich vor unserer souveränen Willkür — und wagen es die Bischöfe und die Priester, Widerstand zu leisten, so muß man sie, ohne Rücksicht auf

feierliche Verträge, wie Geächtete behandeln, sie in der Erfüllung ihrer Berufspflichten hindern, sie der Armut und dem Mangel preisgeben.‘

„Das sind die Aussichten, welche der Kirche in Bayern eröffnet werden, dies die Magna Charta, welche diese Menschen ihr ausstellen würden, wenn die Gewalt in ihre Hände fiele — so verstehen sie die Freiheit und die Gleichheit der Rechte. Was in Frankreich nur in den Zeiten des rohesten Despotismus, der tiefsten Korruption und moralischen Fäulnis, unter einem fünfzehnten Ludwig geschah, daß man die Priester zur Erteilung der Sakramente (an Jansenisten) zwingen wollte, das soll jetzt, in Bayern, unter der Herrschaft der Verfassung versucht werden. . . . In solcher Weise sollen die uralten, unveräußerlichen Rechte der Kirche, welche ihr von Anbeginn an gegeben worden — Rechte, welche sie durch achtzehn Jahrhunderte sich zu bewahren gewußt, und ohne welche ihre Fortdauer nicht denkbar ist, jetzt und in Bayern mit Füßen getreten werden — die Priester sollen zu gefügigen Werkzeugen administrativer Willkür herabgewürdigt und dadurch zugleich auch um die Achtung und das Vertrauen des Volkes gebracht werden. — His nam plebecula gaudet.[20])

„Möchten die Worte des ‚Inlands‘ von euch besonders gelesen und erwogen werden, ihr Häupter und Diener der katholischen Kirche Bayerns! Dank sei es dem Himmel, es fehlt unsrer vaterländischen Kirche nicht an Priestern

> Of her pur altars worthy; ministers
> Detach'd from pleasure, to the love of gain
> Superior, unsusceptible of pride,
> And by ambitious longings undisturb'd:
> Men whose delight is, where their duty leads,
> Or fixes them.[21])

„Auf solche Männer können Drohungen, wie die des ‚Inlands‘, nur die der Absicht des Drohenden entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Die Rechnung, welche auf ihre

Feigheit und Niederträchtigkeit gemacht wird, muß sich als eine falsche ausweisen. Aber Eines thut vor allem not: Eintracht — in ihr liegt unsere Stärke. Darum hat uns der göttliche Stifter der Kirche ein Oberhaupt gegeben, einen Mittelpunkt der Einheit; darum hat Er die Unterordnung der Priester unter ihre Bischöfe gewollt. Laßt uns diese Bande der Einheit und des Gehorsams straffer anziehen — laßt uns unerschütterlich fest halten an den Vorschriften unserer Kirchenhäupter, vor allem an solchen, welche, wie das Gesetz wegen der gemischten Ehen, zugleich auch der Ausdruck unserer innigsten Überzeugung und der Stimme unseres Gewissens sind. . . . In solcher Stellung kann er die ferneren Angriffe der Gegner ruhig abwarten.“

Der Artikel mit seiner beredten Apostrophierung des Klerus und seinem Hinweis auf den Charakter des „Inland“ als eines Regierungsorganes war nicht ohne Wirkung. Am 17. April (Nr. 107) erklärte die Redaktion, daß die Regierung ihre Beziehung zu dem „Inland“ abgebrochen habe.

Indessen waren das nur Plänkeleien. In der II. Kammer wurden die Anzeichen des bevorstehenden Sturmes immer häufiger. Schon bei der Beratung des Antrages, „die Kabinetsbefehle und die Verantwortlichkeit der Minister betreffend“, schien er sich entfesseln zu wollen. Noch grollender wurde das Wetter, als der Antrag des II. Präsidenten Seuffert, „auf Beschwerdeführung gegen den k. Staatsminister des Innern wegen Verletzung der Staatsverfassung durch Abänderung des Gesetzes vom 15. August 1828, die Ergänzung des stehenden Heeres betreffend“, auf der Tagesordnung stand. Der Abgeordnete Culmann, ein Pfälzer, sprach von zwei neuen, vom Minister v. Schenk „kontrasignierten, jedoch nicht publizierten Ordonnanzen“, welche „die heiligste der Freiheiten, die selbst Despoten ehren und achten, die Freiheit des Gewissens, . . . verletzen“, von einem „Schrei des Unwillens

der ganzen Nation“ und von „einem geheimen Einflusse, dessen Herr der Herr Minister des Innern nicht sei.“ Endlich am 25. April, bei der Beratung des „von der k. Staatsregierung vorgelegten Entwurfs eines Gesetzes, die Erläuterung des Art. 44 lit. c. Tit. I des X. Edikts zur Verfassungsurkunde betreffend“ (Wahl von Beamten zu Abgeordneten), kam der Sturm zum Ausbruch. Der nämliche Abgeordnete Culmann hatte inzwischen zwei Schriftstücke in die Hand bekommen, durch welche er den Minister v. Schenk vernichten zu können glaubte: das eine sollte die Existenz einer „geheimen Polizei“ beweisen, das andere die der „Kongregation, deren Reich die Finsternis sei“.

„Ein Vaterlandsfreund“ hatte nämlich „den Ursprung und die Fortbildung dieser Kongregration“ entdeckt und „wollte diesen Gegenstand zu einer ernstlichen Untersuchung führen. Er setzte im Namen eines Deputierten ein Gesuch an die Kammer auf, händigte es aber, da der Deputierte Anstand nahm, es zu unterzeichnen, der Redaktion des ‚Inland‘ ein, die es publizieren wollte. Es wurde aber (von dem Censor) gestrichen“, so daß man, wie Culmann folgerte, „selbst der Kammer diesen Gegenstand entrücken wollte.“ Zum Glück könne er es ihr doch mitteilen: „Seit zwei Jahrzehnten verbreitete sich in Bayern eine geheime Gesellschaft, welche sich selbst den Namen Kongregation gibt und deren Zweck ist, unter dem Scheine der Religion alles Gute rückgängig zu machen. Von ihr stammt die Einleitung zu dem unglücklichen Konkordate und dessen vielen Folgen; zu dem zeitwidrigen Geiste, durch welchen manche Behörde seit einigen Jahren in der Weltgeschichte sich selbst beschimpfte; zu der Verbreitung mystischer Schriften durch die fast gezwungene Teilnahme der Mitglieder aller Behörden [katholischer Bücherverein]; zu den Schulplänen, über welche ganz Deutschland bereits den Stab gebrochen hat; zu dem Rufe glänzend besoldeter Kongregationisten

vom Auslande [Görres], deren Stellen durch 1000 Eingeborene besser zu besetzen gewesen wären. — Der Geburtsort der Kongregation war Landshut [Sailer]; ihr Hauptsitz ist München und Regensburg; ihre Töchterschulen sind Augsburg und Würzburg; ihre Mitglieder sind Protestanten und Katholiken, Geistliche und Weltliche, Philologen, Philosophen, Ärzte, Geschichtsforscher, Theologen und Juristen.[21]) — An den drei ersten Orten sind die Versammlungen jedermann bekannt, also auch den Polizeibehörden. Die Kongregation hat gleiches Streben und innigste Verbindung mit der Gesellschaft der Loyoliten und ist für die Anstellung und Beförderung ungeeigneter Staatsdiener weit wirksamer gewesen, als jemals die Illuminaten und Freimaurer in Bayern sein konnten. Ihr Einfluß ist nicht allein nachteilig auf die Zeitgenossen, sondern auch auf die spätesten Nachkommen. — Da alle geheimen, den Staatszweck mehr hindernden als fördernden Gesellschaften in Bayern verboten sind, so wird das gehorsamste Gesuch um gefällige Einleitung durch das Ministerium des Innern gestellt, daß die fernere Wirksamkeit der Kongregation in Bayern gehemmt werde.“ „Unter diesen Umständen und bei solchen Beweisen“, fügte Abgeordneter Culmann hinzu, „kann ich unmöglich irgend ein Gesetz votieren, das die Rechte und Funktionen dieses Ministeriums betrifft und für welches irgend ein Vertrauen erforderlich ist. Ich sage: Kein Gesetz dieser Art, auch kein Geldgesetz“.

So hatte endlich Hormayrs Gespenst, mit dem er die Welt lange genug gefoppt, eine greifbare, wenn auch recht lächerliche Gestalt angenommen. Dinge und Personen, welche nicht das Geringste mit einander zu thun haben, sind zusammengeworfen; Tendenzen ihnen untergeschoben, welche sie nicht hatten; Orte genannt und Namen angedeutet, welche rein willkürlich hereingezogen sind. So ist es ja richtig, daß es „Konföderierte“ gab, welche seiner Zeit den größten Einfluß

auf das Zustandekommen des Konkordats und auf andere Vorgänge ausübten, aber sie existierten längst nicht mehr, wie auch kein einziger Abgeordneter im Jahre 1831 irgend eine Kenntnis derselben besessen zu haben scheint. Diese Konföderation hatte auch ihren Geburtsort und Sitz in Eichstätt, keineswegs in Landshut, und ihr gehörte weder Sailer, auf den das Schriftstück abzielt, noch irgend ein Landshuter an. Überhaupt sind Landshut und Regensburg nur herbeigezogen, weil man damals wegen der Streitigkeiten über die gemischten Ehen gegen Bischof Sailer erbittert war. Und daß Görres durch keine Kongregation, auch nicht durch die Universität, sondern ausschließlich durch König Ludwig nach München gerufen wurde, ist bereits bemerkt worden. Es bleibt also nur noch der katholische Bücherverein, der allerdings existierte und einen Ausschuß hatte, bestehend aus den Professoren: Auerbacher, Baader, Döllinger jun., Görres; Präses Hackel, Universitäts-Unterbibliothekar Harter, geistl. Rat Hauber, Landrichter Hauber, Kabinettssekretär von Kreuzer, Dr. von Moy, Domkapitular von Öttl, Hofkaplan Rädlinger, Kaufmann Ritzler, Kaufmann Schindler, Domprediger Schmid, Domkapitular Schwäbl, Regierungsdirektor und Abgeordneter Graf von Seinsheim, Münzkassier Seidl und Rechnungskommissär Specht. Allein was sollte eine Anklage gegen einen Verein als einen geheimen bezwecken, den ein königliches Dekret eingeführt und dem sogar Eisenmanns „Volksblatt“ noch am 6. November 1830 anerkennende Worte gewidmet hatte?

Der Minister von Schenk erhob sich auch sogleich nach Verlesung des seltsamen Schriftstückes und äußerte: „... Es freut mich, endlich einmal diesem Gespenste, von dem so oft die Rede ist, auf die Spur zu kommen; denn wahrscheinlich kann der Verfasser des von dem verehrten Redner vorgelesenen Aufsatzes darüber nähere Aufschlüsse erteilen ..., denn vor-

läufig, meine Herren! kann ich Sie versichern, bis jetzt ist mir noch kein Mitglied dieser Kongregation bekannt geworden; ich weiß überhaupt nichts von einer solchen geheimen Verbindung in Bayern, es ist mir auch nicht die leiseste Spur derselben vorgekommen.“ Auch die Polizeibehörden der Städte, wo sie ihren Sitz haben und allgemein bekannt sein sollen, hätten noch keine Anzeige darüber an das Ministerium gebracht: „es müßten denn, was ich doch nicht glauben kann, alle Polizeibehörden selbst Mitglieder oder Affiliierte der Kongregation sein.“ Die Regierung traf aber sofort Anordnungen, um der „Kongregation“ auf die Spur zu kommen.

Doch weder Presse noch Abgeordnete merkten, wie leicht man lächerlich werden kann. Das „Inland“ forderte, nachdem bereits die Klage erhoben, und weil die Sache einmal „eine große National-Angelegenheit“ geworden sei, alle Welt auf, „alle Belege und Indizien für das Bestehen jener geheimen Gesellschaft sorgfältig zu sammeln. Vollständige juristische Beweise seien nicht gerade notwendig. Es genügten zur Zeit nahe und entfernte Indizien, durch deren Zusammentreffen die Beweiskraft der schon vorhandenen erhöht werde.“ Und auch die Kammer war nach dieser Richtung thätig. Der Abgeordnete Schwindel wußte schon tags darauf von dem Gespenste zu berichten, daß es „in der Sendlinger Gasse herrschen solle“. Der Abg. Klar, Bürgermeister von München, dem „noch nie ihr Dasein bemerklich geworden“, und der das nicht ohne Überraschung vernommen, machte sich sogleich auf den Weg, suchte die Sendlinger Gasse Haus für Haus ab, fand aber dort nur die Kongregation der Taubstummen. Entrüstet erhob sich, nachdem noch Abg. Graf Seinsheim „das Ganze ein Hirngespinnst, ein Gespenst, in der erhitzten Phantasie mancher wundersam gestimmter Menschen entstanden“, genannt hatte, nochmals der Abgeordnete Culmann, um seine Anklage zu wiederholen und zu ergänzen: „In betreff der Kongregation

hat der Herr Minister des Innern erklärt, daß eine Untersuchung eingeleitet sei. Gut! wenn sie eifrig geführt wird, so wird sich zeigen, ob sie nur ein Gespenst ist oder nicht. Mehrere der Herren haben es allerdings im Laufe der Diskussion bestimmt versichert. Da diese Herren so gewiß wissen, daß die Kongregation ein Gespenst ist, so möchte es fast scheinen, als hätten sie mit diesem Gespenste bereits Umgang gepflogen. Wenn sie aber auch nur ein Gespenst ist, so ist sie doch ein Gespenst der Unterwelt; denn seine Ratschläge sind die der Hölle. Sie haben alle gehört, mit welchem Getöse im vorigen Jahre der schönste Thron Europas niederstürzte, wie drei Generationen einer königlichen Familie von dem heimatlichen Boden für immer vertrieben wurden. Nun, dies war das Werk dieses Gespenstes, dies waren die Früchte seiner Ratschläge. — Wenn übrigens die Kongregation in Frankreich ihren Hauptsitz hatte, so hat sie doch, wie bekannt, ihre Wirksamkeit nicht durch die französische Grenze beschränkt, über alle benachbarten Länder warf sie ihr Netz." Die Pfalz biete für derartige Umtriebe weniger, als irgend ein Land, einen fruchtbaren Boden. „Trotzdem hat sich auch dort eine solche Gesellschaft gefunden. Seit Jahr und Tag wird eine Stadt [Speier, wo der „Katholik" erschien] als der Filialort der Kongregation bezeichnet. Es war zur Zeit, als die Kunde von den Ordonnanzen vom 25. Juli ankam, daß die Gesellschaft die Maske abwarf. Ihr Jubel kannte keine Grenzen. Doch war er nicht von langer Dauer; denn der Taumel von den Festmahlen war kaum verschlafen, als die höchst beklagenswerte und schmerzliche Nachricht eintraf, daß die Aufklärung, die Freiheit und das Recht gesiegt, der Treubruch dagegen und der Meineid die ihnen gebührende Strafe erhalten hatten." — Endlich brachte auch der protestantische Dekan Abgeordneter Lösch eine neue Entdeckung zur Kenntnis der Kammer, indem er ausführte, „daß, weil es keine Kongregation gibt, auch die

von Zeit zu Zeit schon hier angekommenen französischen Geistlichen, wenn sie in das Taubstummeninstitut einquartiert wurden, wahrscheinlich zum Zwecke einer Korrektion hieher gesendet worden sind. Denn Franzosen, welche, wie bekannt, gern und viel sprechen, kann man nicht härter bestrafen, als wenn man sie unter Taubstumme versetzt und ihnen die Gelegenheit zur Unterhaltung entzieht. Später hat man einige davon dadurch wieder schadlos gehalten, daß man sie ins Bad Partenkirchen versetzte, wo sie allerlei Unterhaltung, ganz besonders von München aus, gefunden haben."

Natürlich konnten die Männer, welchen die Kongregationistenjagd galt, nicht schweigen, und mußten, vor dem ganzen Land eines verbrecherischen Handelns angeklagt, notgedrungen sich verteidigen. Es ist nur ungewiß, ob auch Döllinger sich daran beteiligte; denn unter den ziemlich zahlreichen Artikeln und Artikelchen, welche bei dieser Gelegenheit in der „Eos" erschienen, kann höchstens der erste: „Die geheime Polizei und die Kongregation in Bayern. Ein Gespräch" (Nr. 74, 75) ihm angehören. Im Geist und Ton der „Bekenntnisse eines süddeutschen Liberalen" vom Jahre 1829 gehalten und auf die Artikel über die „Kongregation" im August 1830 zurückgreifend, zeigt er allerdings eine große Verwandtschaft mit der Döllingerschen Art. Jedenfalls aber verrät er, wie man die Vorgänge auf seiner Seite auffaßte. Nicht ernst — denn welcher Mann von Geist könnte Lächerliches ernst behandeln? —, sondern mit tiefer Verachtung, deren entsprechendste Waffe die Ironie ist. Und so sind auch Görres' „Vier Sendschreiben an Herrn Culmann, Sekretär der Ständeversammlung" gehalten. Lächerlich war auch das Ende des Lärms: das „Inland" so wenig, als die Behörden fanden die notwendigen „Indizien", so daß auch die Kammer endlich einsah, es entspreche ihrer Würde, den Spuk nicht weiter zu treiben. Triumphierend aber gingen aus dem

Kampfe Görres und seine Freunde hervor — auch in litterarischer Beziehung; denn wenn das Würzburger „Volksblatt" gegen Ende des Jahres Görres' Sendschreiben „Eulen-Sendschreiben gegen Culmann" nennt, so ist das lediglich eine wohlfeile gehässige Verunglimpfung, und die Broschüre: „Der ewige Jude und sein Liebling zu München. Eine Verklärung, skizziert von einem reisenden Maler" bleibt weit hinter dem Geist und der Kraft der Görresschen Sendschreiben zurück.

Weit wichtiger erschien Döllinger offenbar die Frage wegen der gemischten Ehen. Denn so einfach, wie man sich geistlicherseits vorstellte, lag die Sache nicht. Die öffentliche Verhandlung derselben hatte eine tiefe Beunruhigung in den davon berührten Kreisen hervorgerufen, und schon am 12. Januar 1831 mußte die Regierung des Regenkreises in einem Berichte an das Ministerium des Innern bemerken: „Man habe Beispiele, daß die bloß von den protestantischen Pfarrern eingesegneten Ehen als Konkubinate, die Kinder aber als illegitim betrachtet, daß der katholische Teil der Sakramentenspende enthoben und in articulo mortis auf die grausamste Weise beängstigt werde." [22]) Auch die theologische Fakultät war mit der Sache nach dieser Richtung beschäftigt worden; denn in dem Protokoll ihrer Sitzung vom 7. Mai 1831 heißt es: „Herr Kollege Döllinger brachte die von Friedrich von Kerz aufgeworfene Frage zur Sprache: ob unsere Kirche eine gemischte und dabei noch von einem protestantischen Prediger eingesegnete Ehe nicht für gültig und daher auch für unauflösbar ansehe, auch die in solcher Ehe erzeugten Kinder in der katholischen Welt in die Klasse natürlicher Kinder gesetzt werden. Conclus: Es ist keinem Zweifel unterworfen, sondern beständige Praxis der katholischen Kirche, daß eine gemischte, auch von einem protestantischen Prediger eingesegnete Ehe für gültig und daher auch für unauflösbar angesehen werde, und deswegen die in olcher Ehe erzeugten Kinder in der

katholischen Welt keineswegs in die Klasse natürlicher Kinder, sondern in die der legitimen, echtehelichen Kinder gesetzt werden. Diesen ihren Ausspruch bestätigt mit ihrem Siegel die königliche theologische Fakultät. 9. Mai 1831." Und ebenso hatte sich die Regierung veranlaßt gesehen, die Ordinariate zu Äußerungen über diesen Punkt aufzufordern, welche indessen ebenso lauteten, wie die der theologischen Fakultät, nur daß nach der Mitteilung des Ministers Schenk noch ausdrücklich hinzugefügt war, „zur Gültigkeit einer gemischten Ehe sei die Einsegnung von seiten des katholischen Pfarrers nicht erforderlich". Diese Beunruhigung muß man im Auge behalten, wenn man das Begehren der priesterlichen Einsegnung der gemischten Ehen, mit oder ohne katholische Kindererziehung, verstehen will. Von ihr ging auch der fünfte Ausschuß der II. Kammer aus, als er nach einem Vortrage des Referenten von Eberz am 16. April die eingebrachte Beschwerde wegen Verweigerung der priesterlichen Einsegnung einer gemischten Ehe, wenn nicht sämtliche Kinder in der katholischen Religion erzogen werden, für begründet erklärte und den Antrag stellte: „auf verfassungsmäßigem Wege Abhilfe nachzusuchen und Gehorsam für das Gesetz unter Präjudiz der unbedingten Sperre der Temporalien bei einem ferneren Entgegenwirken gegen die für gemischte Ehen bestehenden Staatsgesetze von den bischöflichen Ordinariaten und deren untergeordneter Geistlichkeit zu verlangen."

Allein der Antrag schoß weit über das Ziel hinaus. In der Verfassung steht nichts davon, daß die katholischen Pfarrer die gemischten Ehen einsegnen müssen, und wenn man für die Brautleute so ängstlich Sicherung ihrer Gewissensfreiheit beanspruchte, so konnten die katholischen Geistlichen, wie hervorragende Kammerredner selbst anerkannten, ebenso gut die Verfassung dafür anrufen, daß man auch ihrem Gewissen keinen Zwang anthun dürfe. Noch schiefer war das Argument,

daß die katholischen Pfarrer, weil sie Standesbeamte seien, alle zur Giltigkeit einer Ehe notwendigen Akte, also auch die Einsegnung, vollziehen müßten. Denn einmal ist nach der verbreitetsten Meinung die priesterliche Einsegnung zur Giltigkeit selbst der sakramentalen Ehe nicht notwendig, und dann folgt, wenn die katholische Geistlichkeit behauptete, die Einsegnung nicht leisten zu können, keineswegs, daß man sie, weil sie Standesbeamte sind, durch Temporaliensperre rc. zur Einsegnung zwingen müsse, sondern lediglich das: daß sie dann zu Standesbeamten unfähig seien, und daß man auf verfassungsmäßigem Wege andere Standes-Beamte, kurz die Civilehe, einführen müsse. Einige Redner, wie der II. Präsident Seuffert und der Abg. Rudhart, deuteten auch darauf hin, unterließen es aber seltsamerweise, die ganze Konsequenz zu ziehen und auf Einführung der Civilehe einen Antrag zu stellen.

Diese Überschwänglichkeit in dem Antrage des fünften Ausschusses und der inzwischen bekannt gewordene, wenig geschickte und im polternden, die Geistlichkeit verletzenden Tone abgefaßte Vortrag des Ref. v. Eberz reizten auch Döllinger, das Wort zu ergreifen und am 17. Mai, einen Tag vor Beginn der Verhandlung, eine anonyme Schrift: „Über die gemischten Ehen“ ausgehen zu lassen. Er geht darin mit dem Referenten recht grausam um. Denn schon eingangs heißt es: „Der ganze 20 Seiten lange Vortrag wimmelt von den gröbsten Sprachfehlern und liefert den Beweis — wenn es dessen bedürfte — daß man in Bayern zum Deputierten und selbst zum Referenten eines Ausschusses gewählt werden kann, ohne nur richtig deutsch schreiben — und folglich auch reden zu können. Wahrlich, das Los der gebildeten Männer in der Kammer, welche dazu verdammt sind, stundenlang die quälenden Dissonanzen dieses mißgeschaffenen, Ekel erregenden Geredes anzuhören, ist kein beneidenswertes, und schon die

Resignation, mit welcher sie sich in das freilich Unabänderliche fügen, ist kein geringes Verdienst um das Land. Herr v. Eberz redet, um eine Probe seines reinen, geschmackvollen Stils zu geben, von ‚Notorität', von ‚rekoquierten Maximen', von ‚einem folgerechten Progressive', von ‚Handlungen, die sich unter keinem Palladium schützen lassen', von ‚normierenden Bestimmungen' u. s. w." Da der Referent immer wieder versicherte: Dieser Zustand erschüttere Bayerns Fundamentalgesetz; der Staat selbst müsse dadurch erschüttert und schwankend gemacht werden, so wendet Döllinger die Verse auf ihn an:

Er sagt es, sagt es noch einmal,
Nochmals sagt er es laut, hat es gesagt und geht ab.

Dann heißt es wieder: „Wenn nun Herr v. Eberz so geradehin behauptet, daß das Verfahren der Kirche die Rechte des Staatsbürgers verletze, so muß man freilich darauf verzichten, ihm, dem die ersten Elemente des logischen Denkens abgehen, irgend eine Wahrheit begreiflich zu machen, sonst würden wir ihm demonstrieren ... Aber noch schlagender ist es, wenn Herr v. Eberz S. 17 die Bischöfe beschuldigt, sie erklärten durch ihre Forderung ‚den vom Staate geregelten Zustand als irreligiös und unerlaubt', sie erklärten ‚die Staatsgesetze als Sündengesetze'.

Man muß zuweilen solche Trümpfe wagen,
Am rechten Ort ein albern Wort zu sagen,
Thut oft den herrlichsten Effekt."[28])

Das war nicht der richtige Ton, und da er sich auch durch die Behandlung der sachlichen Punkte zieht, schadete er mehr, als er nützte. Es brachte daher das Schriftchen, obwohl es unter die Abgeordneten verteilt wurde, auch keine Wirkung hervor; ja, der angegriffene Referent erklärte gelegentlich in der Kammer: „Ich werde dem anonymen Verfasser einer unter meine verehrten Kollegen verteilten, ebenso gehaltlosen als gemeinen, groben Schmähschrift zu seiner Zeit

die verdiente Abfertigung erteilen, allein in meiner gegenwärtigen Stellung als Deputierter kann ich nicht achten auf ein solches Froschgequacke"[24]) — eine freilich auch wieder zu weit gehende, aber erklärliche Übertreibung.

Der am 31. Mai gefaßte Beschluß war so merkwürdig als die Verhandlungen. Mit 69 gegen 34 Stimmen verwarf die Kammer die Frage: „Findet die Kammer der Abgeordneten die vorgetragene Beschwerde als solche begründet, und will sie dieselbe mit der Bitte um schleunige Abhilfe dem Monarchen zur Vorlage bringen?" Dagegen wurde mit 66 gegen 37 Stimmen beschlossen: „Es sei der Antrag dahin zu stellen, daß die Staatsregierung die katholische Geistlichkeit zur genauen Befolgung des III. Kap. Abschn. II des Edikts II zur Verfassungs-Urkunde anweisen, und dieselbe zur Ausübung ihres Amtes bei gemischten Ehen, insbesondere zur Vornahme der Proklamationen und Entlassung, sowie zur Assistenz bei dem Verehelichungsakt, auch wenn die Erziehung aller Kinder in der katholischen Religion nicht zugesichert wird, nötigenfalls durch alle nach dem Gesetze zulässigen Mittel anhalte;" ferner mit 63 gegen 40 Stimmen: es „sei zu beantragen, daß bei fernerem Entgegenwirken gegen die für gemischte Ehen bestehenden Staatsgesetze der Gehorsam für das Gesetz von den bischöflichen Ordinariaten und der denselben untergeordneten Geistlichkeit durch das Präjudiz der unbedingten Temporaliensperre und dessen Realisierung im Falle Bedürfens erwirkt werden möge." Und endlich wurde mit 62 gegen 41 Stimmen der „Wunsch" angenommen, „daß, wenn dem hinsichtlich der gemischten Ehen bestehenden Mißstande, welcher die vorliegende Beschwerde veranlaßt hat, nicht in kurzer Zeitfrist auf die beantragte Weise oder im Wege diplomatischer Unterhandlung [mit Rom] abgeholfen werden sollte, derselbe durch im gesetzlichen Wege zu bewirkende Erklärung der Ehe als ein civilrechtliches Institut, und damit zu verbindende Einführung

von Civilstandsregistern und Civilstandsbeamten, wie solche im Rheinkreise bestehen, möge beseitigt werden," — ein Ausweg, auf den Döllinger schon vor der turbulenten Kammerverhandlung hingewiesen hatte.

Klarheit und Bestimmtheit kann man diesen Beschlüssen nicht nachrühmen. Denn was heißt, um nur eines anzuführen, „Assistenz bei dem Verehelichungsakte"? War damit bloß die passive oder auch die aktive Assistenz, bloß die Konsenserklärung der Brautleute vor dem katholischen Pfarrer, oder auch die priesterliche Einsegnung, um die sich die Beschwerde und die Verhandlungen drehten, gemeint?

Es ist begreiflich, daß die katholische Geistlichkeit durch diesen Kammerbeschluß aufs höchste beunruhigt wurde und alles aufbot, ihn zu beseitigen. Schon am 3. Juni beschloß das erzbischöfliche Ordinariat von München-Freising und am 7. Juni das bischöfliche von Regensburg eine „Beschwerdevorstellung an die Kammer der Reichsräte, sowie mutatis mutandis an S. K. Majestät". Das Münchener Ordinariat meinte aber seiner Beschwerde noch einen größeren Nachdruck geben zu können, wenn es die theologische Fakultät veranlassen würde, ihre Stimme in gleichem Sinne zu erheben. Es schrieb daher am 20. Juni an dieselbe, teilte ihr die von ihm bereits gethanen Schritte mit und schloß: „Nachdem nun bei ähnlichen Angelegenheiten von jeher die Erklärungen theologischer Fakultäten von Gewicht und Wirksamkeit gewesen sind, so will man die theologische Fakultät der hiesigen Universität hiermit ansinnen, gegen den eingangs erwähnten Kammerbeschluß auch ihre Stimme auf eine Weise zu erheben, welche die Fakultät für die angemessenste erachten wird." Die Fakultät hatte jedoch keine Lust dazu, um so weniger, als das Ordinariat eine durchaus unhaltbare Stellung eingenommen und bemerkt hatte: durch den Kammerbeschluß „ist offenbar sowohl die Lehre als die Disziplin der katholischen Kirche wesenhaft gefährdet", und

beschloß in ihrer Sitzung vom 25. Juni auf die Frage: „Ist die katholische Lehre angegriffen durch den Kammerbeschluß vom 30. vorigen Monats?“ einfach: „Da die katholische Lehre nicht angegriffen ist, so sieht die theologische Fakultät sich nicht geneigt oder aufgefordert, ihre Stimme bei diesem Streite zu erheben. Dies soll dem erzbischöflichen Ordinariat kurz angezeigt werden.“ Eine Meinungsverschiedenheit bestand darüber in der Fakultät nicht, und auch Döllinger, welcher in der Sitzung anwesend war, hatte nichts gegen den Beschluß der Fakultät einzuwenden. Aber das Ordinariat war von der Stellung, welche die Fakultät in der Sache einnahm, wenig erbaut. Es sandte ihr am 5. Juli die Sonderabdrücke der Münchener und Regensburger Beschwerdevorstellungen und fügte ihnen ein kurzes und spitziges Begleitschreiben bei, welches die Verstimmung über die Fakultät unzweideutig erkennen läßt: „Auf die Rückäußerung der theologischen Fakultät auf die diesseitige Aufforderung rubr. Betr. entsteht man nicht, ein Exemplar von oberhirtlichen Beschwerdevorstellungen gegen den Beschluß der Deputiertenkammer vom 30. Mai zur Wissenschaft mitzuteilen und mit Hochachtung zu sein ...“ So klang der Streit auch mit einer Dissonanz zwischen Ordinariat und Fakultät aus.

Damit scheint die Teilnahme Döllingers an dieser Frage ein Ende gehabt zu haben; er kam aber später immer wieder auf diese Verhandlungen zurück, um sie zu geißeln,[25]) nachdem sogar Julius Stahl in Harleß’ „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“ (1839, Januar 1.) erklärt hatte: „Die protestantische Kirche müsse die Handlungsweise der katholischen in Bezug auf die gemischten Ehen vollkommen ehren und billigen“. Unterdessen hatten ja auch die obersten Autoritäten die Sache in die Hand genommen. Der Landtagsabschied vom Jahre 1831 bestimmte: die katholischen Geistlichen sollen, wenn bei gemischten Ehen die katholische Erziehung sämtlicher Kinder

nicht versprochen werde, zwar nicht zur Trauung, aber zur Proklamierung und Ausstellung der Dimissorialien verpflichtet sein. Der Papst aber entschied am 27. Mai 1832, daß die Pfarrer, wenn Dispens und die nötigen Kautelen nicht voraus-gehen, jede Mitwirkung zur Eheschließung verweigern, was nach wiederholten Verhandlungen in einer Instruktion vom 12. September 1834 dahin gemildert wurde, daß wenigstens die Proklamierung und die Ausfertigung des Ledigscheins mit dem Vermerk, es sei das Ehehindernis der gemischten Religion vorhanden, gestattet seien; doch sollten die Pfarrer als Standesbeamte dabei fungieren dürfen. Eine Lösung der Schwierigkeit für den Staat war das nicht.

Elftes Kapitel.

Die Fakultätsverhältnisse. Amman †. Gengler. Günther. Sailer. Stadler und Kaiser. Defensor matrimonii.

Die Stellung Döllingers zu der Fakultät war die gleiche geblieben. Er stand noch immer außerhalb derselben und nahm immer noch nicht teil an den Preisfragen, Promotionen, Berufungen u. s. w. — ein um so schreienderes Mißverhältnis, als Döllinger schon damals einer der hervorragendsten und einflußreichsten Lehrer an der Fakultät war, jedenfalls aber an allseitiger Bildung seine sämtlichen Kollegen überragte. Nur zufällig, wenn sie einem anderen für sämtliche Professoren bestimmten Rundschreiben beigelegt waren, sah er z. B. die Thesen, welche die Doktoranden zur Verteidigung aufstellten; von Berufungen aber erfuhr er bloß dann etwas, wenn in einer allgemeinen Sitzung, zu der auch er herangezogen werden mußte, darüber beraten wurde. Eine solche Gelegenheit ließ er sich dann nicht entgehen, um auch seine Meinung, etwa mit der Bemerkung: „wenn mein Votum berücksichtigt werden sollte", geltend zu machen, und in der Regel drang sie auch durch. Einige Beispiele werden diese verschrobene Stellung, die offenbar für Döllinger selbst eine drückende war, erkennen lassen.

Anfangs Februar 1831 reichte ein gewisser Berg seine Doktorthesen ein, unter denen die 21. lautete: Placetum regium quod vocatur saeculari potestati competit (das sog. königliche Placet kommt der weltlichen Gewalt zu), und die 22: Recursus ad principem ab ecclesia admitti debet (der Rekurs an den Fürsten muß von der Kirche zugelassen werden). Keiner der Fakultisten hatte daran Anstoß genommen. Nicht so Döllinger. Er schrieb: „Ich erlaube mir zu bemerken, daß mir die 22. These anstößig und fast unkatholisch scheint; sie sollte dahin gestellt werden, daß ein Rekurs an die weltliche Gewalt in rein geistlichen und kirchlichen Dingen durchaus unstatthaft, vielmehr ein kirchliches Vergehen sei, und daß ein solcher nur dann stattfinden könne, wenn die kirchliche Behörde ihre Grenzen überschritten und bürgerliche Gesetze oder Rechte verletzt hat." Die Fakultisten beugten sich in der That vor ihm, und die These wurde dahin abgeändert: „der von gerechten Grenzen umschriebene Rekurs . . ." (justis limitibus circumscriptus)". Eine Bemerkung übrigens, die man für seine eigene spätere Stellung im Auge behalten muß, sowie auch den Umstand, daß er gegen die 21. These, gegen die Berechtigung des königlichen Placets, ebenfalls nichts zu bemerken hatte.

Etwas später wandte sich ein Kandidat der Theologie, Augustin Schoop aus Rheinpreußen, mit einem Gesuch um Unterstützung zu seiner weiteren Ausbildung für das theologische Lehramt an das Ministerium des Innern. Da die Fakultät, zu einem Gutachten darüber von der Regierung aufgefordert, das Gesuch neben anderen Verhandlungsgegenständen auch an Döllinger gelangen ließ, schrieb er entrüstet: „Es steht mir darüber zwar kein Votum zu, doch kann ich nicht umhin, meine volle Übereinstimmung mit den übrigen HH. Kollegen auszusprechen und zu bemerken, daß die von Schoop vorgelegten Zeugnisse nur von der Art sind, wie sie jedem

nicht gerade nachlässigen Studenten in Bonn ausgestellt zu werden pflegen, und daß wir gewiß mehrere weit besser befähigte junge Männer unter unseren inländischen Zöglingen haben. Seine hochtrabende Versicherung von außerordentlichen Leistungen verdiente als das bezeichnet zu werden, was sie ist: als lächerliche Arroganz!!" Und das unerbetene Votum war nicht umsonst: es wurde wesentlich dem Dekanatsschreiben zu Grunde gelegt.

Für sein Verhältnis zur Fakultät in der nächsten Zeit wurde aber die Reise bedeutsam, welche er im Herbst 1831 unternahm und auf welcher er auch Bamberg berührte. Er fand dort noch zahlreiche Verwandte, auch den in Platens Tagebuch genannten „Assessor Merk", welcher inzwischen Appellationsgerichtsrat in Bamberg geworden war, und manche alte Bekannte. Nur einen, den Erzbischof von Fraunberg, der, in den alten Traditionen aufgewachsen, mehr einen weltlichen Fürsten als einen Bischof zu spielen fortfuhr, mied er zu dessen Verdruß. Denn, heißt es in einem Briefe Genglers an Döllinger: „Daß Du im verflossenen Herbste bei Deinem hiesigen Aufenthalte nicht zu unserm Hrn. Erzbischof gekommen bist, ist vielleicht zu bedauern. Vor einigen Wochen, wo ich wieder einmal bei ihm war, fing er sogleich wieder von Dir zu sprechen an und wiederholte, daß es ihm sehr lieb gewesen wäre, Dich kennen zu lernen". Unter allen erregte aber niemand seine Aufmerksamkeit so sehr, als der Lycealprofessor Gengler, dessen geistige Begabung ihm schon als Student in Bamberg imponiert hatte. Auch Möhler, mit dem Gengler während seiner Studienzeit in Tübingen befreundet wurde, erteilte ihm bei Besprechung seiner Schrift: „Über das Verhältnis der Theologie zur Philosophie" das schöne Lob, daß er ihn „schon länger als einen sehr thätigen, selbständig denkenden, gelehrten und scharfsinnigen Forscher, noch mehr aber als einen wahren Jünger Christi liebte und verehre".

Jetzt lehrte er, wie Möhler und Döllinger, Kirchengeschichte, die allein ihn freilich nicht befriedigte. Sein zur Spekulation veranlagter Geist drängte ihn immer wieder zu dem Versuche einer Lösung der schwierigsten Probleme der theologischen Wissenschaft und war gerade jetzt mehr als je damit beschäftigt. Döllinger empfing daher von ihm einen so günstigen Eindruck, daß er ihn lange nicht aus den Augen verlor und stets wieder, wenn es galt, eine Professur zu besetzen, und er in der Lage war, einen Einfluß darauf auszuüben, in Vorschlag brachte. Und solche Gelegenheiten sollten sich bald nach seiner Rückkehr nach München bieten.

Am 10. Oktober war Amann, Professor der Moraltheologie, „Fakultist" und Universitätsprediger, gestorben. Das erste Geschäft der Fakultät war daher die Ausfüllung der dadurch entstandenen Lücken, und zunächst konnte Döllinger hoffen, daß er nunmehr in die (innere) Fakultät einrücken würde. Die Hoffnung vereitelte aber die Fakultät durch den Beschluß, daß, da nach dem Beschluß vom 22. August 1827 die Fakultät nur vier Fakultisten haben soll, und da Amann bloß deswegen Fakultist gewesen sei, weil er am 22. August 1827 schon in der Fakultät war, die vakant gewordene Stelle nicht zu besetzen, d. h. Döllinger auch ferner von der Fakultät ausgeschlossen sei (Oktober 31.) — ein Beschluß, den dieser keineswegs erwartet zu haben scheint. Denn als die Fakultät am 8. November beschloß: „Die Universitäts-Predigerstelle soll semesterweise abwechselnd von den theologischen Professoren versehen und der Herr Professor Döllinger eingeladen werden, in diesem Semester (am ersten Adventssonntage) damit anzufangen", antwortete dieser auf das Schreiben des Dekans Wiedemann vom 12. November: „Ew. Hochwürden haben infolge eines von der theologischen Fakultät über die Universitätspredigten gefaßten Beschlusses die Aufforderung an mich ergehen lassen, für dieses Semester diese Predigten zu über-

nehmen. Allein da ich nicht zu der Fakultät zu gehören die Ehre habe, so glaube ich auch, daß jener Beschluß auf mich durchaus keine Beziehung habe, und ich kann der an mich gestellten Aufforderung um so weniger entsprechen, da es mir sowohl an der dazu erforderlichen Kleidung, als auch, wegen früher eingegangener Verpflichtungen, an der nötigen Zeit gebricht."

Die früher eingegangenen Verpflichtungen beziehen sich offenbar auf litterarische Arbeiten; denn am 13. Dezember 1831 schließt er mit dem Buchhändler J. G. Manz in Landshut einen Vertrag über eine neue Bearbeitung der Hortigschen Kirchengeschichte in drei Bänden und 1500 Exemplaren ab: außer 18 Freiexemplaren sollte er 11 fl. rh. für den Druckbogen erhalten, müsse aber seinerseits jedes Semester über das Werk lesen und seine Zuhörer anhalten, sich dasselbe anzuschaffen. Ferner wurde zu gleicher Zeit vereinbart, daß der erste Teil des Manuskripts des unter seiner Feder sich befindenden „Handbuchs der gesamten theologischen Litteratur", das in Lexikonformat und gebrochen herzustellen, erst nach Vollendung der Kirchengeschichte und in noch zu bestimmender Zeit abgeliefert werden solle, und daß auch hier das Honorar 11 fl. rh. für den Druckbogen betragen, die Zahl der Freiexemplare aber dem Verfasser zu bestimmen überlassen sein solle.

Die Frage der Wiederbesetzung der durch den Tod Amanns erledigten Moralprofessur wurde, da Döllinger die Pläne der Fakultisten, mit denen er gar nicht einverstanden war, immer wieder durchkreuzte, äußerst schwierig. Er wollte eine Kapazität, die Fakultisten einen Lückenbüßer. Dazu erschwerten diese die Erledigung noch dadurch, daß sie sogleich in ihrer ersten Sitzung die Verbindung der Moralprofessur mit der der neutestamentlichen Exegese als wünschenswert erklärten. Indessen erschienen auch ihnen die ersten Petenten, Salat, Goldwitzer und Ströhl, als ungeeignet, und be-

schlossen sie nach längerer Beratung, „daß die Herren Assessoren, welche taugliche Subjekte vorschlagen könnten, ihre Vota schriftlich abgeben möchten.“ Diesen Beschluß bezog Döllinger, der ebenfalls anwesend war, auch auf sich und lieferte daher neben Mall, Allioli, Wiedemann und Buchner ein Separatvotum ein, welche Gutachten darauf an den akademischen Senat gingen. Am 31. Oktober saßen die Fakultisten wieder beisammen und bezeichneten den Bittsteller „Pfarrer Dr. Atzenberger für fähig und würdig . . ., wenn nicht die allerhöchste Stelle das Bedenken hinsichtlich seines Alters und seiner Harthörigkeit erheblich finden sollte“. Auch „Dr. Hagel, Professor der Dogmatik in Dillingen, wurde einstimmig als fähig und würdig anerkannt“. Nur der Kandidat Döllingers, Gengler, fand bei ihnen keine Gnade, indem sie erklärten: derselbe „habe in seiner Abhandlung, welche er im Jahre 1826/27 mit der Bitte um den theologischen Doktorgrad der Fakultät übergab und auch seither keine Probe seiner Lehrfähigkeit für neutestamentliche Exegese geliefert“. Und auf diese oder ähnliche Weise wurde noch eine Reihe klangloser Namen, darunter auch der frühere Kollege Döllingers in Aschaffenburg, Illig, beseitigt. In der That enthielt das Dekanatsschreiben vom 8. November an den Senat nur den alten harthörigen Pfarrer Atzenberger und Professor Maurus Hagel, während es von Gengler hieß: er habe sich in seiner Abhandlung von 1826 „nicht streng theologisch gebildet dargestellt[1]) und auch noch keine Probe seiner Lehrthätigkeit für die neutestamentliche Exegese geliefert“.

Die Gefahr lag nahe, daß wirklich Atzenberger die Professur erhalten möchte. Wie wenig aber der Fakultät mit einer solchen Acquisition genützt sein würde, sah nur Döllinger ein. Er ließ daher Gengler fallen und drang auf Görres' Rat auf die Berufung des Wiener Philosophen Günther. Am 11. November, als die Fakultät über ein neues Bittgesuch

des Seminarpräfekten Dr. Gratz in Augsburg zu befinden hatte, benutzte Allioli die Gelegenheit, einen „Vor- und Antrag über die Vorschlagung des k. k. Censors philosophischer Schriften A. Günther als Professor der Moraltheologie, im Falle die Professur der Moral und der Exegese nicht vereinigt würden", einzubringen. Da aber keiner der Fakultisten Günther kannte, keiner auch nur eine seiner Schriften gelesen hatte, so ging das conclusum per maiora durch: „Soll vor der Hand Umgang davon genommen werden."

Dieser Vorgang überzeugte Döllinger und Görres, daß die Fakultät es zu keiner ersprießlichen Besetzung der erledigten Professur bringen werde, und daß zu diesem Zwecke ein anderer Weg eingeschlagen werden müsse. Sie wollten nur vorher erfahren, ob Günther geneigt wäre, einen Ruf anzunehmen. Görres, schon länger mit ihm in Briefwechsel stehend, übernahm es, bei ihm anzufragen. Günther hatte indessen keine Lust, nach München zu kommen. Es fiel ihm auf, daß nicht die Fakultät ihn rief. Dann schien es ihm bedenklich, neben Schelling und Baader auftreten zu sollen, und fürchtete er, Sailer könnte eine unfreundliche Haltung zu ihm einnehmen, oder man möchte ihn, da er einmal kurze Zeit Jesuiten-Noviz gewesen, als Jesuiten verschreien. So liege die Sache nicht, antwortete ihm Görres am 10. Dezember: „Sie legen auf die Meinung der Fakultät ein ungebührliches Gewicht, und nun die Sache so schwer nehmend, wie Sie dieselbe abgeschätzt, stellen Sie sich vor, es läge eine Abneigung gegen Ihre Person und Ihre Theologie zu Grunde, und Sie würden also als ein rasselnder Kriegs- und Sichelwagen hier einfahren müssen. Dem ist aber nicht so. ... Da ist Professor Mall, der Hebräer bei der Fakultät, an den war kein Laut von der spekulativen Theologie gelangt, in der seinigen ist er schon fest, anderes läßt er auf sich beruhen, denn er hat seine Bilanz abgeschlossen. Er ist übrigens ein guter Mann, nicht

streitsüchtig und nicht hadernd, auch nicht dazu aufgelegt, sich in Weitläufigkeiten einzulassen. Neben ihm sitzt Wiedemann, der hat wohl von der spekulativen Theologie gehört durch die Seminaristen, denen ich Lobens davon gemacht, die sie studiert und die ihm davon gesagt haben, und hat wohl auch hineingesehen, nichts Arges daran gefunden und sie vielleicht für entbehrlich gehalten, was ich jedoch nur so hinsage, bloß meinend, ohne nur etwas darüber gehört zu haben. So wie Sie hier an seiner Seite sitzen, wird er Ihnen nichts in den Weg legen und Sie kollegialisch behandeln. Am dritten Orte ist Buchner; er hat seine Dogmatik in lateinischer Sprache in seinem Kompendium niedergelegt, da ist alles rund beisammen, und er übersieht seinen Reichtum und weiß ihn zu Rat zu halten. Ich habe nicht gehört, daß er Ihnen irgend entgegen wäre; er mag beschränkt sein, aber ich habe ihn nie unbillig gesehen. Allioli, der vierte, ein braver und einsichtsvoller Mann, wünscht, daß Sie kommen und hatte sich gleich für Sie erklärt, die Anderen wünschen es nun beinahe auch und möchten, daß beide, Sie und der Ihrige, vom König gerufen würden, was dieser indessen schwerlich thun wird.“ Und nach einigen Worten über Schelling und Baader, die er nicht zu fürchten habe, sowie über Salat, der ihn allenfalls bei seinem Überschreiten der bayerischen Grenzen mit einem großen Trompetenmarsch überfallen könnte, fährt er fort: „Am allerwenigsten wird Sie Sailer irren, der verlangt nichts von Ihnen, als daß Sie katholisch sind, und hat nichts dagegen, wenn Sie es mit Verstand sind. Lehren also können Sie, wie es Ihr Gewissen Ihnen gestattet, sonst in aller Freiheit, und niemand wird Sie, so weit ich sehen kann, anfechten, an dem Sie nicht etwa selbst Anfechtung suchen, auch der Jesuitenklatsch wird nichts verfangen, da die Riechnase in scharfer Luft den Schnupfen bekommen und das Schnuppern unterläßt (Hormayr?). — Überhaupt ist der Vorschlag der

Universität nur eine Form, an der man sich gern hält, wenn nicht Besseres zu anderem rät. Die Sache kommt auf die obere Behörde und zuletzt persönlich auf den König an, der beruft nach seinem Ermessen."

In der That war die obere Behörde „an den guten Leuten", welche die Fakultät bildeten, „vorüber" für Günther interessiert worden und hatte seinen Namen dem König unterbreitet, da Döllinger, dessen Ansehen durch eine neue Berufung nach Freiburg i. B. noch mehr stieg, nach Ablehnung derselben ein um so größeres Interesse an der Hebung der Fakultät gewonnen hatte. Doch interessierte der von ihm protegierte Kandidat auch den König Ludwig in so hohem Grade, daß er am 12. Dezember wegen „mehrerer erst einzuleitender Recherchen" durch Übertragung der Moral auf Wiedemann ein Provisorium schuf und sogleich über Günther den Bischof Sailer befragte, welcher „ungesäumt antwortete: ‚ich wünsche von ganzem Herzen und verspreche mir viel Gutes davon, daß man ihn berufe, und ich erwarte nur einen Wink, um demselben vorläufig den Antrag zu machen'". Der königliche Wink kam alsbald, und am 28. Dezember 1831 setzte sich Sailer mit dem Philosophen in Verbindung. Da dieser, der den Brief nicht erhalten hatte, nicht antwortete, und der König drängte, schrieb Sailer ihm am 16. Januar 1832 ein zweites Mal. Leider konnten auch die väterlich liebevollen, die Leistungen Günthers in vollem Maße anerkennenden Worte Sailers ihn nicht zur Annahme eines Rufes bewegen. In einem dritten Schreiben vom 28. Januar machte der Bischof ihm neue dringende Vorstellungen, wozu er vom König selbst und direkt beauftragt, nicht von Günthers litterarischen Freunden in München veranlaßt sei. Er nehme seine Ablehnung noch nicht als eine definitive und schreibe daher „dem Könige von dem Inhalte seines Briefes noch nichts, sondern bitte ihn, die Sache noch einmal ernstlich vor Gott zu überlegen und

ihm dann sobald möglich wieder zu schreiben." Und da Günther auch den Abgang des theologischen Doktortitels geltend gemacht zu haben scheint, so erbot sich Sailer, „der theologischen Fakultät (in München) wegen des Diploms durch einen vertrauten Freund einen Wink zu geben, und ich zweifle", setzte er etwas zu vertrauensselig bei, „nicht am Erfolge. Noch einmal: Überlegen Sie die Sache mit Gott, bedenken Sie zugleich, wie viel davon abhängt, von welchen Händen, in welchem Geiste die Bildung des jungen Klerus in dieser Zeit und in unserem Lande betrieben werde! Es steht der Kirche ein ernster Kampf — der ernsteste mit vielen ihrer eigenen verblendeten Söhne — bevor, und ein solcher Zeitpunkt verdient es wohl, daß wer Kraft in seinen Sehnen fühlt, sich rüste und mit geschürzten Lenden auf den Kampfplatz trete, die Schar der Jünglinge um sich sammle, damit sie nicht in der Zerstreuung dem Feinde in die Hände fallen, sondern unter der Fahne der Einheit streiten und siegen".

Doch alle Beredsamkeit Sailers vermochte Günther nicht zu bewegen, nach München zu gehen, zu seinem eigenen Nachteile, wie Görres später meinte.[2]) Für niemanden war aber die Weigerung Günthers betrübender als für Döllinger, der mit anderen so große Hoffnungen an die Gewinnung desselben geknüpft hatte. Was thun in dieser Lage? Einen der Kandidaten der Fakultät durchdringen lassen, oder ohne sie einen neuen der obersten Behörde in Vorschlag bringen, wie es das Interesse der Fakultät forderte? Döllinger wählte das letztere, und der Kandidat, den er vorschlug, war wieder Gengler, den die Fakultisten bereits abgelehnt, und er selbst für Freiburg vorgeschlagen hatte. Die Fakultisten scheinen überhaupt nichts von diesem neuen Vorgang gewußt, und nach der Ablehnung Günthers nur um so sicherer die Ernennung eines ihrer Kandidaten erwartet zu haben. Wenigstens verrät kein Wort ihrer Akten etwas davon, und fällt auf die Geschichte

der Fakultät nur aus den Briefen Genglers an Döllinger einiges Licht. Aber seltsamerweise betrieb Döllinger auch diese Berufung ohne die Zustimmung des zu Berufenden. Denn am 1. März 1832 schrieb Gengler ihm darüber: „Was Du mir sonst schreibst wegen meiner Versetzung nach München, so thut es mir leid, Dir sagen zu müssen, daß es bei meiner letzten Erklärung bleibt. Ich sage, es thut mir leid: denn ich verkenne gar nicht, was die Sache nach einer Seite hin Lockendes hat, aber ich habe andere Rücksichten zu machen, die mir durchaus widerraten, meine gegenwärtigen Verhältnisse aufzugeben. Auch wäre der pekuniäre Vorteil nicht nur nicht bedeutend, sondern vielmehr, statt Vorteil würde ich Nachteil haben. Mit 200 Gulden Zulage (denn soviel schätze ich mir höchstens) würde ich fürs erste Jahr meine Umzugskosten und neue Einrichtung zu decken haben, und dann gehen 200 Gulden wahrscheinlich für mein Quartier auf, das ich hier um 60 Gulden bezahle. Auch ist für mich der Umstand von Bedeutung, daß ich hier meiner alten Mutter an der Seite bin. Sage also zu Hrn. Oberstudienrat Mehrlein, daß er mich nicht vorschlagen wolle. Lieber gehe ich nach Freiburg, wo ich nicht wieder ein neues Fach zu übernehmen brauche. Denn nachträglich muß ich mir auch das noch sagen, daß ich, nur um das Fach der neutestamentlichen Exegese zu lehren, mich von neuem großen Anstrengungen unterziehen müßte, und ich weiß, was ich in den ersten Jahren hier arbeiten mußte. Zudem schreckt mich erst in der Thut das völlig ob, daß ich Moral lehren soll. Denn ich halte dafür, soll ein Lehrer der Moral für dieses Fach bei seinen Zuhörern Interesse erregen, so muß er in der That, ich möchte fast sagen, auf einer sehr hohen Stufe poetischer Bildung stehen: Es sind die wahren Ideale des Lebens, die er zu exponieren hat, und um sie würdig zu exponieren, muß wahrlich schon die Sprache des Lehrers poetisch sein. Außer-

dem sind die Vorträge über Moral langweilig, und das ist auch gewöhnlich der Fall. Ich aber fürchte so etwas für mich wenigstens."

Döllinger, der wohl die Hoffnung hegte, daß Gengler einer vollendeten Thatsache gegenüber nachgeben würde, that indessen nichts, die Ernennung desselben aufzuhalten, und scheint ihm auch weiter nichts darüber mitgeteilt zu haben. Denn im nächsten Briefe ist Gengler beruhigt, und findet sich nicht der leiseste Gedanke daran, daß er noch auf die Münchener Moralprofessur ernannt werden könnte. Ja, in einem folgenden Brief vom 8. April 1832 fragt er sogar Döllinger: „Noch nicht besetzt? Arme katholische Fakultät!" Aber Döllinger, der seinen Plan nicht gestört wissen wollte, schwieg nun ganz; weder Gengler noch die Fakultät wußte, was im Werke sei; vielmehr war diese so harmlos, daß sie sich gerade jetzt in der schärfsten Weise über Gengler aussprach. Die indirekte Veranlassung dazu gab Sailer, der Günther trotz seiner Ablehnung des Rufes noch immer das Ehrendoktorat von der theologischen Fakultät erteilt wissen wollte. Der Dekan, durch Prof. Buchner von dem bischöflichen Wunsche unterrichtet, stand nicht an, am 3. Mai die Fakultisten zu einem Gutachten darüber aufzufordern und dadurch zu veranlassen, ihre wissenschaftliche Höhe darzuthun. Mall erklärte sich gegen die Verleihung, weil Günther den Ruf an die Universität abgelehnt habe, und fügte bei: es frage sich, ob Günther die notwendigen theologischen Kenntnisse habe; er scheine mehr Philosoph als Theolog zu sein, „davon nichts zu sagen, daß es sich frage, ob seine Spekulation echt katholisch sei. Doch hat die theologische Fakultät aus solchem Skrupel Hrn. Prof. Gengler den theologischen Doktorgrad verweigert." Allioli äußerte: Über Günther könne die Fakultät erst entscheiden, „wenn sie in den Stand gesetzt sein wird, über die Katholizität seiner Spekulation hinlänglich zu urteilen. Ich habe erst weniges von

seinen Schriften gelesen und muß deshalb mein Urteil noch suspendieren. Jedenfalls scheint es sich aber mit Hrn. Prof. Gengler anders verhalten zu haben. Derselbe macht in seiner Abhandlung: ‚Über das Verhältnis der Theologie zur Philosophie‘ Äußerungen, die nicht bloß Skrupeln, ob seine Spekulation echt katholisch sei, Raum geben, sondern fast außer Zweifel lassen, daß es bei ihm in manchen Punkten an den katholischen Grundsätzen gefehlt habe“. Zum Beleg seiner Behauptung verwies er auf Genglers Schrift S. 44, 45.[3]) Buchner, als Dogmatiker am meisten zum Urteile über Günther berufen, meinte: Die Orthodoxie Günthers möge näher untersucht werden, er für seine Person hege „keinen Zweifel daran, erstlich, weil, als man wegen Günthers Berufung sich beratschlagte, m. W. von niemanden ein Bedenken gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben worden ist,“ dann, weil in der Schrift seines Schülers Pabst „Der Mensch“ nichts Unorthodoxes enthalten ist. Die Schriften Günthers habe er nicht gelesen.

Wie Döllinger, der die Verhandlung Sailers im Auftrage König Ludwigs mit Günther nicht gekannt zu haben scheint, von diesen Bekenntnissen der Fakultisten erbaut war, zeigen die Worte, welche er unbefugt hinzusetzte: „Da mir über den fraglichen Gegenstand kein Votum zusteht, so erlaube ich mir nur in Bezug auf das Votum des Hrn. Geistlichen Rats Mall zu bemerken, daß Günther keineswegs einen zur hiesigen Professur an ihn ergangenen Ruf ausgeschlagen habe; ein solcher Ruf ist gar nicht an ihn ergangen; nur eine Privatanfrage wurde an ihn gerichtet, auf welche er eine zweifelhafte Antwort gab, hauptsächlich deswegen, weil er fürchtete, daß er, wenn auch von dem einen oder anderen Professor gewünscht, doch der gesamten theologischen Fakultät nicht genehm sein möchte. — Daß Günther in der That mehr gründliche theologische Kenntnisse besitze, als die meisten der von unserer

Fakultät in den letzten Jahren zu Doktoren kreierten, kann dem Kenner der Schriften dieses Mannes nicht zweifehaft sein". Die Fakultät verstand den Hieb. Denn obwohl der Dekan aus den Voten folgerte: „Es ist am besten, nach vorgenommener Lesung seiner Schriften in einer eigenen Fakultätssitzung den geeigneten Beschluß zu fassen," waren schon wenige Tage später, in der Sitzung am 16. Mai, die Fakultisten von der theologischen Gelehrsamkeit und der Orthodoxie Günthers so fest überzeugt, daß sie ihn „ex unanimi Theologorum decreto ob eximia in Theologiam merita" (wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um die Theologie) zum Doktor der Theologie h. c. kreierten.

Eine ebenso rasche Bekehrung der Fakultisten mochte Döllinger in Bezug auf Gengler, für den er kein Wort sprach, erwarten. Jedenfalls machten ihre Äußerungen über denselben keinen Eindruck auf ihn. Er zog weder seinen Kandidaten zurück noch meldete er diesem etwas über die Vorgänge innerhalb der Fakultät. Die Entscheidung mußte ja unmittelbar bevorstehen. Und richtig, als die Fakultisten noch am 25. Mai, sogar in Anwesenheit Döllingers, einen neuen Kandidaten, Dr. Reindl, den späteren Domdekan in München, als außerordentlichen Professor für Moral ihren übrigen Kandidaten hinzuzufügen für gut fanden, war die Sache entschieden, hatte König Ludwig am 24. Mai von Neapel aus Gengler zum Professor der Moral ernannt. Sofort meldete Döllinger die freudige Kunde nach Bamberg, aber sie fand dort keinen Widerhall. Gengler schrieb ihm am 25. Juni kurz angebunden: „Lieber Freund! Dein letzter Brief hat mich keineswegs freudig überrascht, sondern erschreckt. Du weißt, daß ich mich ganz entschieden gegen die Annahme dieser Stelle erklärt habe. Ich erkenne Deine Güte und die Gewogenheit des Herrn Oberstudienrats Mehrlein dankbarst an, aber ich kann mich nicht entschließen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen

mich für ein ganz neues Fach verwenden zu lassen: zugleich erlaubt mir's weder meine Gesundheit noch meine Familienverhältnisse. Ich bitte Dich, die Sache rückgängig zu machen, sowie Du sie vorwärts betrieben hast. Ich habe bereits an das k. Ministerium eine desfallsige Vorstellung abgeschickt. Im äußersten Falle würde sich (unter uns gesagt) der Erzbischof für mich verwenden."

In der That hatte Gengler am gleichen Tage beim Ministerium um seine Enthebung vom Antritt der Professur nachgesucht und zugleich dem Senat der Universität davon Mitteilung gemacht. Man kann sich daher nicht wundern, daß Döllinger über diese rasche Handlungsweise Genglers verstimmt war und von sich nichts hören ließ. Darüber wurde auch dieser verlegen und schwankend und schrieb am 15. Juli an Döllinger: „Lieber Freund! Du schreibst mir nicht, und ich kann nicht länger zweifeln, daß Du über meine Weigerung, nach München zu kommen, ungehalten bist. Sei überzeugt, daß es mir keinen kleinen Kampf gekostet hat, gegen Deinen Wunsch mich zu entscheiden; sei überzeugt, daß ich meinerseits alles gerne gethan hätte, um das Vertrauen zu ehren, das Du und der Herr Oberstudienrat Mehrlein in mich setzt. Ich sehe gar wohl ein, daß sich in dem angebotenen Verhältnisse gar viel hätte wirken lassen: auch mein Vorteil rücksichtlich meiner ferneren geistigen Ausbildung wäre sehr bedeutend, wenn ich auch in pekuniärer Hinsicht keinen Gewinn hätte. Allerdings hätten wir vielleicht, wenn wir beide recht kräftig zusammengewirkt hätten und durch Herrn Mehrlein wären unterstützt worden (woran sich allem Anschein nach gar nicht zweifeln läßt), für die theol. Fakultät vieles leisten können; aber wenn ich nur gekonnt hätte! wenn mich nur nicht zu viel von München zurückschreckte und zu viel hier fesselte!" Seine Mutter wolle sich durchaus nicht in seinen Wegzug finden, und Reindl, eben in Bamberg anwesend, habe ihn noch mehr

geschreckt. „Er klagte über Dich; aber ich bin weit entfernt, ein Urteil fällen zu wollen: ich müßte auch Dich hören. Das meine ich allerdings, daß Du nur im Interesse der Universität gehandelt hast. — Reindl sagte mir, daß Wiedemann und Allioli sogar wider mich waren? daß erst Hortig für meine Orthodoxie — sage mit Worten: Orthodoxie — hätte quasi gut stehen müssen? Was ließe sich also von diesen erwarten??" Er meinte zuletzt aber doch: „Sag Herrn Mehrlein, daß ich nichts mehr wünschte, als dem Vertrauen zu entsprechen, das er in mich gesetzt hat, — daß ich mich zum innigsten Dank verpflichtet halte. Sag ihm, daß er mir noch acht Tage Bedenkzeit gebe; — doch ich kann heute noch nichts versprechen. Es versteht sich, daß, wenn andere Vorschläge bereits gemacht und dem Könige vorgelegt sind, die Sache ihren Gang nunmehr behalten muß. Schreibe mit nächster Post." Allein Döllinger konnte nunmehr nur melden, daß das Enthebungsgesuch bereits nach Brückenau an den König abgegangen sei, worauf Gengler am 24. Juli antwortete: „Lieber Freund! Dein Brief vom 18. d. M. war mir sehr angenehm: an Deinen guten Gesinnungen gegen mich zweifelte ich nicht; wäre eine augenblickliche Laune eingetreten gewesen, so würde sie vorübergegangen sein. Du schreibst mir, daß mein Bittgesuch um Dispensation nach Brückenau bereits abgegangen sei: nun gut! so lassen wir's dabei. In Gottes Namen! Ich hoffe, daß ich es nicht bereuen werde: in jedem Falle werde ich nun die Ruhe wieder erhalten, die durch das Umherschwanken zwischen Hoffen und Fürchten gestört war. Was die Auffindung eines andern Subjekts für die mir zugedachte Stelle betrifft, so wage ich nicht zu raten und nicht abzuraten Bedauerlich ist's immer in hohem Grade, daß ein solcher Mangel ist."

Damit war Gengler für die Universität verloren, — ein Verlust, der sehr bedauerlich war. Denn Gengler, an

Kathederberedsamkeit Döllinger überragend, wäre gewiß ein diesem ebenbürtiger Lehrer und eine Zierde der Universität geworden. Die Verlegenheit der Fakultät begann also aufs neue, doch scheint Döllinger nach einem kurzen Gedanken an Joh. Emanuel Veith in Wien[4]) an dem weiteren Verlaufe der Angelegenheit nicht mehr beteiligt gewesen zu sein; es ist wenigstens keine Spur davon vorhanden. Erst nach mehr als einem Jahre, am 24. Dezember, fand die definitive Regelung statt: Dem 66jährigen Mall wurde das Lehrfach für neutestamentliche Exegese übertragen und neben ihm zwei Extraordinarien, Stadler, Subregens des Georgianums und Privatdozent, und Kaiser, ein Gymnasiallehrer aus Augsburg, ernannt, jener ebenfalls mit dem Lehrauftrage für neutestamentliche Exegese, dieser mit dem für Moral. Eine Hebung der Fakultät bedeuteten freilich diese Ernennungen nicht.

Ein allerhöchstes Reskript vom 3. Februar 1833 bestimmte: alle ordentlichen Professoren gehören künftighin den resp. Fakultäten an, haben Sitz und Stimme in den Sitzungen, examinieren wie die anderen; die Emolumente (aus den Promotionen) haben aber in der theologischen Fakultät stets die vier Dienstältesten zu beziehen. Damit hätte auch Döllingers Verhältnis zur (inneren) Fakultät ein normaleres werden sollen; allein die Fakultät scheint das Reskript nicht durchgeführt zu haben. In einem Zirkular vom 19. Februar heißt es zwar, das Dekanat bitte, von dem Reskript Einsicht zu nehmen, und „lade zugleich den Herrn Kollegen Döllinger ein, in den Fakultäts-Sitzungen und Arbeiten der theologischen Fakultät seinen Rat und seine Beihilfe schenken zu wollen“; allein diese Auslegung des Reskripts scheint Döllinger nicht anerkannt zu haben, da er auf dem Zirkular bemerkte: „Mit aufrichtiger, herzlicher Dankbarkeit erkenne ich die gütige Gesinnung meiner hochverehrten HH. Kollegen an, behalte mir indes vor, bei der nächsten Sitzung an die hochverehrten Herren

hierüber eine Anfrage, resp. Bitte zu stellen." Die gar zu höfliche Form deutete aber bei Döllinger regelmäßig auf inneren Widerspruch und auf Unzufriedenheit. Worauf jedoch seine Anfrage oder Bitte gerichtet war, darüber enthalten die Akten nichts; sie bezog sich ohne Zweifel darauf, daß man ein durch das Reskript gegebenes Recht in eine Art Gnade der Fakultät verwandeln wollte. Aus den Akten ergibt sich auch, daß Döllinger in der nächsten Zeit nicht regelmäßig in den Sitzungen erscheint, nicht pro gradu examiniert, über Streitfragen bei Promotionen und über die Preisfragen nicht zu votieren hat.

Endlich sei noch bemerkt, daß Döllinger im Jahre 1832 auch das Amt eines Defensor matrimonii am erzbischöflichen Konsistorium oder Ehegericht I. Instanz, seit dem Jahre 1851 auch am erzb. Metropolitangericht übernahm und bis in die ersten 60er Jahre führte. Wahrscheinlich daraus entstand auch das Gerücht, daß er bereits im Jahre 1833 auf die Stelle des zum Bischof von Regensburg ernannten Domkapitulars Schwäbl befördert werden sollte.[5])

Klee hat sein Votum über Döllinger, daß er, wie Möhler, „als ausgezeichneter Lehrer der Kirchengeschichte anerkannt" sei, nicht weiter begründet. Es muß aber so gewesen sein. Der Brief Zehrts ist schon erwähnt worden, aber auch andere Briefe aus jenen Jahren beweisen, wie sehr Döllinger seine besseren Schüler zu fesseln und zu begeistern verstand, und mit welcher Dankbarkeit und Verehrung sie ihm zugethan waren. Einer seiner eigenen Briefe an Räß spricht das warme Interesse aus, das er an dem armen Greith aus St. Gallen nahm; des letzteren Briefe selbst aber bekunden wieder die dankbare Liebe, mit welcher er die empfangenen Wohlthaten lohnte. Greith war beauftragt, von München nach Paris zu gehen, um sich in St. Sulpice, damals die Erziehungsanstalt theologischer Lehrer und Seminarvorstände,

auszubilden. Schon von da schrieb er Döllinger einen längeren, noch erhaltenen Brief. Von Paris nach St. Gallen zurückgekehrt, richtet er am 4. Oktober 1830 eine Art Rechenschaftsbericht an seinen Lehrer, in dem er erzählt, ungefähr 10 Tage habe er Frankreich verlassen gehabt, „bevor der seit vielen Jahren vorbereitete Vulkan ausbrechend den alternden Thron der Bourbonen mit Blitzesschnelle zertrümmerte“; er habe aber schon in einem Briefe an von Moy zu erkennen gegeben, daß „ich mich bereits recht unheimlich inmitten jener Völkerstadt befunden. Was daraus noch werden wird, wer vermag das zu wissen; heilige Männer, die immer wie gewisse Tiere, nach ihrem inneren vielfach entwickelten Gemeinsinn zukünftige Gewitter aus den Miasmen und der Bewegung der Atmosphäre vorausshin fühlen, wollen auf fürchterliche Gerichte, die uns bevorstehen, schließen. — Wie viel hätte ich Ihnen von dem Geiste St. Sulpice und einer Vergleichung zwischen diesem Séminaire und der theologischen Erziehung des katholischen Deutschlands zu sagen. Von den Hochschulen können keine apostolischen Tugenden kommen, und ohne eine im Sinne und Geiste der katholischen Kirche geleitete Priestererziehung ist für unser Priestertum kein Heil zu hoffen. Blicken Sie nach Schlesien hinüber, nach dem Neckarstrome und allerwärts; woher diese protestantische Bewegung im katholischen Priestertum Deutschlands, als aus dem Mangel einer wahren Priesterbildung, die den angehenden jüngeren Geistlichen jene große Lebensphilosophie der Selbstverleugnung und des Kreuztragens erkennen und üben lehrt, ohne welche der Priester ewig nie glücklich in seinem Berufe sein wird. Was haben hierin Carl Borromäus, Vincenz von Paula, Franz Sales und so viele vortreffliche Muster in der Kirche gethan?“ Gegenwärtig sei er mit Geschäften ganz überhäuft, weil er „mit von Arx alle Manuskripte durchzugehen habe, um wenigstens die historischen Notizen davon von ihm zu erfahren“. „Ich bin auch

Examinator im theologischen Fache für jene kreiert worden, die Stipendien wollen. . . . Weder mein Titel, noch mein Kolarium ist noch bestimmt; ersteres nicht, weil man den Herrn von Arx nicht kränken oder verdrängen will; das zweite nicht, weil es noch ganz unentschieden, ob ich nächstes Jahr hier bleibe oder aber wieder nach Paris zurückkehre. Es liegt nämlich in den Wünschen des Titl. H. Fürstbischoffen von Chur und St. Gallen, daß ich noch für ein Jahr nach Paris zurückkehre, um dort die sogenannte Solitudo Clericorum, worin junge Geistliche zur Seminardirektion angeleitet werden, zu benutzen. In diesem Fall würde er mir die künftige Direktion unseres St. Galler Seminars, das sich in einem erbärmlich schlechten Zustand befindet — anvertrauen. Ich habe die ganze Sache vor Gott in mir selber erwogen; es könnte daraus für unser Vaterland etwas Folgenreiches werden, wenn der Herr es fügte (was die Regierung seit Jahren im Plane hat), das theologische Studium in hier zu gründen, dafür würde das ob St. Gallen stehende Frauenkloster St. Görgen verwendet; man könnte mit gehöriger Berücksichtigung des deutschen Charakters die Institutionen von St. Sulpice überpflanzen auf unsern Boden und somit ein Seminarium gründen, das für unsern künftigen Klerus so unumgänglich notwendig wird. . . . Bevor ich also verreisen werde (wenn der Fall eintrifft), so werde ich mir das Vergnügen nehmen, Ihnen noch ein Lebewohl über den Rhein nach Bayern hinüber zu senden, mit welchem sich alle die zärtlichen Erinnerungen an Ihre Freundschaft und Ihre Güte verbinden, die mich auf ewige Weise mit Ihnen in Christo verbinden."

Nur wenige Tage später (Oktober 14.) brachte ein nach München abgehender Studierender der Theologie einen zweiten Brief Greiths, worin er Döllinger „in aller Eile mitteilt, daß dem Wunsch des Fürstbischoffen von der Regierung entsprochen wurde, und mir heute die Einladung mitgeteilt wurde

von seiten der letzteren, für das nächste Jahr nochmals nach Paris zurückzukehren, um mich in der Schule zu Issy nach dem Wunsche des Bischoffen zur künftigen Seminardirektion vorzubereiten und dort die übrigen heiligen Weihen zu empfangen. . . . Was mir bei meiner jetzigen Stellung abging, war jene priesterliche Beziehung und jener Wirkungskreis, der mich über ein bloßes Bücherleben hinaushob und mir jenen Trost und jene Befriedigung gewährte, die mein Herz als künftiger Priester bedarf. — Ich will so für die Kirche im innersten Herzen selber wirken, wenn mir Gott Gnade gibt, und in der Erziehung des angehenden Klerus nach dem Musterbilde der Heiligen Gottes, die die katholische Kirche enthält, mehr, wenn Gott will, für die Kirche und die Ewigkeit wirken, als wenn ich Belletrist oder Autor geworden wäre. . . . Das sage ich Ihnen, daß ich Sie . . . innig lieben und verehren werde, daß ich Ihrem Wohlwollen keine Unehre machen werde und Ihr Angedenken unvergänglich in meinem Herzen bewahre. Ich empfehle mich in Ihr Gebet, auch Ihrem berühmten Vater melden Sie meine volle Hochachtung, so auch meinem unvergeßlichen Freunde und Lehrer Görres."

Solche Briefe seiner Schüler waren Döllinger in hohem Grade angenehm: das Fortkommen derselben, auch ihre litterarischen Bestrebungen waren ihm eine große Angelegenheit, zugleich erfuhr er aber von ihnen manches über Verhältnisse und Ereignisse in anderen Diözesen und Ländern. Er entließ daher, wenigstens später, keinen seiner Schüler, zu dem er in ein näheres Verhältnis getreten war, ohne ihm aufzutragen, daß er von Zeit zu Zeit etwas von sich hören lassen möge. So findet sich denn noch ein Brief von einem jungen Theologen Assema-Metz, einem Friesländer, der zuerst in Münster und dann 1½ Jahre in Bonn studiert hatte und von Windischmann d. Ä. (1830, Oktober 19.) als „ein sehr verständiger und edler Mensch mit entschieden guter Gesinnung

und fest in den heilsamen Prinzipien“ an Döllinger empfohlen worden war. Von München ging er nach Rom und berichtete u. a. von da:

„Was ich bis jetzt von der neuen italienischen Litteratur gesehen, besonders aus: Opuscoli scelti di sana dottrina e di sacra erudizione in difesa della religione cattolica, Firenze 1830, IV Bände, eine Menge von Aufsätzen aller Art von den neuesten italienischen Gelehrten, hat mich sehr unbefriedigt gelassen. Besonders wird über Deutschland, dessen Philosophie und Litteratur in einem vornehmen Ton auf unerträgliche Weise räsonnirt. Die protestantische deutsche Litteratur ist ihnen viel mehr bekannt, als die katholische, von der sie bei weitem nur das Unbedeutendere kennen; fällt ihnen aber von dem Besseren etwas in die Hände, so verliert es gleich alle Anerkennung, sobald es ihnen gelungen, irgend einen Satz darin aufzuweisen, der heterodox lautet oder auch ist. Im ganzen scheinen mir die Italiener etwas bequem, um nicht zu sagen, träge. — Die Sapienza ist geschlossen, wie andere Universitäten des Landes. Im Collegium Romanum habe ich mehrmals den Vorträgen beigewohnt; ich wage noch kein ausführliches Urteil; aber das glaube ich sagen zu dürfen, daß hier die Dogmatik gründlicher vorgetragen wird, als irgendwo in ganz Deutschland.

„Die Frömmigkeit der Römer, wenigstens soweit sie sich in den Kirchen ausspricht, ist ungleich inniger und gründlicher, als ich sie irgendwo gesehen, ohne daß man ihnen vorwerfen könnte, auf Äußerlichkeiten viel Gewicht zu legen. Sie schlagen weniger auf die Brust, machen weniger Kreuze, stehen weniger auf, als ich es irgendwo sonst gesehen; wenn es aber geschieht, so ist es mit großer Sammlung und Andacht.

„Was endlich die Jesuiten betrifft, so habe ich noch in keiner Beziehung etwas von denselben gehört, das nicht allen Lobes wert ist. In Bezug auf ihre Wissenschaftlichkeit, die ich

selbst noch nicht beurteilen kann, hält sie Reisach für die ersten aus der Stadt. Sie bilden in Rom den zahlreichsten Orden; im ganzen sind die Jesuiten jetzt 2200 Mann stark; der General (Rotenhaan) ist ein junger rüstiger Mann; er scheint kaum 46 Jahre. — Die erste Stunde im Collegium Rom. war mir ein poetischer und imponierender Augenblick; in dem hohen geräumigen Saale, wo auch einst der . . . seine Vorlesungen hörte, wo Bellarmin und andere den Katheder . . .[6]), wo ich Italiener, Deutsche, Holländer, Belgier, Franzosen, Spanier und Maltheser — und vieleicht noch mehrere andere — sich versammeln sah, fast alle in besonderer Tracht, war ich ganz überrascht. — Graf Reisach verdient in aller Beziehung alle mögliche Achtung und ist mir hier bei weitem die interessanteste Bekanntschaft." (1831, Juli 2.).

Es würde sich aber nur ein einseitiges Bild Döllingers ergeben, wenn nicht zugleich hinzugefügt würde, daß er auch Nichttheologen und Protestanten zugänglich war und die Sympathie derselben sich zu erwerben wußte. Es beweist dies ein Brief des später als Verfasser der „Geschichte Wirtenbergs" berühmt gewordenen Stälin.

Stuttgart, den 6. Febr. 1831.

„Verehrtester Freund! Sie werden sich über meine Zudringlichkeit wundern, wenn ich Ihnen zumute, einen Brief von mir zu lesen und gar in Bälde zu beantworten, ich, der ich nicht weiß, wie ich von meinen Tölpeljahren in München her in der Tafel Ihres Gedächtnisses aufgeschrieben bin. Es läßt sich freilich auch wieder als Pflicht darstellen, daß ich noch schriftlich für die freundliche Aufnahme in Ihrem elterlichen Hause gedankt hätte; dies will ich hiermit auch innigst thun, nur benimmt es meiner guten Absicht etwas, daß ich Sie zugleich um eine Auskunftserteilung anspreche." Sein um fünf Jahre jüngerer 20jähriger Bruder, ein Pharmazeut,

solle das pharmazeutische Institut des Prof. Buchner in München besuchen. „Da ich an meinen lieben Geschwistrigen mit ganzer Seele hänge, und Gott uns mit allen Mitteln gesegnet hat, um die zweckdienlichste Gelegenheit für unsere Ausbildung in eines jeden Berufe auszuwählen, so läge mir gar viel daran, da ich das Institut nicht kenne, über seine Einrichtung näheres zu erfahren, über die Hilfsmittel für intellektuelle Ausbildung, dann aber auch über die Zahl und den sittlichen Zustand der Schüler. Da Ihr Herr Vater so viele Verhältnisse kennt, so bitte ich diesem meine Bitte vorzutragen. Wenn ich gleich bisher nicht schrieb, so denke ich doch immer recht viel an Sie und meine Münchner Zeit, und so oft ein Reisender von München her auf die hiesige Bibliothek kommt, plurima de vobis ille rogatus abit. Von München ging ich auf ein Halbjahr nach Frankreich, ein paar Monate nach England; dann hielt ich mich sechs Monate in Göttingen auf, einige Zeit in Berlin, Dresden ꝛc. Seit ein paar Jahren bin ich wieder ununterbrochen hier in der angenehmsten Lage, freilich aber seither und noch auf einige Zeit mit der neuen Bibliothekverzeichnung so ganz ausschließlich beschäftigt, daß meine eigne Weiterbildung sehr not leidet, wobei mir jedoch der Trost bleibt, daß ich in einigen Jahren die unabhängigste Lage und die freieste Zeit für wissenschaftliche Forschungen habe, die ich zunächst der vaterländischen Geschichte zu widmen gedenke.

„Meine äußern Verhältnisse sind ganz angenehm; ich habe ein ganzes Haus als Amtswohnung, schönen Garten, beträchtlichen Gehalt, und da ich noch nicht so bald zu heiraten gedenke, alle Aussicht, sobald die Bibliothek geordnet ist, wieder schöne Reisen machen zu können, und Sie auch dann selbst einmal wieder von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen.

„Wenn Sie oder ein Freund von Ihnen in meine Nähe kommt, so würde es mich sehr freuen, wenn ich Sie in meine

Wohnung einladen dürfte; es würde gewiß für Ihre Gesundheit eine Ferienexkursion in das freundliche Schwabenland sehr zu statten kommen. Wie glücklich Sie mich machen würden, wenn ich Ihnen in dieser Welt für so viele erwiesene Freundschaft Gegendienste erweisen könnte, werden Sie mir ohne Versicherung glauben.

„Viele Empfehlungen an Ihre verehrten Eltern und Geschwistrige, besonders auch an den jüngsten Bruder, wenn er sich meiner noch erinnert, von Ihrem

ergebensten Freund

Bibliothekar Stälin."

Zwölftes Kapitel.

Lamennais, Lacordaire und Graf Montalembert in München.

Im Juli 1832 verbreitete sich das Gerücht, daß Lamennais aus Rom nach dem „Zentrum der katholischen Bewegung" in Deutschland zu kommen gedenke, und man sah, auch außer München, dem Besuche desselben mit Spannung entgegen. So z. B. Gengler in einem Briefe an Döllinger: „Kömmt Lamennais nach München, so ist das allerdings ein sehr interessanter Gast. Ich hoffe, Du wirst seine Gegenwart benützen, um nicht allein seine Persönlichkeit genau kennen zu lernen, sondern auch, um durch ihn recht vollständige Nachrichten über den kirchlichen und wissenschaftlichen Zustand der Franzosen zu erhalten. Ich habe mich über ihn und seinen Schüler Gerbet in dem folgenden Hefte der Quartalschrift etwas herausgelassen und gegen seinen sogenannten Sens commun polemisiert: ich hoffe, Du wirst im ganzen auch dies als den faulen Fleck seines Essai sur l'indifference anerkennen" (1832, Juli 24.). Indessen war Lamennais' Stern bereits im Erbleichen.

Seine und seiner Schüler Thätigkeit[1]) hatte in Frankreich einen Sturm des Entsetzens hervorgerufen. Sowohl der herrschende demokratische Absolutismus als die Anhänger der

Monarchie lehnten sie ab. Unter dem Klerus aber fand sie nur bei dem jüngeren und dem „zweiter Ordnung" Anklang: der ältere Klerus und der Episkopat waren ihr von Anfang an abhold. Einesteils mißfiel ihnen seine Gewißheitstheorie, andererseits sein extremer Ultramontanismus, der trotzdem eine Verbindung mit allen politischen Freiheiten eingehen, die vollständige Trennung der Kirche vom Staat unter Verzicht auf jede Staatsunterstützung, Freiheit des Gewissens, der Presse, des Unterrichts, der Association durchführen und darin das alleinige Heil sehen wollte. Da der Sturm immer heftiger wurde, entschlossen sich Lamennais und seine Schüler, ihre Sache beim heiligen Stuhl selbst anhängig zu machen, und faßten zu diesem Zwecke am 2. Februar 1831 ihr Glaubensbekenntnis ab. Es half nichts: der Kampf gegen sie wurde noch stürmischer, und da auch die Mittel zur Fortsetzung des Avenir fehlten, suspendierten sie am 15. November dessen Erscheinen und Lamennais, Lacordaire und Montalembert reisten nach Rom, um ihre Sache dort persönlich zu betreiben. Roms Haltung ist gegen früher, wo Lamennais von ihm als einer der größten Männer gefeiert wurde (1824), völlig verändert. Sie finden zwar noch viele Sympathien, auch der Papst kommt ihnen sehr wohlwollend entgegen, aber Gregor XVI. führt nicht mehr die Sprache Leo's XII., der Lamennais nicht hoch genug auszeichnen konnte und sogar zum Kardinal machen wollte. Insbesondere sind ihnen aber die Jesuiten feindselig gesinnt.

In einer Denkschrift, welche sie am 3. Februar 1832 dem Kardinal Pacca überreichten, baten sie den Papst um die Prüfung ihrer Ansichten. Sie konnten es nur mit Mühe erreichen, und als Pacca ihnen mit einer Zusage der Prüfung zugleich die päpstliche Weisung zukommen ließ, sie möchten nach Frankreich zurückkehren, eilte nur Lacordaire dahin zurück; Montalembert aber ging nach Neapel und Lamennais blieb in

Rom. Die Erledigung ihrer Angelegenheit zog sich indessen immer weiter hinaus, da Gregor XVI. sich gerade in der peinlichsten Verlegenheit befand. Im Kirchenstaat wütete schon länger die Revolution, und auch anderwärts brachen mehr oder weniger regierungsfeindliche Bestrebungen hervor. Um sie zu unterdrücken, war aber der Papst mit allen Großmächten in dem Punkte einig, daß es des Zusammenwirkens aller bedürfe. Zur Durchführung dieser gemeinsamen Politik forderten jedoch Rußland, Preußen, Österreich und Frankreich, die längst der Thätigkeit Lamennais' mit Mißtrauen zugesehen hatten, von Gregor die Unterdrückung der von dem Abbé verbreiteten politischen Ideen, während zu gleicher Zeit 13 französische Bischöfe, denen sich noch 50 andere anschlossen, in einem Schreiben vom 23. April die Verdammung von 56 von ihnen angeführten Lamennaisschen Sätzen verlangten. Trotzdem ging man in Rom nur schwer daran, und wollten viele überhaupt nicht glauben, daß eine Verdammung seiner Doktrinen erfolgen könne. Monat um Monat verstrich, ohne daß amtlich etwas über die Sache verlautete, bis Lamennais, des Wartens müde, nach vier Monaten erklärte, in die Heimat zurückzukehren und das Avenir wieder aufzunehmen.

Er lenkte aber, den jungen Grafen Montalembert in seiner Begleitung, seine Schritte zunächst nach München, wo die „Eos“ noch vom 2.—9. Juli seine Artikel: „Über die Zukunft der Gesellschaft“ gebracht und von „großartigem Interesse“ genannt hatte. Aber politisch war das Auftreten Lamennais' in München nicht ohne Bedenken. Die Großstaaten hegten wenig Sympathie für das konstitutionell verfaßte Bayern, und daß Lamennais, während sie in Rom seine Verdammung betrieben, in der bayerischen Hauptstadt gefeiert werde, konnte sie noch mehr gegen dasselbe verstimmen. Doch abgesehen davon, konnte die bayerische Regierung selbst im Hinblick auf die inneren Verhältnisse des Landes, das sich in der höchsten

Gärung befand, argwöhnisch werden. Minister von Schenk war zwar dem Ansturm der Kammer gewichen (1831, Mai), und Fürst Ludwig von Öttingen-Wallerstein am 2. Januar 1832 an seine Stelle getreten; aber der Personenwechsel änderte die Aufregung der liberalen Gemüter nicht, und namentlich in der Rheinpfalz gingen unter dem Einfluß von Dr. Wirths „Tribüne“ und Dr. Siebenpfeiffers „Westboten“ die Wogen hoch. Umsonst war der Bundestag in Frankfurt schon anfangs März gegen diese Blätter eingeschritten; der „Verein für Preßfreiheit“ ließ sie gleichwohl fortführen. Noch größere Aufregung hatten die Volksversammlungen zu Hambach in der Rheinpfalz und zu Gaibach in Unterfranken am Jahrestage der Verleihung der bayerischen Verfassung (Mai 27.) und die daran sich schließenden Verfügungen des Bundestags und der bayerischen Regierung hervorgerufen. Der Feldmarschall Wrede ging am 22. Juni mit unumschränkter Vollmacht und angemessener Militärmacht nach der Rheinpfalz ab; in Unterfranken aber wurde Würzburg, der Sitz der oppositionellen Bewegung, durch Auflösung von drei patriotischen Gesellschaften und Verlegung des Appellationsgerichts von da nach Aschaffenburg bestraft (August 28.). Der Beginn der politischen Prozesse stand unmittelbar bevor. Gerade aber die anrüchigen Würzburger Kreise hatten „das neue Auftreten des geistreichen Abtes **de la Mennais**“ ebenfalls gefeiert.[2])

Die Gefahr einer Mißdeutung des Verkehrs des Görreskreises mit ihm lag daher nahe. Dieser Möglichkeit mußte man zuvorkommen, und in der That erklärte die „Eos“ schon am 2. Juli: wenn sie Artikel Lamennais' bringe, so identifiziere sie sich keineswegs mit ihnen: „ob in den Intuitionen dieses eminenten Geistes bei den tiefsten Wahrheiten nicht hie und da vom Irrtum mitunterlaufen, welchem der Mensch immer ausgesetzt bleibt, ... darüber wagen wir keinerlei Ausspruch. ... Das aber ist offenbar, mit den Freiheitsaposteln des Tags hat er nichts

gemein." Und wenn ihm „nur Ein Gedanke vorschwebt: die gänzliche Trennung und Unabhängigkeit der Religion von der Staatsgewalt", so „weiß er Orte und Zeiten wohl zu unterscheiden und erklärt es laut als Verbrechen, der natürlichen Entwicklung irgend vorgreifen zu wollen". Diese Erklärung stammt offenbar von Görres selbst; sie zeigt nicht bloß seinen Stil, sondern gibt sogar wörtlich seine Äußerung über die bald erscheinende Encyklika Mirari vos.

Endlich in der zweiten Augustwoche trafen Lamennais und Montalembert in München ein, immer noch in der Hoffnung, daß sie, trotz des Vorgehens des französischen Episkopats, keine Verdammung treffen und Rom überhaupt schweigen werde. Am 8. September wollten sie wieder in Paris sein, wo dann auch alle übrigen Anhänger anwesend sein sollten, um sich so bald wie möglich untereinander zu verständigen. „Unser Aufenthalt hier (in München)," setzt Lamennais hinzu, „wird außerordentlich nützlich gewesen sein; wir haben hier wahre und sichere Freunde gefunden." Und „er ist" auch, wie Görres am 1. September schreibt, „hier freundlich aufgenommen worden und hat sich ungemein an dem hiesigen Wesen erfreut." [3]) Leider fehlen aber nähere Angaben über seinen Münchener Aufenthalt, und die wenigen vagen Erzählungen, welche noch darüber umlaufen, sind auf ihre Zuverlässigkeit nicht mehr zu prüfen oder widersprechen gar dem, was aus den gleichzeitigen Notizen feststeht. Das gilt namentlich auch von dem Orte, wo die päpstliche Verdammung Lamennais traf, und von der Art, wie er und Döllinger sich dabei benahmen. Da aber gerade daraus eine giftige Waffe gegen Döllinger geschmiedet wurde, so kann die Sache nicht übergangen werden.

Sicher steht, daß auch Lacordaire, den Lamennais bereits ganz abgefallen wähnte,[4]) auf die Nachricht, daß L'Avenir wieder aufgenommen werden solle, aus Paris nach München reiste, um dem Lehrer von diesem Vorhaben abzu-

raten. Es scheint indessen ein Entschluß darüber hier noch nicht gefaßt worden zu sein. Vergnügt genossen die Freunde die Gastfreundschaft und die Münchener Geselligkeit bis in die letzten Tage des August, ohne Schlimmes zu ahnen. Da plötzlich, am 30. oder 31. August,[5]) nach mündlicher Überlieferung während eines Künstlerfestes, nach Sepp während eines Banketts, das Görres mit anderen Gelehrten und Künstlern den berühmten Gästen veranstaltet hatte, hätte die Nuntiatur dem herausgerufenen Abbé ein Packet mit der berühmten Encyklika Mirari vos vom 18. August und ein Begleitschreiben des Kardinals Pacca überreichen lassen. Ein Blick in das Papier hätte ihn überzeugt, daß die religiös-politischen Doktrinen seines Avenir am Tiber Mißbilligung gefunden, aber rasch gefaßt, hätte er gesagt: „Wir müssen uns ohne Zögern unterwerfen.“ [6])

Anders lautet darüber die von Herrn v. Haulleville als „ein denkwürdiges Faktum“ im Jahre 1875 in der belgischen Revue générale mitgeteilte belgisch-französische Legende, die auch in den Pariser Correspondant überging: „Es war 1832 nach der Promulgation der Encyklika Mirari vos. Lamennais, Lacordaire, Montalembert und ein junger Professor, den die böse Laune der Lola Montez von den Universitäten Bayerns vertrieb und der vor einigen Jahren in Innsbruck starb, der Herr Baron von Moy de Sons, dinierten in München bei Herrn Dr. Döllinger. . . . Nach dem Mahle, wo Lamennais ‚sich wie ein Teufel benahm‘ — es sind dies die Ausdrücke des Herrn v. Moy, der mir diese Anekdote erzählt hat — und wo Herr Döllinger eine ruhige, klare, erhabene, gedrängte Sprache, welche seine Schüler 35 (!) Jahre lang an ihm bewundert haben, führte, gingen die veruneinigten Freunde in den von König Ludwig . . . geschaffenen monumentalen Arkaden diskutierend und disputierend spazieren. Lacordaire hatte mit religiöser Aufmerksamkeit die gesunden

Raisonnements und Ermahnungen des Herrn Dr. Döllinger gehört, als er sich ihm plötzlich näherte und ihn fragte: Gilt Ihnen die Encyklika Mirari vos als ein doktrinelles, unserm Glauben auferlegtes Dokument? Da die Antwort des bayerischen Priesters unbedingt bejahend war, wurde Lacordaire schweigsam. Abends packte er seinen Koffer und reiste nach Frankreich zurück. Montalembert . . . folgte ihm anderen Tages auf dem königlichen Wege des Opfers, der Demut, der Disziplin und der Pflicht. Lamennais, der seine zwei jungen Freunde nicht mehr sah, fuhr fort, ‚sich wie ein Teufel zu benehmen' . . ." Nur schade, daß diese Erzählung von Haullevilles, die, wie sein ganzer Artikel, auf eine Glorifizierung Lacordaires und Montalemberts, andererseits auf eine Verdächtigung Lamennais' und Döllingers, der später im „Janus" auch gegen die Encyklika Mirari vos sich aussprach, ausgeht, bereits durch die sie begleitenden Umstände das größte Mißtrauen erweckt. Denn abgesehen davon, daß nach Münchener Tradition Lehrer und Schüler zusammen abreisten, so ist es durchaus unrichtig, daß Lamennais beide Schüler nach ihrer Abreise nicht mehr gesehen habe. In ihrer Ankündigung vom 10. September 1832, daß sie L'Avenir und Agence aufgeben, bemerken beide ausdrücklich, daß sie „in Paris anwesend" seien, und unterschreiben das Aktenstück zugleich mit Gerbet und de Coux.[7]) Dann war Lacordaire sogar noch später bei Lamennais in La Chesnaye, das er nach vollständigem Bruche mit dem Lehrer am 11. Dezember 1832 verließ, während Montalembert sich gar erst Ende 1834 unterwarf.[8]) Diese Irrtümer machen die Erzählung Haullevilles in hohem Grade verdächtig.

Nicht minder verdächtig ist die „Anekdote" des auch sonst in seinen Angaben nicht immer unbedingt zuverlässigen von Moy. Sie steht schon in vollständigem Widerspruch mit Görres' Worten in seinem Briefe vom 1. September 1832,

also unmittelbar nach Lamennais' Abreise: „Abbé de la Mennais war die letzten drei Wochen bei uns, ein braver, milder, gerechter, wackerer, religiöser Mann, wenn auch etwas vorgefaßte Meinungen, eine Anzahl absoluter, übertriebener Gedanken und einige eigensinnig beharrliche Vorurteile sich der honorablen Gesellschaft beigesellt ... Ihn hat hier der Schlag der Litera encyclica ereilt, und die Weise, wie er sich dabei benommen, hat ihn mir erst recht achtbar gemacht. Er wird sich unterwerfen und zurücktreten, und nun erst wird sein Einfluß in allem Guten erst recht befestigt sein. Im wesentlichen hat der Papst recht; was er verwirft, sind Dinge, die er in der Allgemeinheit nie zugeben konnte; ob im einzelnen überall das rechte Maß gehalten worden, kann ich erst beurteilen, wenn ich das Ganze gelesen habe." Aber auch nachdem er die Encyclika ganz gelesen hatte, blieb Görres bei der gleichen Meinung und dem Lobe Lamennais'. „Seit die Römer", schrieb er an Günther, „statt wie früher der Geschichte voranzugehen, sich à la queue gesetzt, beschränken die Alpen ihren Gesichtskreis, und sie können das Wort nicht mehr finden, in dem sie zur Zeit reden sollen. So denn auch jetzt; der Papst hat wohl im wesentlichen Recht, denn Gewissensfreiheit und Preßfreiheit im Sinne, wie sie (Lamenais 2c.) es nehmen, kann er nie gewähren das hieße die Säue selber in den Weinberg laden; die Scheidung von Staat und Kirche aber als Prinzip ist so gründlich abgeschmackt in sich, daß der Kirchenfürst, der zugleich Landesfürst ist, wohl noch andere Gründe hat, als jene, die in diesem Doppelverhältnisse liegen, um sie zu verwerfen. Aber wie hart und ohne alle Rücksicht auf die Persönlichkeiten ist die Litera abgefaßt. Wie hat sie nicht die mindeste Acht auf Örtlichkeit und zeitliche Verhältnisse, so daß ihr gutes Recht dadurch völlig die Physiognomie einer leeren Abstraktion annimmt. La Mennais, den der Schlag hier erreicht hat, hat mir dabei sehr wohlgefallen; er hat ihn

mit großer Fassung hingenommen, sein Entschluß war schnell gefaßt, und er hat ihn bisher mit Ehre ausgeführt." Das entspricht auch dem wirklichen Verhalten Lamennais, der kurz nach seiner Rückkehr nach Paris an den Marquis Corioleis schrieb: Ils (les catholiques) ne peuvent pas défendre l'Eglise contre la volonté de son chef.[9]) Es kann indessen dem Leser überlassen bleiben, wessen Urteil er sich aneignen will, das von Moy oder das von Görres, der sich noch besser auf das Gebaren der Teufel verstand, als von Moy.

Anders steht es mit dem Vorfall zwischen Lacordaire und Döllinger, über welchen dieser als Hauptperson selbst noch gesprochen hat. Döllinger war nämlich die Veröffentlichung von Haullevilles nicht entgangen. Aber wie so viele andere Schmähungen und Verdächtigungen, Abgeschmacktheiten und Lächerlichkeiten, halbe und ganze Unwahrheiten, welche im Laufe der 70er und 80er Jahre über ihn und sein Wirken verbreitet wurden, nahm er auch diese hin. Es war nicht seine Art, in der Öffentlichkeit darauf zu reagieren. Dennoch scheint es ihm darauf angekommen zu sein, gerade diese „Anekdote" als unwahr zu bezeichnen, weshalb er in einem seiner Notizbücher bemerkte: „Ib. (Correspondant t. 101) 10 dec. 75, 1046 ein (falscher) Bericht über das, was ich zu Montalembert und Lacordaire bezüglich der päpstlichen Encyklika Mirari vos gesagt habe. Das soll Moy H. Hauleville erzählt haben."[10]) „Das soll!" Wer Döllingers Art kennt, der weiß, welch' ein schwerer Vorwurf und welche Indignation über ein solches Gebaren in diesen Worten liegt. Die „Anekdote", von wem immer sie erfunden sein mag, ist also „falsch"; Döllinger hat nicht behauptet, die Encyklika sei ein „doktrinelles, unserem Glauben auferlegtes Dokument." Was hat er aber dann Montalembert und Lacordaire geantwortet? Darüber schweigt er leider; aber es ist wohl kein Zweifel, daß er wie Görres

über die Encyklika geurteilt und beiden jungen Männern nahegelegt haben wird, wozu Lacordaire selbst sich nur bekannt hat: es sei ein Mißgriff gewesen, ihre Sache nach Rom gebracht und dieses zu einer Entscheidung über „freie, dem Dispute überlassene Meinungen, welche noch überdies die nach Zeiten und Orten veränderliche Politik betreffen“, provoziert zu haben. Auch „O'Connell sei nicht nach Rom gegangen: Rom habe geschwiegen, und O'Connell dreißig Jahre lang gesprochen.“[11]) Nachdem Rom auf ihre Provokation eingegangen und entschieden, müßten sie sich ihm auch unterwerfen.

Aus den 1897 in der Revue de Paris veröffentlichten Briefen Lamennais' an Montalembert erfährt man, daß Döllinger noch kurze Zeit später an Lamennais „einen ausgezeichneten Brief“ schrieb und bemerkte, er freue sich, Montalembert wieder zu sehen. Sie könnten dann zusammen mit Rio, setzt Lamennais bei, den Plan einer katholischen Revue beraten. Aber schon am 25. September 1833 heißt es: „Ich bin peinlich berührt von dem, was Du an Döllinger beobachtet hast. Ich weiß nicht, wem es zuzuschreiben ist. Wird nicht irgend einer, z. B. Cazalès, auf ihn eingewirkt haben? In München wirst Du es beurteilen können.“ Damit scheinen die Beziehungen zwischen beiden abgebrochen zu sein. Lacordaire aber, der ihm gar zu unwissend erschienen, war für Döllinger eine gleichgiltige Persönlichkeit: er fragte, wenn er nach Paris kam, nie nach ihm und besuchte ihn auch nicht, während Lacordaire selbst in echt französischer Selbstüberhebung, noch ehe er 1836 und 1837 seine eigene wissenschaftliche Bildung etwas zu betreiben angefangen, in der geringschätzigsten Weise von der deutschen Wissenschaft sprach.[12]) Dagegen knüpfte sich an die Begegnung mit Montalembert, einem reichbegabten, zugleich wissenschaftlich strebsamen jungen Manne, eine warme Freundschaft, welche erst mit dessen Tode (1870) erlosch. Schon 1833 hielt Montalembert sich wieder längere Zeit in München auf, um

Studien für seine „Elisabeth von Thüringen“ zu machen, und auch später kam er noch öfter dahin, wo er in der Regel bei Döllinger abstieg, der auch ihn mehrmals in Frankreich besuchte. Leider sind seine Briefe aus Döllingers Nachlaß verschwunden, indem sie wahrscheinlich an die Hinterbliebenen des Grafen ausgeliefert wurden, als es galt, den „liberalen Katholiken“, wie Pius IX. ihn bei der Nachricht von seinem Tode bezeichnete, mit einer ultramontanen Legende zu umweben.

Dreizehntes Kapitel.

Das Handbuch der Kirchengeschichte. Die kirchlichen Streitigkeiten in der Schweiz. Clemens Brentano. Beinbruch in Aschaffenburg. Außerordentliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften. Litterarische Hilfe nach auswärts (v. Moy). Entomologische Studien.

Döllinger hatte seine im Dezember 1831 mit Manz eingegangene Verpflichtung, die Hortigsche Kirchengeschichte in drei Bänden neu zu bearbeiten, nicht vergessen. Dazu hätte es auch Manz nicht kommen lassen, der gar bald erkannt hatte, wie vorteilhaft für sein Geschäft eine größere Annäherung an Döllinger sein müßte; und da dieser ihr nicht widerstrebte, entwickelte sich rasch ein immer innigeres Verhältnis zwischen ihnen. Bald ist Döllinger in Landshut, bald Manz in München. Mit Rat und That unterstützt Döllinger die Manzschen Unternehmungen, der auf diese Weise nur zu schnell eine Art ἐργοδιώκτης Döllingers wurde. Jeder von diesem hingeworfene Gedanke gestaltet sich bei Manz sogleich zu einem buchhändlerischen Plane, den er zäh und ausdauernd festhält, wie das Vorhaben Döllingers (1833), „ein christ-katholisches Taschenbuch für 1835 herausgegeben“, wozu Stahlstiche aus

Karlsruhe bezogen werden sollten, dann (1834) die Herausgabe einer Zeitschrift. Es scheint aber Döllinger schon in seinen jüngeren Jahren die spätere Art eigen gewesen zu sein, mehr zu planen und sich vorzunehmen, als er auszuführen Zeit und Kraft hatte. Er arbeitete aber auch an dem, was er wirklich durchführte, schon ganz wie in seinen alten Tagen. Der Druck des Werkes beginnt in der Regel, ehe das Manuskript vollendet vorliegt, wenn es nicht überhaupt Bogen um Bogen dem Drucker zugeht. So auch bei dem Handbuche der Kirchengeschichte. Anfangs 1833 hatte der Drucker begonnen, aber immer gab es wieder neue, von Döllinger verschuldete Hemmungen, so daß Manz unablässig drängen und treiben muß, wie am 20. Februar: der Buchdrucker (Meyer in Weissenburg a. S.) klage, daß er nicht genug Manuskript vorrätig habe; drei bis vier Bogen sollten vorrätig sein; am 16. April: Das Manuskript der I. Abteilung des Handbuchs sei noch nicht ganz an die Druckerei geschickt; am 18. Mai: „Mein Buchdrucker jammert erschrecklich und meint, daß die Osterferien wenig Einfluß gehabt hätten. Sie glauben nicht, wie sehnsuchtsvoll man auf die I. Abteilung wartet. In acht Tagen ist schon Pfingsten!“ Doch endlich hatte er das Manuskript herausgepreßt, und konnte Döllinger am 21. Juni das Vorwort dazu schreiben.

Indessen scheint die Verzögerung nicht allein von dem zu früh begonnenen Drucke hergerührt zu haben. Denn in einem Brieffragment Greiths aus dem Anfang des Jahres 1833 ist von einem besseren Wohlbefinden Döllingers, als früher, die Rede, und Manz selbst, nachdem er kurz vorher in München gewesen, gibt ihm den Rat, er möge sich mit der Ausarbeitung der II. Abteilung des Handbuchs nicht überanstrengen, damit seine Gesundheit nicht darunter leide. Es mögen aber auch die kirchlichen Streitigkeiten in der Schweiz einen weiteren Grund der Verzögerung des Abschlusses der

I. Abteilung gebildet haben. Denn unmittelbar vorher schrieb Greith an Döllinger:

„Hochwürdiger, hochgelehrter Herr Professor! Teuerster Herr und Freund! Den langen Zwischenraum, der zwischen unserer letzten schriftlichen Unterhaltung bis jetzt abgelaufen, muß ich um eines Handels wegen mit einem neuen Schreiben enden, der Ihnen nicht uninteressant sein wird.

„Die Lage unserer neuen Diözese St. Gallen ist Ihnen durch den Synodalsturm letztes Jahr bekannt genug geworden; die Kirchenstürmer sind durch eine Visitation entlarvt worden und in unserer Strategie haben wir es den Franzosen nachgemacht, den Krieg auf das Territoire des Feindes hinüberzuspielen. Die Kirchenstürmer sind nun auf die äußerste Erdzunge unseres Bistums Rapperswyl verdrängt, wo drei Hauptchefs der unglücklichen Bewegung sich eingenistet, Pfarrer [Christoph] Fuchs, Pfarrhelfer Hübscher und Professor Alois Fuchs aus Schwytz.[1]) Nie hatte man Gelegenheit, diese Doktrinärs und Rabulisten bei ihren Grundsätzen zu fassen; nun hielt zum allgemeinen Ärgernis der dasigen Bürgerschaft Prof. Alois Fuchs eine Predigt [,Ohne Christus kein Heil'] letzten Mai 1832, welche den größten Teil der Gemeinde empörte; um sich zu rechtfertigen, gab er die Predigt im Drucke heraus mit vielen Beilagen;[2]) zu diesen Grundsätzen haben sich, nachdem der kirchliche Untersuch begonnen, auch die zwei ersteren bekannt in einem Briefe an das hochw. Konsistorium mit der Anzeige, sie würden einer für alle und alle für einen stehen. —

„Über Predigt und Beilagen verordnete Sr. bischöfliche Gnaden eine kirchliche Zensur, sie ward in erster Instanz mir aufgetragen, ich bearbeitete sie thetisch und stellte acht Sätze als gegen den Glauben, die Hierarchie und Disziplin der katholischen Kirche sich verstoßend auf, in möglichst gedrängter Zusammenfassung lege ich selbe nun hier bei. —

Diese Censur war sowohl vom hochw. Bischofe als vom hochw. Konsistorium vollkommen gut geheißen; war nach Luzern gesandt von Widmer und Geiger sanktioniert und unterzeichnet, ebenso von zwei Professor [sic] der Theologie in Chur.

„Der unglückliche Priester ist dieser Tage während sechs Tagen in Untersuch und Verhör gestanden; er war endlich geneigt zu widerrufen, als einer dieser nichtswürdigen Priester ihn von St. Gallen schnell abholte, und nun werden sie der bischöflichen Behörde den Trotz bieten wollen. — Die Sache ist nun ad Celsissimum nach Chur referiert und A. Fuchs wird sicher suspendiert werden ab ordine et beneficio. Dann aber haben wir einen schweren Kampf zu bestehen und es ist nötig, daß wir einen sichern Rücken haben und jetzt schon Waffen bereiten, um die Feinde aus dem Felde zu schlagen. —

„Es handelt sich in vorliegender Sache um die wichtigsten Lebensfragen des Katholizismus, die der unglückliche Priester mit seltener Oberflächlichkeit, Unwissenheit und Frechheit behandelt und verwirrt hat; die Sache der Synode ist hiedurch auf ihre letzte Spitze getrieben, und wenn Gott seinen Beistand dazu gibt, soll nun das neologische gottlose System öffentlich gerichtet und verdammt werden, welches diese Synodenstürmer stets in petto behalten haben. —

„Darum bittte ich Sie, hochw. Herr Professor, inliegende Sätze, die wörtlich ausgezogen sind, in sensu obvio et naturali — zu censurieren, meine Censur auch einigen Professoren der Theologie oder besonders einigen Konsistorialräten vorzulegen und um ihre Ansicht in der Sache sich zu erkundigen; 2. wenn es möglich sein sollte, mir einen kirchenhistorischen gedrängten Beweis beizulegen über den 3. Punkt: daß der niedere Klerus an der Kirchenregierung keinen unmittelbaren Anteil je gehabt und keine vota decisiva in Synoden ausgeübt habe. —

„Sie würden sich dadurch Sr. Gnaden Herrn General-

vikar und mich besonders auf das innigste verpflichten. Tempus vero urget. Ich ersuche Sie auch, Herrn Professor Görres diese Aktenstücke mitzuteilen und zugleich ihm zu bedeuten, daß mir [sic] sein jüngster Brief außerordentlich gefreut, daß Herr Präsident Gmür ihm zum voraus den Vorschlag auf das angelegentlichste verdanke und daß ich, sobald mir möglich wird, über die Sache wieder schreiben werde. —

„Thurnherr [der in München studiert hatte und von Greith an Döllinger empfohlen war] empfiehlt sich Euer Hochwürden auf das unterthänigste, er haltet sich über die Maßen gut, ist fromm und brav und hat schöne Kenntnisse sich erworben; wieder einen Fisch im Netz Petri gefangen.

„Die Geschichte St. Gallens durch Ild. v. Arx in drei Bänden habe ich für Sie vor acht Tagen der hiesigen Buchhandlung Huber übergeben, um selbe gelegentlich an Sie übersenden zu lassen.

„Und nun thun mir die Augen weh, es ist abends spät, intus timores, foris pugnae, das ist ein völlig apostolisches Leben; Gott wird alles wohl leiten, ich umarme Sie in den unvergänglichen Gefühlen wahrer Hochachtung und innigster Liebe. Ihr dankschuldiger Schüler

„St. Gallen, 26. Febr. 1833. Karl Greith,
Subregens und Professor.“

Im wesentlichen handelte es sich um folgendes: „Im Widerspruche zu der alten Kirche habe man den Bischof von Rom zu einem Diktator gemacht; den Laien, den Gemeinden, den Bistümern, den nationalen Kirchen seien die alten Rechte zurückzugeben. Reformbedürftig sei auch der Kultus: welcher Segen würde in einem in der Landessprache gefeierten, vernünftigen Gottesdienste liegen! Nicht minder bedürfe die kirchliche Disziplin einer Verbesserung: weder die ewigen Gelübde der Nonnen und Mönche, noch der den Priestern auferlegte

Cölibatszwang seien berechtigt. Aber auch die Art, wie die ewigen und unveränderlichen Wahrheiten des Christentums gelehrt werden sollen, könne nicht zu allen Zeiten und allen Menschen gegenüber die gleiche sein. Alle diese Verbesserungen müßten nun verwirklicht werden; dazu sei notwendig die Wiederherstellung der kirchlichen Synoden."

Es ist nicht bekannt, was Döllinger auf Greiths Ansinnen that. Wenn man sich aber an den Schluß seiner Jesuiten-Artikel vom Jahre 1829 mit der Apostrophe an die Bischöfe erinnert, sich nicht „zu bloßen Chefs eines schreibenden und expedierenden, von Kreisregierungen und Ministerien bevormundeten Kollegiums zu erniedrigen, sondern, ihrer apostolischen Würde eingedenk, wie es eben auch die Apostel und die edelsten ihrer Vorgänger gethan, weit mehr auf die Kraft des lebendigen Wortes und auf die Mittel, welche die uralten Satzungen der Kirche zu ihrer Verfügung gestellt, zu vertrauen, als auf die Wirkung der Schreibereien, der leeren Formeln und des toten Geschäftsmechanismus," „sich nach der immerwährenden Praxis der Kirche wieder in National- oder Provinzialsynoden zu versammeln" — so kann er die zu censurierenden Thesen, so weit sie die Verfassung der Kirche betrafen, kaum für so schlimm, als Greith, betrachtet haben Seine Antwort auf einzelne damals in der Schweiz kontroverse Punkte ist übrigens noch vorhanden. Denn nach Manz' Briefen stand Döllinger beim Eintreffen des Greithschen Schreibens in der Bearbeitung der I. Abteilung seines Handbuchs gerade bei dem Abschnitt über die Verfassung der Kirche. Es fällt an ihm aber nicht bloß die unverhältnismäßige Ausführlichkeit in der Behandlung des Gegenstandes, sondern das Eingehen auf fast alle in den acht Thesen berührten Punkte der Verfassung auf. Es ist aber Döllingers Antwort, wie der Kenner des kirchlichen Altertums ohnehin erwarten muß, keineswegs in allem zu ungunsten der Schweizer Reformer ausgefallen.

Er stellt schon den Satz an die Spitze: Die Gewalt und Autorität der Apostel und ihrer Nachfolger „wurde gegeben zur Erhaltung und Fortpflanzung des göttlichen ihnen anvertrauten Depositums" und ist ein „Dienst der Gläubigen"; „der Herr selbst sprach es aus, daß, wer über viele gesetzt werde, eben dadurch der Diener vieler werde". Den Unterschied zwischen Klerikern und Laien hält er natürlich aufrecht, denn „es findet sich kein einziges Beispiel, daß ein Kleriker wieder völlig Laie geworden, oder daß ein aus dem Klerikat Ausgetretener, oder der priesterlichen Gewalt Beraubter bei seiner Wiedereinsetzung in dieselbe zum zweitenmal ordiniert worden wäre ... Dennoch konnte die hl. Schrift und die Kirche allen Christen einen priesterlichen Charakter beilegen". Darauf beziehe sich schon die Salbung bei der Taufe. Ganz besonders komme aber das allgemeine Priestertum bei dem unblutigen Opfer des Altars selbst zum Ausdruck, denn „es war doch die ganze Gemeinde, und namentlich die Gesamtheit der bei der Feier des Opfers Anwesenden, welche es zugleich mit dem Priester Gott darbrachte. Insofern also jeder Gläubige mit den übrigen Christum dem himmlischen Vater aufopferte, war auch jeder im weiteren Sinne Priester". Der Unterschied liegt darin, „daß der Geistliche durch die Wahl der Gemeinde, durch die Bestätigung und Handauflegung des Bischofs und der Presbyter, und durch die damit verknüpfte göttliche Gnade und Heiligung aus der Masse des Volkes ausgeschieden und zum ordentlichen Ausspender der Sakramente gemacht wird".

In Bezug auf das Verhältnis des Klerus zu dem Bischof heißt es: „In jenen ersten Zeiten der Kirche, als die Gemeinden größtenteils aus wahrhaft Auserwählten bestanden, welche nur ein tiefgefühltes Bedürfnis des Glaubens und der Liebe in den Schoß der Kirche geführt hatte, da standen sie auch in dem engsten Verbande mit ihrem Bischofe, und dieser handelte in allen wichtigeren Angelegenheiten im Einverständ-

nisse mit seiner Gemeinde, den Laien wie den Klerikern . . .; aber die Autorität des Bischofs war darum nicht eine von der Gemeinde abhängige, welche sie nach Willkür hätte beschränken, erweitern, oder auch ganz zurücknehmen können; die Gemeinde konnte ihren Bischof so wenig absetzen, als sie ihn eingesetzt hatte (obgleich er von ihr gewählt worden war), er hatte seine Gewalt und Sendung von oben." Die Schweizer Reformer fragten aber, warum dies nicht mehr so sei? und forderten, daß es wieder so werde. Darauf antwortet Döllinger: „Als nun auch die Gemeinden mit der wachsenden Menge der Mitglieder an Reinheit des Sinnes und Lebens verloren, als manche mehr durch die Aussicht auf gewisse Vorteile angelockt, als durch ihren Glaubens- und Liebeseifer gedrängt Christen wurden, andere, die das Christentum nicht selbst erworben, sondern von ihren Eltern ererbt hatten, deshalb auch kälter und gleichgiltiger waren — da sanken die Gemeinden von ihrer früheren hohen Stellung allmählich herab, der Bischof konnte nicht mehr darauf rechnen, daß die Mehrheit sich immer der Wahrheit und Gerechtigkeit gemäß aussprechen werde; er mußte vieles ohne Zuziehung derselben oder gegen ihre Willensmeinung anordnen und entscheiden."

Auf den Punkt aber, über den Greith ausdrücklich „einen kirchenhistorischen gedrängten Beweis" haben wollte, auf die Frage nämlich: ob der niedere Klerus an der Kirchenregierung je einen unmittelbaren Anteil gehabt und in den Synoden vota decisiva ausgeübt habe? antwortet Döllinger: „Obgleich die Priester, einzeln genommen, keine eigentliche Regierungsgewalt in der Kirche hatten, so nahmen sie doch als ein Kollegium, zu welchem der Bischof selbst als Haupt und Vorsitzer gehörte, an der Regierung der Kirche teil, sie bildeten das Presbyterium, den Senat, mit welchem sich der Bischof über alle bedeutenderen Angelegenheiten und Maßregeln, über die Aufnahme der Kleriker, über die Handhabung

der Disziplin und die Behandlung der Büßenden beriet" (wobei er auf Ignatius von Antiochien und den römischen Bischof Kornelius hinweist) ... Was dem Bischof sein Presbyterium war, das war dem Metropoliten die Provinzialsynode, der kirchliche Senat, in welchem alles Gemeinschaftliche verhandelt wurde. Das Institut der Synoden ging mit Notwendigkeit aus dem der Kirche eigenen Geiste und Wesen hervor; durch die Synode wurde die fortwährende Einheit der Kirchen und Bischöfe im Glauben, in der Kirchenzucht und in der Liebe zugleich dargestellt und befestigt ... Die Bischöfe waren die ordentlichen und notwendigen Mitglieder der Synode, aber auch Presbyter nahmen an den Beratungen derselben teil; Firmilian bemerkt, daß Bischöfe und Presbyter auf den jährlichen Provinzialsynoden in Kappadocien erschienen; auf der Synode zu Antiochien war es der Presbyter Malchion, der den Paulus von Samosata seiner Irrlehre überführte, und in dem Synodalschreiben werden die Presbyter Malchion und Lucius vor vielen Bischöfen, deren nur im allgemeinen gedacht wird, genannt. Auch Diakonen waren auf der Synode zugegen ..."

Die Besetzung der kirchlichen Ämter „geschah in der Regel nicht ohne Teilnahme der Gemeinde", und in der ersten Zeit „war dies die beste Weise, die Kirchenämter zu besetzen". Fragten aber die Reformer: warum ist man von dieser Besetzungsart der kirchlichen Ämter abgegangen? so lautet die Antwort: „In späteren Zeiten freilich, als hoher und niederer Pöbel in Masse sich in die Kirche eindrängte, als an die Stelle der alten Einheit und Liebe Parteiungen traten und die Gemeinden dem Einflusse unreiner Leidenschaften und demagogischer Künste zugänglich wurden, da mußte die Kirche dahin wirken, die Teilnahme des Volkes an der Besetzung der Kirchenämter so viel als möglich zu beschränken".

Über die Behauptung endlich, daß aus dem Papste

„ein Diktator“ gemacht worden sei, ließ sich begreiflich in der I. Abteilung einer Kirchengeschichte nichts sagen, oder höchstens bemerken, daß der Primat „in den ersten Zeiten nur wenig hervortreten konnte“.

Es entwickelten sich übrigens die Dinge in der Schweiz so rasch, daß Döllinger kaum unmittelbar auf ihren Gang eingewirkt haben kann. Denn schon wenige Tage, nachdem Greith an ihn geschrieben hatte, am 8. März, wurde Al. Fuchs suspendiert, und bereits am 17. September seine Predigt samt den Schriften einiger anderer Schweizer durch eine Bulle Gregors XVI. unter ausdrücklicher Bezeichnung der anstößigen Sätze verdammt. Noch veranlaßte ihn sein Freund Chr. Fuchs, im Jahre 1834 zu der sog. „Badener Konferenz“ zu kommen; aber während sich die reformfreundliche Richtung noch länger, namentlich in der „Helvetischen Gesellschaft“ hielt, suchte Chr. Fuchs schon im Jahre 1834 durch eine dem Bischof Salzmann von Solothurn übergebene Erklärung seinen Frieden mit der nichtreformierten Kirche, und im Jahre 1842 gab auch Al. Fuchs eine Unterwerfungserklärung ab. —

Man stimmte allgemein darin überein, „daß das Handbuch unter allen neuern Produkten der katholisch-theologischen Litteratur dieses Faches den obersten Platz behaupte, und daß es sich auch den vorzüglichen Arbeiten der Protestanten Gieseler und Neander würdig an die Seite stellen lasse“.[3]) Litteratur- und Quellenkenntnis, tieferes Eindringen in die zu behandelnden Materien, klare und formgewandte Sprache zeichnen es aus. Zwar, was die äußere Einteilung betrifft, immer noch eine Neubearbeitung der Hortigschen Kirchengeschichte, ist es sachlich gleichwohl ein ganz neues Werk. Es fand denn auch allgemeinen Anklang, und nach den Manzschen Briefen war die Nachfrage und der Verkauf ein starker.

Das will indessen nicht heißen, daß das Buch nicht auch Mängel gehabt hätte, welche der eine da, der andere dort

suchte. So schickte Manz am 19. Juli 1834 eine Kritik Silberts in Wien an Döllinger, worin es heißt: „Edle, ja herrliche Diktion, hin und wieder stupende Gelehrsamkeit, eine seltene Gabe, grandiöse Tableaux zu entwerfen, weniger Liebe und zu viele Huldigung für den Zeitgeist. Die Kirchengeschichte selbst ist offenbar zu mager, und enthält zu wenig Thatsachen aus dieser ungeheuer reichen und schönsten Zeit; dagegen ist die wundersam gelehrte Ketzergeschichte ermüdend lange. Ich atmete von Herzen auf, als ich in dieser großen Wildnis endlich auf die schönen grünen Rasenplätze z. B. S. 235, 272, die Note 275 ꝛc. kam und mal den katholischen Priester sprechen hörte, der mich S. 69 eben nicht erbaut hatte, wo er von der assumptio B. M. V. Dinge sagt,[4]) die sich eben so gut von jeder bekehrten Buhldirne sagen ließen, und dadurch den ehrwürdigsten Traditionen, der allgemeinen Übereinstimmung der Väter (!) und dem Brevier der Kirche widerspricht. Und cui bono hoc? Ich hatte in der That gehofft, diese Stelle, die schon in den früheren Auflagen vielen Katholiken wehe gethan hat, hier nicht wieder zu finden. Ich wünschte sehr, daß Herr Prof. Döllinger die italienische Kritik über Fleurys Kirchengeschichte, insbesondere über die 3, 4 Grabstätten der Mutter des Herrn gelesen hätte; er wäre gewiß andern Sinnes geworden. Man sollte, wo von der Gebenedeiten die Rede ist, der Hyperdulie niemals vergessen. Ich sprach neulich mit unserm guten H. Weihbischof über diese Sache, der gewiß kein Frömmler ist, aber auch nicht begreift, wie diese Herren in solchen Dingen dem Zeitgeist gar so sehr huldigen und lieber niederreißen als aufbauen. Indessen versöhnte mich der Primat wieder einigermaßen, der sehr gediegen und echt katholisch behandelt ist. Ich hätte noch manches und manches zu erinnern, will mich aber auf sehr weniges beschränken. So bedünkt mich z. B. S. 40 § 6 des sonst so bündigen Herrn Verf. nicht würdig. Welch eine feste Grundlage, und welch ein herrliches

Tableau hätte er mit seinen großen Gaben hinstellen können, wenn er sich auf die Weissagungen, auf die Erwartungen des ganzen Orients und selbst der Römer Suetonius, Tacitus, Virgil 2c. hätte beziehen wollen. Dann ist auch die Schilderung der heidnischen Greuel in der That zu üppig; auch bedünkt mich der Auszug aus Celsus in Origenes' Apologie, so meisterhaft, ja so ganz einzig dieser Auszug auch ist, zu grell und mehr als geeignet, die Ohren ungläubiger Rationalisten zu kitzeln, zumal da die scharfsinnige Widerlegung des Origenes gänzlich fehlt . . ." Döllinger gab sich wirklich die Mühe, Silbert durch Manz eine Erwiderung zugehen zu lassen; doch ist davon nichts erhalten.

Anfangs 1835 erst erschien eine Besprechung des Handbuchs in dem wissenschaftlichen Hauptorgan, in der Tübinger Quartalschrift. Möhler, scheint es, hatte die Besprechung Gengler zugeschoben. Dieser aber, immer noch in der Meinung, Döllinger sei über seine Nichtannahme der Münchener Professur verstimmt, so daß er ihm einmal (1833, März 7.) schrieb: „Soll man am Ende wirklich glauben, daß Du böse seiest? Sei nicht — kindisch! Vielleicht kommt einmal eine andere Gelegenheit, wo wir zusammenkommen können. Vielleicht Du hieher" — zögerte von Monat zu Monat. Endlich am 1. April 1834 schreibt er: „Über Deine sehr vortreffliche Kirchengeschichte wirst Du eine kurze Anzeige von mir im nächsten Heft der Quartalschrift lesen: ich zweifle, ob Du damit zufrieden sein wirst: ich bin es selbst nicht." Aber erst im November 1834 entschloß er sich plötzlich, die Anzeige nach Tübingen zu schicken.

Sie mag Döllinger in der That nicht gefallen haben, da sogar die Redaktion ihn dagegen in Schutz nehmen mußte; aber es ist ein Irrtum, wenn manche von ihr ein kühleres Verhältnis desselben zu Gengler ableiten wollten. Der Hauptangriff des Kritikers richtete sich gegen Döllingers Ausführung

über den Primat des Papstes. Nachdem er einige formelle Mängel, wie die von Hortig herübergenommene Periodisierung der Kirchengeschichte, den Ausschluß der Dogmen- und Litteraturgeschichte und einiges andere, teils zustimmend teils ablehnend, besprochen, ging er zur Kritik der für den Primat angeführten Beweise über. Doch schon vorher, bei der Besprechung des Verhältnisses der Tochterkirchen zu den Mutterkirchen an der Hand des Irenäus und Tertullian, wovon Döllinger sagte: „es fand immer ein Verhältnis der Unterordnung gegen die Mutterkirchen, besonders gegen die römische statt", begann der Widerspruch. „Wenn beide Schriftsteller von einem vorzüglicheren Ansehen der römischen Kirche sprechen, und in einer gewissen Beziehung von dem Glauben der römischen Kirche als einer norma fidei sprechen, so führen sie dies auf die apostolische Abstammung der römischen Kirche zurück und sprechen in demselben Sinne von dem höheren Ansehen der römischen Kirche, wie sie auch von einem höheren Ansehen der übrigen apostolischen Stammkirchen sprachen, an die man sich wenden müsse, um die ursprüngliche apostolische Lehre in ihrer Reinheit kennen zu lernen ... Will man unbefangen urteilen, und nur diesen Ideenkreis ins Auge fassen, so muß man bekennen, daß man alles das, was in Tertullians Schrift de praescript. und des Irenäus adv. haeres. gesagt ist, sagen könne, ohne auch nur eine Idee vom Primate des römischen Bischofs im Sinne des katholischen Dogma zu haben."

Noch viel schärfer wird der Widerspruch bei § 33: Vom Primat. „Dem Referenten", heißt es, „kommt nichts unschicklicher und unwürdiger vor, als das ängstliche und gezwungene Festhalten,[5]) Rücken und Drücken einzelner Stellen in alten Schriftstellern, welche nicht beweisen, was sie beweisen sollen, die man aber doch nicht aufgeben will. Es ist aber auch nichts unnötiger. Wohlan! Wir haben bis auf Tertullian herab, bis auf Cyprian und Firmilian kein vollgiltiges

und unwidersprechliches Zeugnis davon, daß die Idee vom Primate Petri im Sinne der katholischen Lehre völlig für das Bewußtsein entwickelt vorhanden gewesen sei. Erst durch die Aussprüche eines Tertullian de pudic. lib. I, erst durch Firmilian (Cyprian: ep. 75) erfahren wir auf eine unwidersprechliche Weise, daß wenigstens bei den römischen Bischöfen selbst das Bewußtsein von ihrem Primat infolge der Successio Petri vorhanden, und daß darauf Ansprüche gegen andere von ihnen gemacht wurden. Daß um dieselbe Zeit die Wahrheit dieses von den römischen Bischöfen geltend gemachten Bewußtseins noch nicht allgemein anerkannt wurde, davon gaben uns das Beispiel und die Worte der oben genannten Männer selbst wieder ein unwidersprechliches Zeugnis. Folgt aber daraus, daß jenes Bewußtsein der römischen Bischöfe von ihrer eigenen Würde und ihren daraus abzuleitenden Rechten, wenn es nicht aus unwidersprechlichen Zeugnissen nachgewiesen werden kann, wirklich nicht vorhanden gewesen? Es folgt ja nur, daß es nur nicht ausdrücklich bezeugt ist. Wird etwas aus nichts? Und wird jenes Bewußtsein, wenn es am Ende des 2. saec. vorhanden war, nicht haben werden müssen, und wird es denn also nicht notwendig früher da gewesen sein, wenn auch nur im Keime? Ist die Idee der katholischen Kirche, die Idee einer ewigen, sichtbaren, lebendigen Repräsentation Christi auf Erden durch den Episkopat, eine Wahrheit, die durch sich selbst als notwendig anerkannt werden muß, so ist der Primat, dieses die Einheit des Episkopats vermittelnde Prinzip, eben so wahr, weil eben so notwendig, da ohne die Einheit kein Episkopat, keine sichtbare Repräsentation Christi möglich ist. Sollte also, mußte der Primat sein, so mußte auch die Idee desselben ins Bewußtsein treten — sie mußte sich im Bewußtsein entwickeln — sie mußte Anerkennung und Eingang ins Leben finden, — die Idee des Primats mußte sich realisieren... Erst ist die

Idee noch jenseits alles Bewußtseins, — dann tritt sie ins Bewußtsein, — findet Widerspruch, — wird erörtert, — erhält dadurch ihre Entwicklung; — dann tritt sie ins Leben über, gestaltet es, macht es zu seinem Ausdruck, — nicht auf einmal und urplötzlich, sondern successiv. Viele wissen und ahnen es nicht, was so in der Geschichte vorgeht, — viele widersprechen, — viele wollen den Fortschritt aufhalten: aber über den Widerspruch hinweg und durch die Opposition hindurch schreitet die ewige Idee vorwärts und erhält Leben und Dasein. Was schadet es dem Katholiken, wenn er Beweise aufgibt, die das Vorhandensein der Idee oder der Anerkennung des Primats von seiten einzelner aus früherer Zeit nicht erweisen? Was schadet es, wenn der Brief des heil. Clemens an die Corinthier eine andere Veranlassung hatte, als weil seine oberste Auktorität von den Corinthiern ist in Anspruch genommen worden? Was ist für uns verloren, wenn wir zugeben, daß Tertullian de praescr. und Irenäus adv. haeres. eine etwas andere Ideenreihe verfolgen als die, welche geradezu dem Vorhandensein der Idee des Primates der römischen Bischöfe im Sinne des kath. Dogma Zeugnis geben? Wenn wir zugeben, daß wir necesse est wirklich nicht durch δεῖ, sondern durch ἀνάγκη übersetzen müssen? — wenn wir convenire mit συμβαίνειν im eigentlichen, nicht im allegorischen Sinne (nicht: übereinstimmen) nehmen? und principalitas als κῦρος oder ἀρχή, oder als beides zugleich? Döllinger wird Mühe haben, den Sinn, den er in die Stelle legt, als den einzig möglichen nachzuweisen. — Was schadet es selbst, wenn wir zugeben, daß auch in Cyprian noch nicht die ganz und gar völlig entwickelte Idee des Primats vorhanden gewesen, er, der gleichwohl in seiner Schrift de unitate ecclesiae alle Prämissen anerkannte, von denen die Idee des Primats eine unabweisbare Folgerung ist? Werden wir, statt zuzugeben, daß auch in ihm noch die Idee für ihr Dasein hat ringen

müssen, besser thun, wenn wir durch Interpolation nachhelfen und in seine Schrift die Konsequenzen einrücken, die in ihm noch unentwickelt in den Prämissen lagen, oder wenn wir die Briefe Cyprians, in welchen dem Primat widersprochen wird, für unecht erklären? Was liegt an der Unklarheit, was liegt selbst an dem Widerspruche einzelner? Ist dies ein Beweis, daß die Sache, der widersprochen werde, nicht da sei? Ich meine vielmehr, gerade weil ihr widersprochen wird, ist sie da: denn nichts erfährt keinen Widerspruch ..."

Mit seinem Widerspruch gegen den, auch von Döllinger geführten, historischen Beweis, daß der Primat der römischen Bischöfe schon in den ersten Jahrhunderten vorhanden gewesen, hatte Gengler zweifellos Recht; Döllinger selbst pflichtete in seinen späteren Jahren ihm vollständig bei. Doch wenn er sich auch in diesem Punkte zu Genglers Auffassung bekehrte, die Konstruktion des Primats aus der „Idee noch jenseits alles Bewußtseins" u. s. w. eignete er sich nicht an. Sie ist auch nur eine Deduktion aus einem faktisch vorhandenen Zustande, welche auf eine gar zu leichte Weise über die Jahrhunderte, in denen das später Vorhandene noch nicht da war, hinwegspringen lassen soll — eine Beweisführung, mittels der man schließlich alles, auch die gröbsten Mißbräuche und Ausartungen, als aus einer „ewigen Idee" entsprungen beweisen könnte. Döllinger ging den umgekehrten Weg und suchte die Frage zu beantworten: war wirklich die von Gengler postulierte „Idee des Primats" vorhanden? Aber auch sie löste sich ihm in eine Illusion auf. Denn weder die Kirchenväter, welche die bekannten, zum Beweis des römischen Primats herangezogenen, Bibelstellen exegetisch erklären, noch ihre sonstigen Schriften, noch auch die alte Kirchenverfassung kennen die „Idee" desselben: Eine einfach historische Entwicklung, deren einzelne Stadien deutlich nachweisbar sind, liegt vor.

Der Kreis, in dem Döllinger sich bewegte, beschäftigte

sich, wie es damals überhaupt Tagesmode war, auch viel mit Somnambulismus, Magnetismus und Mystik, mit Stigmatisierten und Visionärinnen. Ja, Görres hatte es sogar mit dem Teufel selbst zu thun und glaubte fest, daß derselbe ihm zum Tort ein Manuskript gestohlen habe. Begreiflich konnte Döllinger als katholischer Theolog sich nicht ganz ablehnend zu dieser Richtung verhalten; aber zu sehr Verstandesmensch, vielleicht auch von seinem Vater beeinflußt, und durch manche schlecht geendigte derartige Erscheinungen gewitzigt,[7]) steht er ihr doch sehr vorsichtig und kühl abwägend gegenüber. Es zeigen dies seine, die Geschichte des Montanismus einleitenden Worte. Hortig hatte schon diese Materie zu der Äußerung benützt: „Wer die Narrheiten, welche uns aus dem philosophischen Zeitalter der Antonine erzählt werden, unglaublich findet, darf nur um die neuesten Geschichten des Cagliostro, der Alchymisten und sogenannten Mystiker sich erkundigen, um wahr zu finden, was Henke I. Teil Seite 76 sagt: ‚Vieles würde unglaublich sein, wenn es nicht aus so vielen andern Beispielen erkennbar wäre, daß der Geist der Schwärmerei die ungereimtesten und abscheulichsten Dinge hervorbringen kann'". Döllinger ersetzte diese Bemerkung durch die folgende: „Bei keiner andern Gabe lag von jeher Mißbrauch und gefährliche Täuschung so nahe, als bei der des Charisma der Gesichte und Weissagungen, teils weil ein analoger Naturzustand (das somnambulistische Hellsehen), obgleich ganz der Naturregion angehörig, und dem Reich der Gnade fremd, doch ähnliche Erscheinungen und Wirkungen hervorbringen kann, wie die höhere Begeisterung, teils weil hier der Mensch vorzüglich den Täuschungen und Lockungen der Eitelkeit und des Hochmuts ausgesetzt ist, sich infolge solcher verkehrten Gesinnung dämonischen Einflüssen zugänglich und zu einem Organ machen kann, aus welchem ein Geist des Irrtums und des Truges redet. Darum ist es stets die Auf-

gabe der Kirche gewesen, jene zu richten, welche der Prophetengabe sich rühmten, und mittels des ihr verliehenen göttlichen Geistes den Geist zu prüfen, der in solchen wahren oder vermeintlichen Sehern sich kund gab. Stehen die Lehren und Visionen, welche solche Propheten aus göttlicher Eingebung zu verkündigen behaupten, im Widerspruche mit den Lehren und Vorschriften der Kirche, dann ist die Ekstase, in welcher sie empfangen wurden, eine unreine, der Geist, nach dessen Eingebungen der Seher redet, nicht ein Geist der Wahrheit, das Gefäß, in welches die vermeintliche Offenbarung niedergelegt wurde, nicht ein heiliger, von allen Schlacken der Sinnlichkeit und der Eigenliebe geläuterter Mensch, sondern ein irgendwie durch Sünde und unheilige Gesinnung befleckter."

Im Grunde ein sehr skeptischer Standpunkt gegenüber den damaligen Tageserscheinungen und auch gegenüber der Anschauung mancher seiner Freunde. Er negiert nicht die Fähigkeit des Naturgebietes, sich zum somnambulischen Hellsehen zu steigern, auch nicht die Möglichkeit der sogenannten heiligen und unheiligen Mystik mit ihren verschiedenartigen Erscheinungen; aber er wahrt sich gegenüber der Frage, in welches Gebiet eine solche Erscheinung gehöre, nicht bloß eine sehr reservierte, sondern beinahe unabhängige Stellung. Es geht dies aus den von ihm angegebenen Kriterien zur Beurteilung derselben hervor. Die einen kann der Theolog, überhaupt jeder Christ selbst beurtheilen; er braucht sich nur zu fragen, ob die Lehren und Visionen, welche auf göttlicher Eingebung beruhen sollen, im Widerspruch mit den Lehren und Vorschriften der Kirche stehen; sollte es der Fall sein, so sind sie ohne weiteres unecht und falsch. Aber wenn dies auch nicht der Fall sein sollte, so ist man doch noch nicht verpflichtet, sie zu glauben, denn das Urteil darüber hat die Kirche. Erst wenn sie gesprochen, beginnt die Pflicht des Glaubens. Es schwebten ihm dabei wohl die damals im

Kreise der Mystiker viel beachteten, mit den grandiosesten Albernheiten angefüllten Visionen der Maria von Agreda vor, deren Nichtanerkennung der bayerische Theolog Eusebius Amort bei Papst Benedikt XIV. erwirkt hatte. Und es war dies gewiß ein Standpunkt, welcher gegen die Zumutungen der Leicht- und Abergläubigkeit schützte, welcher aber nicht mehr vorhielt, wenn man unter dem Urteile der Kirche das des Papstes verstand. Denn wer weiß, welche Blüten die römisch-katholische Kirche auf diesem Gebiete in unserem Jahrhundert, namentlich unter Pius IX., auch Leo XIII. trieb, wie die Päpste selbst sich von Prophezeiungen und Visionen abhängig machten, Kardinäle und Bischöfe in ihren Amtshandlungen sich von Visionärinnen leiten ließen,[8]) der wird kaum auf das Urteil eines Papstes über solche Erscheinungen einen Wert legen. —

In demselben Jahre 1833 sollte Döllinger einen noch tieferen Einblick in diese Vorgänge erhalten. Clemens Brentano gab damals sein „Bitteres Leiden nach den Betrachtungen der gottseligen Emmerich“ heraus und siedelte im Oktober, noch immer in den Offenbarungen derselben lebend und webend, von Regensburg nach München über. Er war selbstverständlich im Görreskreise ein gern gesehener Gast; aber auch da zerstob rasch der von ihm um die Katharina Emmerich gewobene Nimbus, und sogar Görres sagte ihm zuletzt von ihren Offenbarungen: „Sei Du nur still mit Deiner Katharina Emmerich, das ist ja doch nur Schneckentanz.“ Doch auch Döllinger hatte schnell das Geheimnis durchschaut. „Nachdem er mir,“ sagt er bei L. v. Kobell, „einiges von dieser Stigmatisierten erzählt, hatte ich auch den Schlüssel zu deren Erscheinungen“. Brentano hatte ihr von „der heiligen Stadt“ der Maria von Agreda erzählt, was sie ihm dann gemäß ihrer weiblichen Auffassungsfähigkeit als Vision wiedergab, ohne daß Brentano es herausgefunden hätte. Zur Zeit aber, als Döllinger an den

„Papstfabeln" arbeitete, gab er dem Verfasser die Sache folgendermaßen: „Kennen Sie schon die Elisabeth von Schönau? Sie hat die Namen der Begleiterinnen der h. Ursula in Köln in ihren Visionen erfahren, auch einen Papst Cyriakus, der nie existierte, erfunden. Man brachte ihr die Grabsteine, und da auch männliche Inschriften darauf standen, so offenbarte sie die Geschichte von der Romfahrt der h. Ursula und dem sonst ganz unbekannten P. Cyriakus.[9]) Mit den Visionen der Nonnen hat es häufig diese Bewandnis. Man kann in der Regel sagen, wer ihr Beichtvater war, ein Dominikaner oder Franziskaner; je nach dem Orden und der Ordensmeinung lauten auch ihre Visionen. Davon gibt es viele Beispiele. Auch dem Clemens Brentano ist es ähnlich ergangen mit der Katharina Emmerich. Als er hier lebte, gab er sich fast ausschließlich nur noch mit deren von ihm nachgeschriebenen Offenbarungen ab; in den Büchergestellen seines Zimmers sah man beinahe nur die Manuskripte dieser Offenbarungen. Und doch gab Emmerich nur seine eigenen Kenntnisse und Phantasien wieder. Brentano studierte die einschlägigen Bücher, erzählte ihr Tags zuvor, was er selbst gelesen hatte und worüber er etwas hören wollte; Tags darauf gab sie es ihm als Vision wieder. Auch die Topographie Jerusalems und der Umgebung hat er ihr auf diese Weise beigebracht. Sie stand damals auf der Höhe der Zeit, jetzt ist sie längst überholt. Und das ist die Nahrung unseres Klerus!" Daß aber Exegeten in ihren Vorlesungen die Lücken der Bibel mit den Offenbarungen der Katharina Emmerich als einer göttlich beglaubigten Quelle ausfüllten, und daß dies gar einer seiner alten Bamberger Bekannten (Martinet) that, das wußte Döllinger noch nicht und vernahm es mit großer Betrübnis.

Es lag im Plane Döllingers, die II. Abteilung seines Handbuchs rasch folgen zu lassen. Manche Materien, wie Disziplin und Kultus, welche in der ersten nicht berührt waren,

sollten zusammenhängend behandelt werden und die I. Abteilung ergänzen. Wohlgemut ging er noch im Sommer 1833 an die Arbeit und gab sich ihr mit solchem Eifer hin, daß sogar Manz ihn vor Überanstrengung warnte. Doch nicht diese war zu fürchten; die Hemmung kam unvermutet auf eine ganz andere Weise.

Döllinger hatte, wie gewöhnlich, die Herbstferien zu einer Reise benützt. Er war wieder in Aschaffenburg und freute sich des Wiedersehens der alten Freunde, als er von der Stiege stürzte, und der Bruch des linken Beines ihn an der Fortsetzung der Reise hinderte. Es wurde zwar alles aufgeboten, um eine schnelle Heilung herbeizuführen, auch befreundete Hände waren zu seiner Pflege bereit; allein er kam doch so leidend nach München zurück, daß er am 3. November an die Fakultät schreiben mußte: „Hochwürdige theologische Fakultät! Auf meiner Ferienreise habe ich durch einen Fall von beträchtlicher Höhe herab den linken Fuß so schwer verletzt, daß ich auch jetzt, nach Verlauf von zwei Monaten, denselben leider nicht gebrauchen kann, und die Ärzte mir streng vorgeschrieben haben, ununterbrochen in liegender Stellung zu verharren. Dergestalt befinde ich mich in der Unmöglichkeit, gegenwärtig meine Vorlesungen zu beginnen; indes haben mir meine Ärzte — unsere HH. Kollegen, Geh. Rat von Walther und Prof. Schneider — die Aussicht eröffnet, daß ich bis Neujahr hin, und, bei günstigen Umständen, auch schon früher, werde meiner Berufspflicht nachkommen und meine Vorlesungen regelmäßig halten können. Ich habe demnach beiliegende Ankündigung entworfen und bitte die hochw. Fakultät, im Falle sie dieselbe billigen sollte, das Anschlagen derselben am schwarzen Brette zu verfügen. Da mein Fuß, auch nach erfolgter Heilung, noch längere Zeit der Schonung bedürfen wird, so habe ich, um den Weg nach der Universität nicht zweimal machen zu müssen, meine beiden

Stunden auf den Vormittag verlegt; übrigens bin ich bereit, im künftigen Semester das Versäumte nötigenfalls durch Vermehrung der Stunden einzubringen." Die vollständige Heilung ging indessen keineswegs so rasch voran. Die Vorlesungen zwar scheint Döllinger in der angegebenen Zeit wieder aufgenommen zu haben; aber anfangs April 1834 sah er sich doch noch veranlaßt, einen sechswöchigen Urlaub zum Gebrauche des Bades Gastein nachzusuchen, welche Absicht er auch im Monat Juni ausführte. Doch „stellte ihn die Gasteiner Kur nicht völlig her", und fürchtete er, daß er „den Gebrauch des Fußes nicht wieder ganz frei bekomme."[10]) Ein etwas hinkender Gang, der mit steigendem Alter bemerklicher wurde, ist ihm von diesem Sturze auch geblieben.

Natürlich verzögerte sich durch diese Umstände auch die Fortsetzung des Handbuchs der Kirchengeschichte. Dennoch war er bereits im Januar 1834 wieder an der Arbeit, und die immer noch notwendige Schonung ließ auch Manz einsehen, daß sie nur langsam von statten gehen könne. Umsomehr drängte er, als Döllingers Kur zu Ende gieng; denn das Handbuch schien ein gutes buchhändlerisches Geschäft zu werden. Bald meldete er, daß der Absatz, besonders nach der Schweiz und nach Wien ein recht guter sei, bald daß nach Passau allein 30 Exemplare bestellt worden seien, dann daß er von allen Seiten um die Fortsetzung bestürmt werde. Aber Döllinger hatte nur die Vorarbeiten gefördert, so daß, als der Druck der II. Abteilung seinen Anfang nahm, das alte Elend begann. Der Drucker hatte nicht einmal für zwei Druckbogen Manuskript erhalten, und Manz mußte immer wieder drängen, sogar damit, daß der Hausmeister des Georgianums in München ihm geschrieben habe, die Alumnen kauften eine andere Kirchengeschichte, weil die Döllingers so langsam vorwärts gehe. Doch seine Arbeitskraft brachte das Versäumte rasch wieder ein, und da er in den Herbstferien

dieses Jahres nur in den ersten Septembertagen eine kurze Reise nach Freising machte, die übrige Zeit auf die Vollendung der II. Abteilung verwandte, so konnte er schon am 27. November das Vorwort schreiben. Am 20. Dezember gingen bereits Freiexemplare und Honorar (fl. 231, davon fl. 115 Kr. 30 an Hortig) nach München ab.

Was hatte aber Döllinger geliefert? Ein im Grunde verfehltes Buch. Was Darstellung, Quellen- und Litteraturkenntnis angeht, wobei ihm die Beherrschung einer Reihe von Sprachen, der Reichtum der Münchener Bibliotheken und das hilfsbereite Entgegenkommen ihrer Vorstände Harter und Lichtenthaler wesentlich zu Statten kamen, steht diese II. Abteilung gewiß der I. ebenbürtig zur Seite. Er hatte aber nicht gehalten, was er versprochen, und man von ihm erwartet hatte. Das Buch verspricht die II. Periode der Kirchengeschichte: Von K. Konstantin bis auf die sechste ökumenische Synode (J. 313—680), ist aber nur die „äußere Geschichte der Kirche" von Konstantin d. Gr. bis auf die ersten Jahre Theodosius II., woran sich ein Paragraph über „Heidnische Polemik und christliche Apologetik" schließt. Dann bringt es die „Ausbreitung der christlichen Kirche" im Orient und im Abendland, und endet mit einer unverhältnismäßig langen Abhandlung über den Islam und seine Ausbreitung. Von der inneren Geschichte der Kirche, von Verfassung, Kultus und Disziplin, welche letzteren doch in einer Gesamtbehandlung am Schluß der II. Periode versprochen waren, keine Rede. Das Buch war ihm offenbar unter der Feder zu umfangreich und über die Grenzen eines Handbuchs hinaus gediehen. Eine Fortsetzung in dieser Weise hätte nicht bloß Jahre, sondern eine Reihe von Bänden gefordert, und das war weder seine Absicht noch hatte Buchhändler Manz über ein so weitaussehendes Werk mit ihm abgeschlossen. „Fremder Rat und eigene Wahrnehmung" veranlaßten ihn daher, das Handbuch ruhen und

an seine Stelle ein Kompendium der Kirchengeschichte treten zu lassen. Bereits am 3. Oktober 1834 acceptiert Manz den Druckbogen zu 24 fl., bei einer zweiten Auflage zu der Hälfte. Das Überraschende an diesem neuen Unternehmen ist nur, daß Manz am 20. September wünscht, es solle die I. Abteilung des Kompendiums noch vor Ostern 1835 ausgegeben werden. Das ging über das Menschenmögliche, und konnte auch die zähe Ausdauer Döllingers nicht leisten. Manz ist nicht wenig enttäuscht, daß am 14. Februar 1835 noch kein Manuskript an die Druckerei gelangt ist, und beschwört Döllinger, doch ja seinem Vorsatze getreu zu bleiben, bis Herbst (1835) das Lehrbuch zu vollenden.

Immerhin verkannte man die wissenschaftliche Bedeutung des Mannes nicht, und kein Geringerer, als der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums, Roth, brachte sie dadurch zur Geltung, daß er Döllinger, „der sich durch seine kirchengeschichtlichen Arbeiten einen ehrenvollen Platz unter den Historikern erworben hat", 1835 mit Erfolg zum außerordentlichen Mitgliede der k. b. Akademie der Wissenschaften vorschlug.

Daneben kam Döllinger auch den litterarischen Wünschen auswärtiger Freunde und Freundinnen in der liebenswürdigsten und unverdrossensten Weise entgegen. Nicht nur Gengler und Appellrat Merk in Bamberg versah er mit Büchern und Zeitschriften, sondern auch seinem Freund Moy, der im J. 1834 als ordentlicher Professor der Jurisprudenz nach Würzburg versetzt worden war und ähnliche Wünsche hatte, ließ er auf die Schilderung seiner trostlosen Lage seine Hilfe zu teil werden. „Es ist von allen unseren Übeln", schrieb Moy, „nichts mehr übrig als — die Not. Aber eine allgemeine Not! Not an Zuhörern, Not an Geld, Not an Büchern, nebst vielen anderen Nöten, die unter diesen bösen Drei mitbegriffen sind. Die ersteren zwei erklären sich eine aus der anderen und aus ihnen erklärt sich wieder gar manches, besonders, daß ich

schreiben muß, unaufhörlich, unablässig schreiben — um Geld. Die letztere von meinen drei Nöten ist aber offenbar unter diesen Umständen die schlimmste; denn ich kann aus den Fingern der linken Hand unmöglich so viel saugen, daß die der rechten immer zu schreiben haben, und wenn ich keine Bücher bekomme, aus denen ich wieder ein neues machen kann, wo soll ich's denn hernehmen? Die hiesige Bibliothek (ihr Personal) ist zwar sehr dienstwillig und gefällig; aber ihre Dürftigkeit steht, was meine Fächer anbelangt, in geradem Verhältnisse mit ihrer Gefälligkeit. Die älteren Sachen will und kann sie sich auch nicht anders verschaffen, als bei Gelegenheit, auf Auktionen u. dgl. Nun warte immer, bis das sich findet! Sind doch die neueren Sachen, die vom Buchhändler — in Nürnberg, denn hier ist kein ordentlicher — verschrieben werden, kaum zu erleben! Und wenn sie einmal da sind, bekommt sie zuerst der hochpreisliche, äußerst geschickte Universitäts-Buchbinder, der sie Quarantäne halten läßt, bis kein Mensch mehr daran denkt, und ich unterdessen die Pestilenz kriegen möchte. Ich versichere Dich, es ist zum desperat werden. In dieser verdrießlichen Lage endlich habe ich mich nach München gewendet, um von (dem Universitäts-Unterbibliothekar) Harter das Nötigste zu beziehen. Aber das ist ein harter Mann! Der will mir auch nicht zu Hilfe kommen, fürchtet die Unbequemlichkeiten und Gefahren der Reise für seine lieben Pflegebefohlenen, und wenn Du mir nicht mit Deiner Suada den Mann zum Weichen bringst, schreibt mir (Hauptmann) Seyfried, so bin ich ein verlorner Mensch. Wenn Du freilich mich der Bibliothek, statt die Bibliothek mir näher bringen könntest, so wäre es mir noch lieber. Indessen das bleibt in Gottes Hand! Wenn ich nur die Bücher hätte ... Ich bitte Dich, sieh zu, daß Du helfen kannst" (1834, Juli 25.).

Die dringende Bitte war nicht umsonst vorgebracht. Moy atmete wieder leichter auf. Am 5. September schon

schreibt er: „Es ist mir sehr lieb, daß Du meinen Brief an Mehrlein zurückbehalten hast, da unter den Umständen, die Du angibst, der Schritt offenbar erfolglos gewesen wäre. Ich habe zwar rücksichtlich meiner Zulage von des Königs Unterschrift durch Dich die erste Kunde erhalten, indessen zweifelte ich von vornherein nicht daran, und es ist keine Frage, daß meine Lage dadurch, wie die Franzosen sagen, wenigstens soutenable wird. Mit der Zeit lassen sich vielleicht auch noch andere Verbesserungen erringen, und so lange meines Vaters Debitwesen nicht völlig beendet ist, darf ich es in mancher Beziehung, wo nicht als ein Glück, doch wenigstens als einen Vorteil betrachten, von München entfernt zu sein. Die Bücher, die Du mitgeholfen hast, mir zu verschaffen, wofür ich Dir herzlich danke, sind noch nicht eingetroffen. Ich erwarte sie mit Sehnsucht. Vorderhand wüßte ich außer den angegebenen nicht vieles, was mir eigentlich abginge." Döllinger möge Harter danken und sagen, er werde nicht ermangeln, ihn in der Vorrede seines Buchs zu erwähnen. „Mit unserer Bibliothek und dem schläfrigen Bibliothekar Ruland (da Richarz sich wegen Kränklichkeit und anderer Arbeiten um nichts annehmen kann) ist es eine wahre Not. Diesen fast inepten Kollegens-Sohn haben die anderen Zunftgenossen des Hofrats Ruland nebst dem frivolen Herrn Domkapitular Müller [dem Herausgeber des Kirchenrechts-Lexikons] zum Professor der Theologie vorgeschlagen. Es steht indessen zu hoffen, daß daraus nichts wird."

Natürlich wurden bei solchen Anlässen auch andere Angelegenheiten besprochen, die Döllinger um so mehr interessieren mußten, weil sie teils Bekannte, teils seine eigenen Lehrern betrafen, und einige Mitteilungen daraus von allgemeinerer Art dürften gerne gelesen werden. So fährt er in obigem Briefe fort: „Wir brauchten einen Professor der Philosophie. Gegen Steingaß (Görres' Schwiegersohn) wird die Exzeption, daß er ein Aus-

länder sei, von (dem Regierungspräsidenten) Rechberg als peremptorisch betrachtet. Hoffmann hat diesem leider geschrieben und zwar geschrieben, wie er spricht, so daß Rechberg an seiner Ungefügigkeit erschrocken ist und von diesem Nachbeter Baaders nun nichts wissen will.“ Ein Schüler Baaders sollte aber gleichwohl nach der Meinung Moys nach Würzburg kommen, und da unter seinen Zuhörern in München ein solcher von „eben so viel Talent als Bescheidenheit“ gewesen, der jetzt Kaplan sei, dessen Name er aber nicht mehr genau wisse, so sollte Döllinger sich nach ihm erkundigen, und „falls Du das Individuum auch für tauglich hältst, eine Professur der Philosophie auszufüllen, allenfalls erforschen lassen, ob es dieselbe annehmen würde“. Der Verlauf dieser Angelegenheit war übrigens ein anderer; Franz Hoffmann kam trotzdem nach Würzburg und vertrat dort bis zu seinem Tode im Jahre 1881 die Baadersche Philosophie, was um so merkwürdiger ist, als Baader schon im Jahre 1833 der Geistlichkeit und Nuntiatur verdächtig zu werden anfing.[11])

Doch Moy ist voll froher Hoffnung, daß es, da alles nach seinen Wünschen sich fügt, bald auch in Würzburg besser gehen werde. Er wird, auch bei der Kreisregierung als Schulreferent verwendet, immer mehr der Ratgeber Rechbergs, und wo ihm Personen- und Sachkenntnis abgeht, springt Döllinger bei. „Dein Urteil über Staudenmaier (in Gießen),“ heißt es in einem Briefe vom 30. Dezember 1834, „hat mir eine große Sorge vom Herzen gewälzt“. „An Kreuzhage (einen Verehrer Günthers) habe ich übrigens wohl gedacht und auch den Grafen Rechberg veranlaßt, seiner beim Könige zu gedenken. Aber wir können unsere Blicke nicht bis zu diesen nordischen Sternen erheben; denn diese Leute sind an Besoldungen gewöhnt, von denen man bei uns hier gar nicht reden darf. Ich wollte gerne, daß Rechberg in der Lage wäre, seinen Einfluß bis auf die Münchener Universität auszudehnen.

Ein Mann von so geradem und kräftigem Willen ist weit und breit nicht zu finden. Unsere theologische Fakultät hier ist unter seiner Einwirkung trefflich [sic] geworden. Die Entfernung Fischers (des Lehrers Döllingers) ist zwar nicht gerade sein Werk; sondern Professor Fröhlich, mit welchem dieser im vergangenen Jahre einen skandalösen Streit hatte, und der Bischof (Groß von Trockau), der schon länger über ihn klagte, haben da zusammengewirkt. Der Bischof leugnete es zwar, und ich war so frei, ihm zu sagen, es thue mir leid und ich könne nur tant pis sagen, wenn er wirklich an dieser Entfernung eines ungläubigen Professors der Theologie keinen Anteil habe; aber die Sache ist ganz gewiß. Fischer hat einen objektiven Rationalismus mit einem wunderlichen Systeme von stufenweisen Entwicklungen, Seelenwanderungen und Läuterungen, das er zwar nicht öffentlich aussprach und geltend machte, das aber in seinen Vorträgen dennoch durchblickte (!). Daß er äußerst gefährlich war und auf Erschütterung des Glaubens mehr als andere wirkte, die sich mit ihren Angriffen offen der kirchlichen Lehre gegenüber, damit aber auch der Kritik und dem Zweifel bloßstellen, (ist sicher). Sein Nachfolger Reißmann ist sein Schüler in der Philologie, im Glauben und im inneren Leben aber ein Nachfolger Bickels. Ebenso durch Bickel geweckt ist Helm, ein junger Mann von sehr viel Geist und einem regen Streben (!). Es ist hier übrigens ein seltsames Ringen der Kräfte im Verborgenen ... Das Schweinfurter Gymnasium, von dem Du mir schriebst, ist mir bis jetzt eine terra incognita gewesen, auf welcher der protestantische Direktor Graf Giech seinen überwiegenden Einfluß geltend gemacht hat. Er ist Korreferent in allem, was protestantische Lehranstalten betrifft. Indessen hat Gott über Eisenschmid (Gymnasiallehrer in Schweinfurt) seine Gerichte ergehen lassen. Der Pfaff ist nach einer langwierigen Krankheit in Imbecillität gefallen. Ein paar Katho-

liken habe ich jetzt an der Anstalt, und des Grafen Rechberg Sorge ist jetzt, einen tüchtigen Religionslehrer für die Katholiken als Pfarrer hinzubringen. Ich gehe überhaupt sachte zu Werke und werde nirgend durchgreifen, ehe ich in die Verhältnisse gänzlich eingedrungen bin, was eine längere Zeit erfordert.

„In Sachen der gemischten Ehen habe ich neulich auf Ersuchen einiger Frankfurter Katholiken über die Beratungen der dortigen gesetzgebenden Versammlung etwas geschrieben . . . Nach dem, was ich von den Motiven mir erzählen lassen, die im Eingange des neuesten Breve[12]) nach den Angaben unserer Regierung und Bischöfe vorangestellt sind, ist dieses Breve offenbar mit Lügen erschlichen, ungiltig und nichtig. Verdiente Strafe ist es, daß unsere Bischöfe immer verwirrter in der Sache werden, und dem Herrn Nuntius mag sein Stern des bayerischen Civilverdienstordens einst ordentlich auf dem Herzen brennen . . ."

Scharfblick zeichnete Moy gerade nicht aus, und sein Urteil fällt er nur von seinem eigenen kirchlichen Standpunkt aus. So war er namentlich gegen Prof. Richarz in Würzburg eingenommen und muß auch bei Döllinger in nicht mehr vorhandenen Briefen über ihn geklagt haben, da dieser ihn (1835, März 27.) aufforderte, er solle über Richarz, der zum Bischof von Speier ausersehen war, eine Charakteristik entwerfen und schicken. Moy sandte auch am 5. April „das Bild, so treu gezeichnet, als er es nur vermochte." Aber von dem Nuntius um nähere Auskunft angegangen, wollte Moy sich nicht dazu verstehen. „Du hast mir's vielleicht übel genommen", schrieb er Döllinger, „daß ich Deinem Begehren, die gewünschte Auskunft zu geben, nicht entsprach. Ich muß Dir aber gestehen, daß ich von dem Herrn Nuntius eine so schlimme Vorstellung habe, daß ich ihm nicht das Geringste anvertrauen möchte, und da ich den B(ischof) R(icharz), bei aller Gerechtigkeit, die ich seiner Unbescholtenheit in Hinsicht

auf Lehre und Sitten widerfahren ließ, doch auf eine Weise geschildert hatte, daß er und seine Gönner eben nicht von jedem Zuge geschmeichelt gewesen wären, so mußte ich Bedenken tragen, ein Dokument, aus dessen Mißbrauch mir so viel Unangenehmes entstehen könnte, ohne Not in solche Hände und vor solche Augen zu bringen." Das Ideal eines Bischofs, glaubte Moy, könnten überhaupt nur Männer, wie der Graf Reisach, darstellen, von dem er „über seine betrübende Weigerung, zu uns zu kommen, nächster Tage einige Aufschlüsse zu erhalten hofft" (April 29). Er empfindet es daher wie einen Trost und ist „um so froher, daß nichts aus meiner Berufung ins Ministerium an Deutingers Stelle geworden ist, da meine Ansichten und Grundsätze gerade in kirchlichen Dingen so ganz verschieden sind von denen, die im Ministerium herrschen, als wir dabei einen Bischof (Reisach) erworben haben, der mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Munde zu reden im stande ist, und von dem nicht zu befürchten steht, daß er dem bischöflichen Amte aus Apprehension gegen Rom und Vorliebe für die weltliche Gewalt etwas vergebe." Doch schien auch Richarz nach einem Besorgnis erregenden Anfang Moys Wünschen gerecht zu werden. „Richarz hat in Speyer zwar meine Besorgnisse schon zu rechtfertigen angefangen durch seine Vorschriften in Betreff der gemischten Ehen; aber er hat sich, was auch vorauszusehen war, in großes Ansehen gesetzt und Weis, der mir kürzlich schrieb, glaubt, sich viel Gutes von ihm versprechen zu dürfen. Ein zweiter Montalto genießt er jetzt, auf dem bischöflichen Stuhle, einer vortrefflichen Gesundheit, verträgt er Meßwein ganz herrlich und entwickelt eine Kraft und Festigkeit, die kein Mensch hinter ihm gesucht hätte" (1836, Juli 24.).

Dagegen ist Moy — und das Motiv ist charakteristisch — umso unzufriedener mit dem Würzburger Bischof, da „dem Bauer, welcher Jakob Kunz heißt und bei dem Bauer

Michel (Alex. von Hohenlohes Lehrmeister) Knecht gewesen ist, das Beten über Kranke als polizeiwidrig auf Antrag des Bischofs untersagt wurde" (1835, April 5.) — ein Verbot, das ihn auch später noch beschäftigte. „Über den wunderthätigen Bauer Kunz sind unser Bischof als Patron der Aufklärung und unser Präsident als Verteidiger der Wunderkraft des Gebets in Konflikt geraten. Dem Bauern wird, trotz des bischöflichen Horrors, gestattet, im Stillen über Kranke zu beten, woferne er nicht Konventikel hält ꝛc., kurz gegen die Ordnung der Kirche oder des Staates verstößt. Das bleibt unter uns, sei so gut" (1835, April 29.).

Ebenso schwankend war Moy in seinem Urteile über die Professoren Franz Hoffmann und von Lasaulx, der 1835 a. o. Professor in Würzburg geworden war. „Hoffmann hat sich hier beim ersten Auftreten etwas geschadet, indem er wie rasend fünf Kollegien auf einmal ankündigte und ein Schriftchen ‚über die Selbsterzeugung Gottes' gleich als sein neuestes Produkt in Umlauf setzte, das kein Mensch hier — rein nicht ein Mensch — zu verstehen im stande ist. Und Du kennst die Würzburger. Ich bin nur gespannt auf den Erfolg seiner Vorträge" (1835, April 29.). In einem späteren Briefe berichtet er über Lasaulx und eine merkwürdige, die Befangenheit, in welcher diese Männer sich bewegten, scharf kennzeichnende Unterredung mit ihm. „Lasaulx ist entweder ein verschmitzter Heuchler, oder Du hast Dich sehr an ihm geirrt. Gegen mich äußert er sich durchaus als praktischer Katholik. Seine Beurteilung Schellings ist sehr richtig. Er erkennt dessen Genialität, bekennt, in vielfacher Hinsicht von ihm angeregt worden zu sein, behauptet aber, ihm selbst vorgehalten zu haben, daß er zur Wahrheit nicht kommen könne, weil er außer der Kirche stehe. Dies gibt er seinem Hochmute schuld. Wir haben von den Erwartungen gesprochen, die allenthalben, in Asien wie in Europa, einer neuen Offenbarung sich zu-

wenden und mich mit Grauen erfüllen, wenn ich des Antichrists gedenke. Da gab er mir zu, daß im Falle einer Bewegung solcher Art nur der Blick auf Rom uns sicher machen könne gegen die Gefahr des Abfalls. Aber während wir einig waren, daß das Leben Christi vorbildlich sei für das Leben der Kirche, waren wir hinsichtlich des Moments, wo wir jetzt im Parallelismus ständen, verschiedener Ansicht ... Er meinte, Christus liege schon im Grabe, die Kirche vielmehr sei von den Grabtüchern umhüllt ꝛc. ꝛc., und der Herr werde bald erstehen — das Reich des Antichrist sei da und nahe seinem Ende, während ich noch einem Moment, dem des feierlichen Einzugs in Jerusalem ähnlich, entgegensehe und dann den großen Abfall gleichzeitig mit dem Auftreten des Antichrists im Fleische erwarte. Dergleichen Ansichten, von denen man, wie die Meerkatzen in Faust, sagen kann: ‚Und wenn es uns glückt, und wenn es sich schickt, so sind es Gedanken‘, dergleichen Ansichten, ohne Zusammenhang geäußert, mögen Dich oder andere veranlaßt haben, von Lasaulx zu meinen, er wisse noch nicht, ob er sich zum katholischen Glauben oder zu irgend einem neuen, erst zu erfindenden Christentume bekennen solle, während es doch nicht so übel gemeint ist. Doch ich will ihn nicht definitiv in Schutz nehmen; es ist einiges Absonderliche an ihm; aber, wie gesagt, wenn er nicht definitiv ein Christ ist, so ist er ein arger Heuchler und ein gefährlicher Mensch, wozu mir doch sein Auge wieder zu offen und sein Wesen zu herzlich erscheint.“ Hoffmann trete neben ihm durch sein steifes, eckiges Wesen sehr in den Schatten. Er „ist ein eigensinniger Mensch, der es durchaus nicht in sich, sondern nur in den andern sucht, warum man ihn nicht versteht, ihm nicht folgt u. s. w. Trotzdem, daß er mir und Stahl versprochen hat, die Baadersche Trinitätslehre aufzugeben, wenn er nicht beweisen könne, daß sie mit der der Kirche eins sei, trägt er sie doch jetzt unbedenklich seinen Zuhörern vor und scheint einer Verpflichtung

zum theologischen Beweise gänzlich zu vergessen" (1836, Juni 7.). Aber kaum um einen Monat später (Juli 24.) hat Moy wieder ein ganz anderes Urteil über beide, wobei freilich die Wendung Hoffmanns gegen die Romfeindlichkeit Baaders ihn stark beeinflußte. Er schließt dann: „Ein anderer von unseren Kollegen macht mir schwerere Sorge. Das ist unser lieber Stahl. Seine Gesundheit fängt an bedeutend zu wanken, und eine Phthisis abdominalis droht sich auszubilden. Der arme Teufel ist auch so schlecht gestellt, daß er durch ärmliche, rüde Kost und große Anstrengung das Übel selbst herbeiziehen muß. Es ist eine himmelschreiende Sünde, daß man ihn so darben läßt."

Es sei hier nur noch eines ähnlichen Büchergeschäfts gedacht, welches Döllinger nach Erlangen hatte, wohin sich die Frau Nees von Esenbecks, eine geistvolle, hochgebildete, litteraturkundige, acht Sprachen mächtige protestantische Dame, unter Wiederannahme ihres Familiennamens Elisabeth von Mettingh zurückgezogen hatte, weil sie die Art ihres Mannes nicht mehr ertragen konnte. Da aber das in Würzburg geknüpfte freundschaftliche Verhältnis zwischen ihr und der Döllingerschen Familie nicht nur sich erhalten hatte, sondern namentlich durch Döllinger gepflegt wurde, so kann man sich nicht wundern, daß auch sie seine Hilfe zur Befriedigung ihrer litterarischen Bedürfnisse in Anspruch nahm; und ihre Briefe voll herzlicher Dankbarkeit zeigen, daß er in der freundlichsten Weise ihren gar nicht geringen Wünschen entsprach.

Nach einer ganz neuen, bisher unbekannten Seite erscheint Döllinger in einem Briefe aus Wien. Man wußte zwar, daß er als Student in Würzburg mit besonderer Vorliebe, wenn auch, wie Platen sagt, mehr zum Zeitvertreibe, sich mit Entomologie abgab; daß er aber noch zur Zeit, wo er als Professor der Theologie ganz in den theologischen Studien aufgegangen zu sein scheint, derselben oblag, wurde

nicht gemeldet. Um so überraschender ist folgender Brief eines damals allgemein bekannten Entomologen **Hammerschmidt** in Wien:

Wien, den 25. November 1834.

„Hochschätzbarster Herr! Ich nehme mir die Ehre, Ihnen ein kleines Equivalent für die mir jüngst verehrten Caleoptera zu übermitteln. Ich wünsche, daß einiges darin enthalten sein möge, was Ihnen angenehm ist. Es sind wohl mehrere gemeinere Spezien darunter, die ich Ihnen nur der Bestimmung wegen geschickt habe, indessen hoffe ich Ihnen pro futuro mehr versprechen zu können, da ich binnen kurzem einige bedeutende Acquisitionen zu machen hoffe. Nehmen Sie die beikommende Kleinigkeit einstweilen gütigst auf und seien Sie versichert, daß ich es mir stets zum Vergnügen schätzen werde, Ihnen dienen zu können.

„Darf ich bei dieser Gelegenheit so frei sein, Sie an Ihr gütiges Versprechen, mir durch Vermittlung Ihrer Herren Brüder in der Krim und in Amerika[13]) von dort her Insekten oder Moluskten in Spiritus zukommen zu lassen, erinnern? Die Insekten in jenen heißen Gegenden (aus allen Ordnungen der Käfer, Heuschrecken, selbst Apteren) bieten ihrer Größe wegen zur Untersuchung ihres inneren Baues so viel Interessantes, daß es mir äußerst erwünscht wäre, von dort her Käfer oder Käferlarven oder sonstige Insekten, Crustaceen (Krebse, Meerspinnen) oder Molusken, Schneckenmuscheln in Spiritus zu erhalten."

Nach einer Anweisung über die Verpackung fährt Hammerschmidt fort: „Sie haben sich so gütig und zuvorkommend gegen mich benommen, daß ich nun schon auf Ihre Güte zu sündigen wage! Dürfte ich Sie um ein Exemplar Ihres unter Carabus varians bestimmten Käfers bei Gelegenheit bitten?

„Exotische Insekten sind für mich durchaus desiderat, auch

alles aus der Krim, der geographischen Verbreitung wegen, obwohl manches dort vorkömmt, was hier sehr gemein ist. Auf Procerus tauricus bitte ich nicht zu vergessen, wenn Sie welche bekommen.

„Würden Sie die Güte haben, Insekten oder Crustaceen, Moluskenin Spiritus zu verschreiben, so bitte ich darauf aufmerksam zu machen, daß man beim Einsammeln die Tiere noch lebend in Spiritus werfen und man bedacht sein müsse, daß diese Gegenstände immer unter Spiritus bleiben, weil sonst die einen Teile vertrocknen, und der eigentliche Zweck, nämlich die nachträgliche zootomische Untersuchung derselben, unmöglich und vereitelt würde.

„Indem ich mir zugleich die Freiheit nehme, mich Ihrem hochverehrtesten Hrn. Vater ergebenst zu empfehlen und Ihm meinen innigsten Dank für sein freundlich herzliches Zuvorkommen für mich und meinen Freund Leukart abzustatten bitte, wage ich es mir die Ehre vorzubehalten, Ihrem verehrtesten Herrn Vater einige meiner zootomischen Untersuchungen ehestens zu übermitteln und ihn bitten zu dürfen, diese Kleinigkeiten zum Beweise meiner innigen Verehrung annehmen zu wollen. Mit 2c. Dr. Karl E. Hammerschmidt.

Der Betrieb der Entomologie durch Döllinger muß demnach ein sehr eifriger und ausgedehnter gewesen sein. Leider ist Hammerschmidts Brief das einzige Zeugnis davon, und kann es nicht mehr bestimmt werden, wie lange er dieses Nebenstudium betrieb. Indessen ist seine Sammlung seltener ausländischer Insekten noch vorhanden und zeigt die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher er sie behandelte.

Vierzehntes Kapitel.

Berufung Möhlers, durch Döllinger erwirkt. Stellung zu den Jesuiten; der Provinzial Staudinger darüber. Abhaltung Hanebergs vom Eintritt in die Gesellschaft Jesu.

Die Herbstferien 1834 brachten Döllinger einen lieben Besuch — Möhler aus Tübingen, der unterdessen sein „klassisches Buch", die berühmte Symbolik, hatte erscheinen lassen und damals der berühmteste katholische Theolog war. Es ist nicht mehr festzustellen, ob er kam, um vielleicht in München ein friedlicheres Plätzchen zu finden: jedenfalls war er tief betrübt, er war nach seiner Meinung ohne festen Boden in Tübingen und fühlte sich im höchsten Grade trostbedürftig. Der Aufenthalt in München wirkte daher, wie er selbst schreibt, ungemein wohlthätig auf ihn. Das Wohlwollen und die Liebe, welche er hier erfuhr, blieben „schöne Erinnerungen"; durch den Verkehr mit Döllinger und seinem Kreise fand er sich „aufs anmutigste erheitert, sittlich gestärkt und religiös getröstet und ermutigt", und es war für ihn „die wünschens- und dankenswerteste Begegnung", welche ihm „auf seiner hiesigen Wanderschaft" begegnen konnte. Am meisten mochte ihn aber die Hoffnung auf eine Berufung nach München gehoben haben, welche

Döllinger und der Oberstudienrat Mehrlein noch in seiner Anwesenheit zur Sprache brachten.

In der Besetzung der Fakultät war seit 1832 keine Veränderung eingetreten. Aber wie damals, so genügte sie auch jetzt Döllinger nicht. Die Moral wurde noch immer provisorisch von dem Extraordinarius Kaiser vertreten; und wenn dieser auch mäßigen Ansprüchen genügt zu haben scheint, so stellte es sich immer mehr heraus, daß die Übertragung der neutestamentlichen Exegese auf den greisen Mall und den Extraordinarius Stadler ein Mißgriff war. Nicht minder unzureichend war Buchner, der Lehrer der Dogmatik. Dieser Zustand durfte nach Döllingers Meinung nicht länger dauern. Aber wie sollte er beseitigt werden? Einerseits fehlte es an den geeigneten Männern, andererseits fühlte die „innere" Fakultät selbst das Bedürfnis nicht, und war auch die Regierung manchmal schwierig. Gleichwohl ließ sich Döllinger nicht abschrecken, das Wohl der Fakultät, wie er es verstand, im Auge zu behalten, und mit der Unterstützung des Oberstudienrates Mehrlein konnte er auch hoffen, im rechten Augenblick einen tüchtigen Mann durchzusetzen. Anfangs 1834 scheint er an Leopold Schmid, damals in Limburg, gedacht zu haben. Wenigstens schrieb dieser am 4. Februar 1834 an Döllinger: „Als ich letzte Ferien in München war, wollte ich Ihnen meine Aufwartung machen. Wegen Ihrer Abwesenheit ward mir diese Ehre nicht zu teil. Durch meine Base erfuhr ich hier, daß Sie verunglückt wären und noch an dem Unfalle litten ... Meine Base berichtet mir weiter, Sie wünschten zu wissen, ob ich noch wünsche, von Limburg wegzukommen. Ich glaube berufen zu sein, meine schwachen Kräfte der Verteidigung des Katholizismus zu widmen und dem Widersacher desselben, der durch eine verfälschte Darstellung der Bibel sich Bahn brach, durch eine wahre Erklärung ebenderselben seine Waffe zu entreißen. Die Anzahl der Studierenden allhier ist

nur sehr klein und kleiner noch die Zahl derjenigen, welche für dies besondere theologische Fach Neigung haben! Könnte ich irgendwo anders auf eine größere Anzahl Zuhörer wirken, so würde dadurch die Lösung meiner Aufgabe mehr gefördert, meine Kräfte selbst würden dadurch leichter und freudiger fortgebildet und erhöht, was mir gewiß sehr wünschenswert wäre."

Doch der Gedanke, Möhler gewinnen zu können, drängte jeden anderen zurück. Zur Ausführung des Planes war nur die Erledigung einer Professur nötig, und sie konnte durch Beförderung Buchners zu einem Kanonikate herbeigeführt werden. Da auch der Oberkirchenrat Deutinger sich dafür gewinnen ließ, so schien die Durchführung des Planes gesichert zu sein. Dennoch hatten die Verhandlungen noch einen langwierigen Verlauf. Möhler selbst forderte von Döllinger das große Opfer, ihm die geschichtlichen Fächer zu überlassen und sich selbst zum Vortrag der Dogmatik zu verstehen, was jedoch kein Hindernis gebildet zu haben scheint. Die Hauptsache war vielmehr, daß sich die Befürchtung Möhlers erfüllte, und Buchner nicht zum Kanonikus befördert wurde, andererseits die Regierung sich schon am 3. Dezember 1834 dahin aussprach, daß, nachdem Dogmatik an der Fakultät bereits besetzt sei, ein Bedürfnis zur Vermehrung der Lehrkräfte nicht vorliege. Indessen trat unvermutet eine andere Erledigung ein, indem Allioli anfangs 1835 das wegen eines Halsleidens nachgesuchte Kanonikat in Regensburg erhielt, und sich daraufhin ein neuer Plan entwerfen ließ. Sofort bestürmte Döllinger den Oberstudienrat Mehrlein und den Rektor der Universität, Obermedizinalrat Ringseis: „Jetzt sei die Gelegenheit geboten, den Professor Möhler für die Universität München zu gewinnen." Und in der That hatte sein Drängen Erfolg. Ringseis schrieb darüber an den König, der dem Ministerium unverzüglich den Auftrag erteilte, mit Möhler über seine Be-

rufung zu verhandeln. Schon in den ersten Tagen Januar war die Verhandlung im Gang, und konnte Döllinger Möhler Vorschläge über die notwendigen Verschiebungen in der Fakultät machen.

Dennoch wickelte sich die Sache nicht so rasch ab, da Stadler, der sich schon vor der Ernennung Alliolis um dessen Stelle beworben hatte, der Berufung Möhlers im Wege stand. Aber der Umstand, daß Döllinger endlich in die innere Fakultät eintrat und damit eine entscheidende Stimme erhielt, gab, in Verbindung mit den Verstimmungen, welche in der Fakultät herrschten, den Ausschlag. Diese waren schon bei der Prüfung ausgebrochen, welche die Fakultät am 18. Okt. 1834 infolge der Reorganisation der k. Lyceen für Kandidaten des Lyceallehramts abzuhalten hatte, und zu der sich 13 Kandidaten angemeldet hatten, darunter Stadlbaur, Rietter, Herb, Schrödl, Stahl, der indessen nicht erschien. Döllinger schrieb zu der Notenbestimmung für den Repetitor der Theologie im Seminar zu Freising Seelos, der in der Dogmatik die Note III und in der Moral die Note II erhalten hatte: „Ich begreife nicht, wie bei Seelos für Dogmatik die Note der Befähigung herauskommen kann, da ihm ausdrücklich die Note der Nichtbefähigung zuerkannt wurde. Die Fakultät macht sich nach meiner Ansicht lächerlich, wenn sie durch diese Notenbestimmung sagt: Seelos ist in der Dogmatik unbefähigt, in der Moral befähigt; folglich ist er auch in der Dogmatik befähigt. So kommt es aber heraus; ich kann daher diese Tabelle nicht unterzeichnen.“ Durch solche Vorkommnisse mußte Döllinger nur noch mehr in seiner Ansicht bestärkt werden, einer solchen Fakultät könne man das Wohl und Wehe der katholischen Wissenschaft nicht überlassen. Er führte denn auch die Verhandlungen über die Berufung Möhlers, wie einst Genglers, allein neben der Fakultät, so daß in den Akten Möhlers Name gar nicht erwähnt wird.

Eine noch tiefer gehende Verstimmung zeigte sich zwischen Döllinger und Stadler, welche einmal zu folgendem Federkrieg führte. Döllinger schrieb, als es sich am 18. November 1834 um die Empfehlung eines Stipendiaten handelte, an den Rand: „Die Noten des Kandidaten . . . sind in der That nicht sehr empfehlend, denn das ‚Ausgezeichnet‘ des überaus freigebigen Herrn Professor Stadler dürfte doch auf einer genaueren Wage zu leicht befunden werden.“ Stadler: „Was übrigens die Note ‚Ausgezeichnet‘ betrifft, die ich dem letzteren Kandidaten gab, und wegen welcher mich der verehrteste Herr Koll. Döllinger wieder, wie fast bei jeder Gelegenheit, beredet, mich einer überaus großen Freigebigkeit mit guten Noten und somit der Nichtgewissenhaftigkeit fortwährend beschuldigend, so erlaube ich mir zu bemerken, daß ich wohl so gut ein Gewissen habe, wie jeder andere Kollega, und die Noten auch nicht nach Gunst oder Laune, sondern nach Verdienst und Würdigkeit gebe.“ Aber ganz konnte er sein Verfahren doch nicht entschuldigen; denn nach einer Auseinandersetzung über die Kenntnisse des in Frage stehenden Kandidaten bemerkt er: er wolle künftig noch genauer und weniger freigebig mit guten Noten sein, was er jetzt, nachdem er im Prüfen mehr geübt, auch besser werde thun können. Aber „ich glaube,“ schließt er, die Art Döllingers kritisierend, „deßungeachtet von meinem einmal angenommenen Grundsatze nicht abgehen zu dürfen, den Kandidaten durch Milde und Freundlichkeit lieber Mut zu machen und ihnen ihr Studium und somit auch ihr Examen auf alle Weise zu erleichtern, als sie durch ein überstrenges, barsches, abstoßendes Wesen abzuschrecken und ihnen dadurch und auf andere Weise das Examen zu erschweren, daß oft der Beste aus dem Konzepte kommen und somit den überstrengen Forderungen nicht entsprechen kann.[2]) — Ich weiß nicht, wodurch ich mir die Abneigung des Herrn Prof. Döllinger in so hohem Grade zugezogen habe, daß ich ihm gar nichts recht machen kann,

und daß er nicht bloß in seinem Benehmen und mit Worten, nun sogar auch noch schriftlich in einem theologischen Abstimmungsprotokoll ohne alle Veranlassung, und weiß Gott wo und wie sonst noch! — sich gegen mich zu äußern nicht unterlassen kann. Möchte doch diese abgedrungene Rechtfertigung geneigte Aufnahme finden, und die äußerst unangenehmen Differenzen, an denen ich sicherlich (wenigstens wissentlich) nicht Schuld bin, einmal beendigen! Gott gebe es!" Eine Rückäußerung Döllingers liegt nicht vor; aber daß Stadler mit seiner Bemerkung die Verstimmung nicht verscheuchte, ist um so sicherer, weil ihr noch ganz andere Motive als die Freigebigkeit mit guten Noten zu Grunde lagen. Das zeigte sich in den weiteren Verhandlungen über die Wiederbesetzung der Allioliſchen Professur.

Stadler hatte nämlich in einer Eingabe um die Verleihung derselben gebeten und dadurch die ganze Kombination, auf die hin Döllinger die Berufung Möhlers betrieb, gestört, da die Gewährung seiner Bitte die Berufung Möhlers unmöglich machen mußte. Und ganz schlecht stand seine Sache keineswegs. Die Fakultät selbst, nicht ahnend, daß es sich dabei zugleich um Möhler handle, teilte sich darüber in zwei gleiche Hälften, von denen die eine nach dem Protokoll „nicht so fast seiner Kenntnisse, als seiner Leistungen und äußeren Haltung wegen" sich mit ihm unzufrieden erklärte und mit der anderen Hälfte nur für eine Gehaltserhöhung desselben stimmte. Damit war auch die letzte Schwierigkeit für die Berufung Möhlers, dessen Lage in Tübingen immer peinlicher wurde, beseitigt, und schon am 17. März konnte Döllinger ihm die definitive Entscheidung melden. Möhler atmet neu auf. Nichts kann ihn länger in Tübingen zurückhalten; ohne das bayerische Indigenat und ohne die königliche Ernennung zu haben, eilte er nach München, wo er sich anfänglich ungemein wohl fühlte. Aber nunmehr trat erst die seltsame Art,

auf welche die Berufung Möhlers erfolgt war, an den Tag, da die Verschiebung innerhalb der Fakultät nur ein Privatabkommen zwischen ihm und Döllinger war. Zwar trat dieser vom Wintersemester 1835/36 an die geschichtlichen Fächer an Möhler ab und las seitdem Dogmatik und Kirchenrecht, aber offiziell wurde, wahrscheinlich mit Rücksicht auf das Ministerialreskript vom 3. Dezember 1834, diese Abmachung nie anerkannt. Denn als am 20. November ein Ministerialreskript die Nominalfächer neu verteilte, erhielten Buchner Dogmatik und Dogmengeschichte, Mall und Möhler Exegese des Alten und Neuen Testaments, Wiedemann Pastoral, Döllinger Kirchengeschichte und Kirchenrecht, und sollte die Entscheidung über Moral vorbehalten bleiben — eine Verteilung, welche bis zu Möhlers Tode in Geltung war. Um so mehr kann die Berufung Möhlers nur durch die Annahme erklärt werden, daß die Wolken, welche im Jahre 1829 sich über Döllingers Haupte gesammelt hatten, sich wieder zerstreut hatten, und daß sein Wort unterdessen ein maßgebendes geworden war. Es prägt sich dies übrigens auch in einigen offiziellen Akten aus. Während früher schon die Bitte um eine Erhöhung seines kärglichen Gehaltes mißfiel, wurde ihm „zum Beweise allerhöchster Anerkennung" am 7. April 1835 den Betrag von 200 Gulden und wieder am 7. Juni 1836 die gleiche Summe aus dem heimgefallenen Gehalt des verstorbenen Prof. Röschlaub zugeteilt, so daß er von da ab 1400 Gulden Gehalt bezog. —

Schon in den 20er Jahren glaubte man an König Ludwig I. das Ansinnen stellen zu dürfen, daß er die Niederlassung der Jesuiten in Bayern wieder gestatten möge. Es geschah nicht. Unter Berufung auf seine Kenntnis der Geschichte hielt er, wie oben erwähnt wurde, die Jesuiten von seinem Lande fern und vermutete, gerade dadurch die Unzufriedenheit der damaligen kirchlichen Partei mit seiner Regierung erregt zu haben. Im Grunde waren es aber nur

Adelige, welche sich nach der Berufung der Jesuiten sehnten, weil es ihnen lästig zu fallen anfing, ihre Söhne nach Freiburg in der Schweiz zu senden. Eine solche Anstalt im Lande wäre viel angenehmer gewesen, auch hätten manche Mängel des Freiburger Instituts, welche dort schwer zu beseitigen waren, viel leichter gehoben werden können. Nun hatte zwar Ludwig I., um dem Drängen nach Mönchen zu genügen, neben den Franziskanern auch Benediktiner zugelassen und ihnen ein Erziehungsinstitut in Augsburg zugewiesen; aber die aus Österreich dahin verpflanzten Benediktiner entsprachen den auf sie gesetzten Hoffnungen so wenig, daß Döllinger als Prüfungskommissär sich mit ihren Leistungen unzufrieden erklären mußte;[3]) und am allerwenigsten betrachteten die Adeligen sie als einen Ersatz für die so sehnlich gewünschten Jesuiten. „Die Stadtgemeinde Landsberg wandte sich in der That 1835 mit einer Eingabe, worin sie eine Jesuitenniederlassung erbat, an die Regierung.“ Aber obwohl der König das Gesuch abschlägig beschied,[4]) kam die Jesuitensucht nicht zur Ruhe. Aus mancher Stimme jener Zeit erfährt man, daß immer wieder eine plötzliche Jesuiteninvasion befürchtet wurde. „Nun kommen die Jesuiten daran, welche Graf R** a. B. in E. uns bringen wird,“ schreibt Baader am 5. Juli 1836 an Hoffmann in Würzburg. „Das heißt doch mit der Geschichte — mit dem Geschehenen, was nicht mehr ist — Komödie spielen. Denn die jetzigen (!) Jesuiten, falls sie noch wären, würden in der jetzigen Zeit nichts leisten, noch minder ihre Revenants, welche sich zu ihren Vorfahren wie die jetzigen Georgiritter zu den ihrigen verhalten.“

So groß war indessen die Gefahr nicht, als man sie sich ausmalte. Denn sogar Reisach, den Baader offenbar meinte, wollte die Jesuiten nicht haben und äußerte nach einer Mitteilung des Prof. Sepp, er wolle in seiner Diözese selbst regieren und brauche keine Jesuiten. Görres aber traute

den Jesuiten überhaupt nicht viel zu und schrieb, als ihr eifriger Gönner J. von Giovannelli ihm meldete, sie „werden auch in Verona nun ehestens die Schulen nebst Konvikte übernehmen“: „Meine große Sorge ist indessen, ob die Jesuiten den ganzen Umfang des Problems begreifen, das ihnen zu lösen aufgegeben worden, sich nicht über dasselbe hinausversteigend und nicht hinter ihm zurückbleibend. Es wird auch lange währen, bis sie Leute finden, die die eigentliche Aufgabe zu stellen, noch länger, bis sie solche gewinnen, die die aufgestellte zu lösen vermögen.“[5])

Einen der stärksten Widersacher hatten jedoch die Jesuitenfreunde an Döllinger. Es wurde schon angeführt, daß er im Jahre 1829 in der „Eos“ erklärte: „Es läßt sich nicht leugnen, daß das, was von den Jesuiten seit ihrer Restauration bekannt geworden, weder zu sonderlichen Befürchtungen, noch auch zu glänzenden Hoffnungen berechtigt.“ Bischöfe und Geistliche sollen ihre Schuldigkeit thun — „und wir bedürfen der Jesuiten nicht“. Seine Erfahrungen hatten aber sein Mißtrauen in ihre Leistungsfähigkeit nicht zerstreut. Das Kommissariat, welches er schon 1834 an zwei Gymnasien hatte und das ihm auch später öfter übertragen wurde, hatte ihm Gelegenheit geboten, an einigen Zöglingen der Jesuitenanstalt in Freiburg die vielgepriesenen Leistungen derselben kennen zu lernen. Die Erfahrung, welche er an ihnen machte, war aber weder für ihn, noch für die Freunde der Jesuiten erfreulich,[6]) und bestimmte ihn, gerade als die Jesuiten in Landsberg Fuß zu fassen hofften, auch ihnen gegenüber mit seinem Urteile über ihre Freiburger Anstalt nicht zurückzuhalten. Es zeigt dies ein Brief des Jesuitenprovinzials Staudinger:

„Hochwürdiger, hochgelehrter Herr! Vor wenigen Tagen ward Ihr schätzbarstes Andenken mir erneuert durch ein Schreiben aus Köthen, worin S. H. P. Devis sich des Auftrages an mich erledigte, den Ew. Hochwürden ihm gefälligst

mitgegeben hatten. Der Bericht, daß die beiden Herren von Freyberg bei ihrer Ankunft in München die vorgenommene Prüfung nicht mit der erwünschten Auszeichnung bestanden haben, war mir weder neu noch unerwartet. Da ich aber aus demselben Schreiben sah, daß unsere verehrtesten Freunde in München besorgten, dieses ihnen unerwartete Resultat möchte unsrer hiesigen Anstalt, und überhaupt der Ehre unsrer Gesellschaft nachteilig werden, so glaube ich Ew. Hochwürden zuvörderst und hernach auch unsern anderen Gönnern hierüber einigen Aufschluß schuldig zu sein. Ich werde mich erklären mit jener zuversichtlichen Offenherzigkeit, wozu mir Ihr schätzbarstes Wohlwollen gegen uns zu berechtigen scheint. Denn ich bin versichert, daß, wenn Ew. Hochwürden von unserer Lage dahier genauere Kenntniß hätten, Ihr Urteil uns gewiß nicht ungünstig sein würde.

„Abgesehen von dem, daß zur glücklichen Vollendung der Gymnasialklassen zu ausreichenden Geistesanlagen auch anhaltender Fleiß erforderlich ist, den wir ungeachtet unseres vielen Bemühens nicht von allen erhalten können; abgesehen von den ungünstigen Umständen, in denen diese beiden Herren nach einer langen Reise, wenige Stunden nach ihrer Ankunft, in das Examen treten mußten, und mit solchen in Parallele gesetzt wurden, die sämtlich wenigstens ein Jahr länger auf Gymnasien waren; — von dem allem abgesehen, möchte ich Ew. Hochw. besonders aufmerksam machen auf die ungünstigen Verhältnisse, in denen wir uns hier befinden. Unser Kollegium ist der Sammelplatz von Zöglingen aus drei ganz verschiedenen Nationen. Die Mehrzahl machen die Franzosen, hiernächst die Schweizer aus. Die Zahl der Deutschen geht höchstens auf 20—30. Nun müssen wir unsern Lehrplan so einrichten, wie es erstens unsere Regierung und hernach die mehrsten Eltern unsrer Zöglinge fordern. Es ist aber Ew. Hochwürden wohl bekannt, wie verschieden die französischen und

schweizerischen Bildungs-Anstalten von den deutschen sind. Vor wenigen Jahren ward uns vergönnt, das griechische Sprachstudium in unsere Klassen einzuführen. Es geschah vornehmlich wegen der Deutschen, da die Schweizer und Franzosen hierauf sehr wenig Anspruch machen. Als nun auch hier eine neue Regierung die vorige ersetzt hatte, traten bald Klagen ein gegen das Studium der alten Sprachen, und man wollte dasselbe aus unseren Schulen beinahe verdrängen. S. Hochw. P. Drach, Rektor des Kollegiums, hat sich zwar vermittels einer Denkschrift, die er dem Erziehungsrat einreichte, diesem Ansinnen widersetzt, und die Sache ist in dem vorigen Zustande geblieben. Doch müssen wir uns noch allerseits wohl in Acht nehmen, um nicht irgendwo neue Unzufriedenheit zu wecken. Es werden zudem für unsre deutschen Gymnasialklassen nur drei Professoren, und zwar höchst spärlich honoriert, so daß jeder zwei Klassen zugleich lehren, und die Gymnasialstudien, die mit den ersten Anfangsgründen der lateinischen und deutschen Sprache beginnen, innerhalb sechs Jahren absolviert werden müssen. Während dieser Zeit müssen die deutschen Pensionäre noch die französische Sprache erlernen, und in den zwei letzten Jahren mit allen übrigen vorzüglich über Rhetorik unterrichtet und im eigenen Aufsatze geübt werden.

„Noch mehr als dieses alles hindern uns unsere Verhältnisse zu andern Kollegien der Schweiz. Jährlich kommen aus öffentlichen und Privatanstalten in alle unsere Klassen eine Menge Zöglinge, deren vorhergehende Ausbildung entweder vernachlässigt ist oder mit jener der unsrigen gar nicht harmoniert. Von Mathematik haben die Meisten noch beinahe keinen Begriff; das griechische Sprachstudium ist für sie ganz neu und zudem noch sehr abschreckend; im lateinischen sind sie gemeiniglich schwach. So ist jeder Professor genötigt, im Anfange des Jahres die Elemente der griechischen Sprache und

der Mathematik zu geben, und muß sich, damit er doch gemeinnützig lehre, das ganze Jahr nach der Fähigkeit und vorausgehenden schwachen Bildung seiner neuen Zöglinge richten. Wir suchen zwar durch allerlei Mittel, die uns zu Gebote stehen, diesem Gebrechen abzuhelfen; allein die Umstände sind so gebieterisch, daß wir mit dem besten Willen, den allseitigen Forderungen unsrer Freunde in Deutschland zu entsprechen, dennoch es nicht vollends thun können. Da wir indessen zufolge unsrer gegenwärtigen Lage nicht alles zu leisten im stande sind, so bemühen wir uns nebst bestmöglichem Unterricht des Verstandes vorzüglich das Herz der uns anvertrauten Zöglinge durch eine religiöse Erziehung zu bilden, und glauben hiemit dem feurigsten Wunsche ihrer Eltern und unserer ersten Pflicht zu entsprechen.

„Hätten wir eine Anstalt auf deutschem Boden; würde eine Regierung, wie z. B. die bayerische, anstatt uns in unserm wissenschaftlichen Streben einzuschränken, unser Bemühen vielmehr unterstützen; könnten wir Zöglinge in die erste Gymnasialklasse aufnehmen, und durch die übrigen hinaufführen, oder ständen die Neuankommenden auf derselben Bildungsstufe mit den unsrigen; wären wir endlich frei, ganz nach unserm Lehrplan zu dozieren; so wäre dem Übel abgeholfen, es würden deutsche Eltern allerdings auch mit der wissenschaftlichen Ausbildung, die ihre Söhne von uns erhielten, zufrieden sein.

„Diese und ähnliche Bemerkungen sind dem Herrn Freiherrn von Freyberg, wie ich glaube, schon eingereicht worden; er hat sie gewürdigt und, wie sein Dankschreiben an den vorjährigen Professor seiner Söhne beweist, auch eingesehen, daß es an uns nicht gefehlt hat, wenn die beiden Herren ihr Examen nicht mit mehr Ruhm ausgehalten haben.

„Übrigens, da ich die Lernbegierde und Arbeitsamkeit einiger jüngerer Zöglinge des Pensionates sehe, gebe ich mich hin der tröstlichen Hoffnung, daß über wenige Jahre solche

Subjekte zur Prüfung eingesandt werden können, die sich selbst und ihrer Anstalt Ehre machen werden.

„Verzeihen Sie, Hochwürdiger Herr! wenn ich durch längere, obgleich notwendige Erklärung der vorliegenden Sache Ihre Geduld mißbraucht habe. Es lag mir viel daran, Sie und unsere übrigen Freunde in München von unserer gegenwärtigen Lage dahier wohl in Kenntnis zu setzen. Vielleicht kommt der Augenblick, wo Sie etwas werden beitragen können, uns in eine bessere zu versetzen, und somit auch den deutschen Eltern, die ihre Kinder uns zur Erziehung übergeben, einen wichtigen Dienst zu erweisen. Ich empfehle mich deshalb Ihrem geneigten Wohlwollen und verharre mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Hochw.

gehorsamster Diener

„Freiburg, den 24. Okt. 1835. Joh. Georg Staudinger S. J.

Provinzial."

Diese naive Entschuldigung einer verkehrt angelegten, zur Erziehung deutscher Jünglinge durchaus ungeeigneten Anstalt konnte begreiflich Döllinger nicht umstimmen. Zudem mochte auch der Verkehr mit Möhler, dessen scharfes Urteil über die alte Gesellschaft Jesu und über die damals grassierende Jesuitensucht jetzt bekannt ist, ihn in seiner Meinung bestärken; denn daß beide auch über die Jesuiten ihre Ansichten austauschten, geht aus einer bereits anderswo[7]) mitgeteilten Aufzeichnung Döllingers hervor. Es konnte seine Stellung zu den Jesuiten aber keineswegs bloß von ihren geringen Leistungen im Lehrfache bestimmt sein, da er jedem seiner Schüler, der ihn um Rat fragte, von dem Eintritt in den Jesuitenorden abriet. Der erste, den er auch wirklich davon abhielt, war Haneberg.

Auf der Tanne bei Kempten den 7. Okt. 1837.

„Hochverehrtester Lehrer und Ratgeber! Durch Ihr entschiedenes Abmahnen haben Sie mir in einem Unternehmen,

das ich bereits drei Jahre hindurch in Gedanken umgetragen und nach neuer Anregung nicht mehr weiter hinausschieben zu dürfen geglaubt habe, plötzlich halt! geboten. Obwohl nämlich mein Eifer für den Orden der Jesuiten, den ich schon so lange liebe und hochschätze, als ich ein wenig über die Welt- und Kirchengeschichte zu denken angefangen habe, am Schlusse des letzten Schuljahres den Höhepunkt erreicht hat, so mußte doch Ihre Mißbilligung meines Entschlusses in mir große Bedenklichkeiten erregen, indem ich Ihnen, besonders in diesem Punkte, die allerumfassendsten Kenntnisse und in meiner Angelegenheit die größte Unparteilichkeit zutraue, da es Ihnen durchaus keinen persönlichen Vorteil bringen kann, wenn ich nicht in den Orden komme.

„Heimgekommen traf ich meinen lieben Freund Birker, den ich seiner vielseitigen Kenntnisse und seines festen und herzlichen Charakters wegen ehre; da ich wußte, daß er noch diesen Herbst Benediktiner-Noviz in Ottobeuern werden wolle, befragte ich ihn um die Beweggründe dieses Entschlusses, und warum er nicht lieber Jesuit werde. Durch seine Mitteilungen und Belehrungen wurden meine Ansichten von unsern bayerischen Benediktinern, oder vielmehr von dem bayerischen Benediktiner-Institute in der Art geändert, daß ich es doch für möglich hielt, daß dieser Orden in der neu hergestellten Form segensreich auftreten könne — was ich früher bezweifelt hatte. Ich fing an, mir vorzustellen, wie unrecht es sei, in einen ausländischen Orden zu treten, während im Inlande ein beinahe eben so ausgezeichneter begründet zu werden anfange, wo es nur von entschlossenen jungen Männern abhänge, mit der Gnade Gottes eine religiöse Gemeinschaft zu bilden, die nach allen Seiten hin wirken könnte. Nur hatte ich mehrere Vorstellungen von der Einrichtung des erneuerten Ordens, die mich zurückschreckten. Da fügte es sich, daß ich gegen Ende September in Begleitung meines Freundes Birker nach Otto-

beuern kam, wo ich von dem eifrigen Pater Theodor (Gangauf) viele Aufschlüsse über zweifelhafte Punkte in Betreff des Ordens erhielt. Am 5. Oktober war ich bei der Einkleidung von 11 Novizen ebenfalls in Ottobeuern und hatte Gelegenheit, ein paar Stunden mit dem ehrwürdigen Prälaten Barnabas selbst zu sprechen. Ich trug ihm besonders mein Bedenken über die Gebundenheit des Ordens von seiten der Regierung vor. Er löste mir alle Schwierigkeiten und zeigte mir, um alle Zweifel zu heben, sogar die königlichen Reskripte in Betreff der bedenklichen Punkte. Ich ging vollkommen befriedigt aus dem Kloster, und weiß nun nichts Besseres zu thun, als, wenn es Gott will, bald auch um einen Benediktinerhabit anzusuchen. Ich denke nämlich so: Die vorzüglichste Aufgabe eines jeden ist, wie ich glaube, die verliehenen Gaben so gut als möglich anzuwenden, und das ist, wie Christus bei Matthäus lehrt (cap. 25), eine sehr ernste Sache. Nun glaube ich aber meine Talente, seien sie nun groß oder klein, nicht besser anwenden zu können, als weun ich nächst der Sorge für mein Heil, mit Mut und unablässigem Eifer für Befestigung und Verbreitung des Christentums wirke. Dieses aber geschieht, wie ich schon seit wenigstens sechs Jahren glaubte und seit dreien überzeugt bin, durch Verteidigung und Festhaltung der katholischen Lehre. Um aber diese den Katholiken selbst schätzbar und den Bekennern anderer Konfessionen annehmlich zu machen (so weit dieses Menschen können — aber wenn ich nur sagen kann: salvavi animam meam), müssen gleichgestimmte Seelen sich mit Begeisterung in Christo Jesu verbinden, und, ein Herz und ein Sinn, den Feinden der Kirche mit solchen Waffen entgegentreten, daß sie wo möglich sie zu Freunden derselben umschaffen, wenn dies aber nicht geschehen kann, doch die Kinder des Hauses vor Ungemach und Irrtum bewahren. Ich war schon längere Zeit der Ansicht, der Orden der Jesuiten sei ganz vorzüglich derjenige,

welcher jenen Erfordernissen einer gewissenhaften Anwendung meiner Talente am gelegensten entgegenkomme. Über die Verzichtleistung auf meinen eigenen Willen bin ich mit mir, obwohl nach harten Kämpfen, weil ich von Natur aus leider sehr eigensinnig bin, vollkommenübereins gekommen. Da ich jetzt nun durch die Belehrungen meines Freundes und besonders des ehrw. Prälaten Barnabas eingesehen habe, daß der Benediktinerorden in Bayern die Tendenz annehmen könne, die ihm die zuerst eingetretenen mit Gottes Hilfe geben würden, und da Sie mir selbst aus wichtigen Gründen mißraten haben, aus dem Vaterland zu gehen, so ist nichts einfacher, als daß ich statt ein Jünger Loyolas zu werden, um Aufnahme in den Benediktinerorden nachsuche. Vielleicht geht mein Wirken für mich und meine persönliche Thätigkeit scheinbar verloren, wird sich aber rentieren, wenn ich mein Pfund in die Wagschale eines werdenden Instituts werfe, das, wenn es Gott will, ein Bollwerk gegen das ganze Teufelsgeschwader des Protestantismus und Rationalismus und einen sicheren Port für Zurückkehrende bilden kann. Was hülfe es mir, wenn ich ein halbes Dutzend von Erudition strotzender Werke schriebe, und am Ende beim Annahen des Todes sagen müßte, wie Herder: O mein verfehltes Leben! Ich gebe das Depositum meiner Anlagen in eine Wucher-Anstalt, und der Herr kann mir dann durch die Vorgesetzten der Anstalt, denen ich meinen Willen schenke, bezeichnen, wohin er mich führen wolle. — Die vielen Überlegungen über diese Angelegenheit und meine eigenen Leute, welche immer in mich dringen, ich soll machen, daß ich dicker und röter werde, sind Schuld, daß ich von Wiseman noch 160 Seiten vor mir habe. Meinen Namen möchte ich nicht gerne auf den Titel setzen, ich will mit keiner Übersetzung in die litterarische Welt eintreten, außer wenn Sie anders wollen. Mit unbegrenzter Ehrfurcht Ew. Hochw.

dankbarer Schüler Dan. Haneberg."

Als Haneberg diesen Brief schrieb, hatte er erst zwei Semester Theologie studiert, „Döllinger fleißig, weniger Möhler gehört", außerdem „alles andere vernachlässigt" und ein „buntes Studium" getrieben. Er hatte aber schon als Gymnasialschüler durch seine Kenntnis des Arabischen, Hebräischen und Persischen die Aufmerksamkeit verschiedener Professoren, zu denen es ihn nach München getrieben hatte, auf sich gezogen und in diesen Sprachen solche Fortschritte gemacht, daß Mall und Stadler ihm durch ihre Vorlesungen über hebräische, aramäische und arabische Sprache nichts mehr zu bieten im stande waren, und er dafür Chinesisch bei Neumann und Sanskrit bei Frank studierte. Aber auch Döllinger, der „der vorzüglichste Förderer seiner Studien war" [8]) und ihn zur Übersetzung des Wisemanschen Buches: „Die vornehmsten Lehren ..." veranlaßte, erkannte den Wert dieses jungen Mannes, der ihn bereits bei der Abfassung seiner Abhandlung „Mohammeds Religion" durch Beiträge aus arabischen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek unterstützen konnte, sehr rasch. Man versteht es daher, daß Döllinger ihn, den er selbst in der Vorrede zu der Übersetzung des Wisemanschen Buchs „einen unserer hoffnungsvollsten jüngeren Theologen" nennt, nicht gerne außer Landes ziehen und in den Jesuitenorden eintreten sah. Haneberg sollte offenbar dem akademischen Lehrberufe sich widmen, wie er auch sein Vorhaben, Benediktiner zu werden, wenigstens jetzt nicht ausführte, sondern unmittelbar nach Vollendung seiner Studien die akademische Laufbahn einschlug. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Döllinger seinen Schüler auch nicht auf den Pfad des sogenannten Papalismus geraten lassen wollte, den der Jesuiten-Orden damals schon mit seiner ganzen, rasch wachsenden Macht zur ausschließlichen Geltung zu bringen strebte.[9])

Fünfzehntes Kapitel.

Professor der Dogmatik. Schellings Einfluß auf die Theologie-Studierenden.

Die Überlassung der Kirchengeschichte an Möhler war ein Opfer, das Döllinger für die Gewinnung des berühmten Mannes brachte, die Übernahme der Dogmatik unter den damals in München obwaltenden Verhältnissen die Selbstbelastung mit der schwierigsten Aufgabe innerhalb der Fakultät. Denn die Lage war nicht so einfach, wie Görres sie Günther schilderte, daß Schelling „den spekulativen Teil der protestantischen Population der Universität um sich her hat und denen sein Christentum auslegt". Auch viele Katholiken, erwachsene und studierende, wurden von Schelling angezogen und folgten mit Begeisterung seinen „gedankenreichen und in platonischer Formschönheit majestätisch sich ergießenden Vorträgen"[1]) über Offenbarungsphilosophie. Es schien, als ob endlich alle Geheimnisse im Himmel und auf Erden aufgedeckt wären, und es erging nicht bloß Sepp so, wenn er über Schellings Vorträge schrieb: „Hat uns nicht das Herz gebrannt, wenn er mit uns redete?" In gar vielen anderen regte sich die gleiche Empfindung, und unter ihnen waren gerade die begabtesten und strebsamsten Köpfe, welche sich der Theologie zuwandten, nicht die letzten. Sie alle kamen, von den Schellingschen Ideen

und Anschauungen durchdrungen, zur Dogmatik. Andere, wenn auch wenige, hatten bei Baader spekulative Dogmatik gehört und schwuren auf sein Christentum. Die meisten aber kamen von den theosophisch-mystischen Erörterungen Görres', der „nicht ein Mann der nüchternen kritischen Forschung" war, „vielmehr von einer übermächtigen Phantasie und kühnen Kombinationsgabe beherrscht" wurde. Auch er hatte sein besonderes eigenartiges Christentum, nach welchem ebenfalls „der Sohn Gottes sein Werk für die Menschheit durch Eingeistung, Einseelung, Einleibung vollbrachte. Die letzte und eigentliche Inkarnation ist nur die Vollendung des schon bei der Schöpfung Begonnenen; denn gleich durch die erste Offenbarung, das erste in den Menschen hineingesprochene substantielle Wort Gottes fand die Eingeistung statt; besonders nach dem Falle notwendig als erste Stufe der Erlösung. Dann die Einseelung durch die Begründung einer religiösen Societät, besonders durch die Gesetzgebung auf Sinai".[2]) Mit allem dem mußte Döllinger rechnen, als er die Dogmatik übernahm, um gegen Schelling, „diesen reichen und mächtigen Geist, der immer in dem Andenken der Menschheit eine Stelle unter den mutigsten, kraftvollsten und fruchtbarsten Denkern einnehmen wird", aufzutreten, oder um die „geistreichen Kombinationen, die aphoristisch und oft unvermittelt hingeworfenen Gedankenblitze" Baaders[3]) teils als fruchtbare Keime zu entwickeln und zu verwerten, teils als unhaltbare Einfälle zurückzuweisen.

Auf der anderen Seite hatten Schelling wie Baader ihm seine Aufgabe auch wieder erleichtert. Da nämlich beide nur die Offenbarung in ihrer Wahrheit philosophisch erfassen und darstellen wollten, und Schelling insbesondere behauptete, daß die Philosophie sich auf die Geschichte als ihre Grundlage stützen müsse, so lag es für Döllinger nahe, seine Aufgabe ebenfalls als eine geschichtliche aufzufassen. Die von ihm vorgetragene Dogmatik folgte daher keinem Lehrbuche, sondern

wurde unter den gegebenen Umständen zu einer „geschichtlichen Dogmatik“, von der noch eine systematische Übersicht in seinem Nachlasse erhalten ist.[4]) Sie zerfällt, die Einleitung abgerechnet, in vier Abteilungen: 1. Vorgeschichte, Uroffenbarung; 2. Geschichte der Offenbarung des alten Bundes und ihrer Entwickelung; 3. Geschichte der Offenbarung des neuen Bundes und ihrer Entwicklung (1. Periode. Das Christentum im römischen Reiche unter den Juden und Heiden. Die Dogmen von Gott und der Erlösung. Spekulative Entwicklung der Grunddogmen des Glaubens. 2. Periode. Das Christentum bei den neuen romanisch-germanischen Völkern im Abendlande. Die Dogmen von der Rechtfertigung und der Kirche. 3. Periode. Das Christentum in seiner letzten Entwicklung und Krise. Die Dogmen von den Sakramenten und Heiligung). 4. Die Nachgeschichte oder vollendete Offenbarung Gottes und die Zukunft seines Reiches. Darein verwebt ist namentlich eine ausführliche Geschichte der Ketzereien, denn „durch sie Ausbildung und Entwicklung des theoretischen Inhalts der Offenbarung, besonders unter den philosophierenden Griechen und in den Kirchen des Orients.“ Für die Art der Behandlung genügt es, die Einleitung anzuführen.

„Geschichtliche Dogmatik. Einleitung: Notwendigkeit der Offenbarung überhaupt zu aller (abgeleiteten, objektiven, menschlichen) Erkenntnis. Eigentümlichkeit des abgeleiteten, abbildlichen Geistes, im Gegensatze zum absoluten, urbildlichen. Beweis aus der inneren und äußeren Erfahrung. Er ist, wie jeder vom Bedingten zum Unbedingten aufsteigende, nur negativer Art; ein Beweis des Mangels, der Unerfülltheit und Leere, und darum der Erfüllung durch ein anderes, was sich mitteilt, offenbart. Es setzt dagegen im Empfangenden die Empfänglichkeit (Sinn, Vernunft) und ein entsprechendes Sichöffnen, Aufnehmen, Empfangen, — die Ebenbildlichkeit voraus. Weitere Entwicklung dieses wahren Verhältnisses des

menschlichen Denkens und seines Inhaltes. Organ der höheren Mitteilung — Sprache. Über den Ursprung der Sprache und der Ideen, und dieser durch jene im Menschen (Bonald). Lehre von den eingeborenen Ideen. Relative Wahrheit derselben. Inwiefern? Als vorgebildete Form, Keim, die der Erfüllung, Befruchtung, Erweckung und Entwicklung bedürfen. Plato, Maistre.

„Indirekte Folgerung von der Notwendigkeit der Offenbarung und ihres thatsächlichen Erfolges auf die Notwendigkeit eines Sichoffenbarenden. Auch hier nur negatives Erkennen und Bedürfnis des Positiven; Verlangen darnach. Eintritt in die Sphäre des Willens. Freier Akt desselben infolge der Sollicitation desselben im Bedürfnis (entgegenkommende Gnade) zur Öffnung des Gemütes und Aufnahme der Offenbarung (Glaube). Subjektive Aneignung im Willen und Denken (Verstand) — Begriff (endliche Erkenntnis) und That.

„Die von sich selbst ausgehende endliche Erkenntnis geht also nur bis zur unfreien Anerkennung, daß etwas außer und über dem Erkennenden sei, durch welche notwendige Unterscheidung vom Objekt es selbst erst zum besonderen Subjekt wird. Was aber das außer- oder über uns seiende Objekt unseres Denkens sei, können wir nur durch es selbst, durch Mitteilung, Offenbarung erfahren. Auch die Naturerkenntnis beruht, wie die unmittelbare eigentliche Offenbarung, auf Offenbarung.

„Fortdauer dieser Offenbarung — mittelbar, als Überlieferung — unmittelbar als neue, erhebende, ergänzende, erfüllende Offenbarung.

„Alles Wissen beruht also, wie ursprünglich auf Offenbarung, so in Fortgang und Entwicklung auf Überlieferung; sein Inhalt sind Thatsachen, die auf dem Zeugnis und Glauben beruhen; seine angemessene Form ist nicht die willkürlich-

systematische rationalistische, sondern die natürliche, praktisch-historische. Geschichte der geoffenbarten, überlieferten Wahrheiten in ihrer zeitlichen (geschichtlichen) Folge und Entwicklung."

Die genetisch-historische Methode Döllingers war ohne Zweifel originell; aber durch die Münchener Verhältnisse geboten und dadurch, daß Buchner noch immer Dogmatik las, ermöglicht, gab sie zugleich Gelegenheit, viele Materien eingehender als sonst zu behandeln. Man kann sich aber von dem Reichtum und der Vielseitigkeit dieser Vorlesungen nur eine Vorstellung machen, wenn man von den noch vorhandenen Nachschriften Einsicht nimmt.[5]) Danach ist Döllinger kein bloßer Lückenbüßer, sondern ein so hochstehender Dogmatiker, als es damals überhaupt einen gegeben haben mag; aber sicher hat ihn keiner in diesem Jahrhundert an Kenntnis der Bibel des Alten und Neuen Testaments, der Kirchenväter und der späteren Litteratur, der Kirchen- und Ketzergeschichte übertroffen, wobei der Zug beachtenswert ist, daß er bei der außerordentlich umfassenden Behandlung der jüdischen Offenbarung in der Regel auf den hebräischen Text zurückgeht, bei der der christlichen beinahe ausschließlich den griechischen zu Grunde legt. Die jugendliche Vorliebe für diesen war ihm also geblieben. Ebenso ist noch eine gewisse Verwandtschaft mit Baader zu erkennen, den er jedoch auch ablehnt, wenn er weder Schrift noch Tradition für sich hat.

Eins darf indessen nicht unberührt bleiben, die Bemerkung nämlich, welche sich in der G. E. Mayerschen Nachschrift am Schlusse der dogmatischen Litteratur über die einzelnen Materien, auch der protestantischen, findet: „Besonders verdienen jene Schriften eine Erwähnung, die die Lehre der Kirche von theologischen Meinungen genau trennen: Veronius und besonders Holden, Analysis fidei divinae . . ., eine treffliche Übersicht — Chrisman, Regula (fidei catho-

licae et collectio dogmatum credendorum). Diese drei Werke zusammen genommen, verdienen von jedem Theologen studiert zu werden. Expositio fidei cath. von Bossuet." Diese Worte sind ein Programm. Denn wenn Döllinger die genannten drei Schriften seinen Zuhörern zum Studium empfahl, so mußte er auch ihre Lehren über die Tradition, die Qualität eines zum Glaubenssatze zu erhebenden Satzes, die unbefleckte Empfängnis und körperliche Himmelfahrt Mariä, die Autorität allgemeiner Konzilien und der Päpste, über Infallibilität und Universalepiskopat u. s. w. billigen. Es thut sich dann aber bereits hier die Kluft zwischen den dogmatischen Anschauungen Döllingers und denen der kurialistischen Theologen und der Jesuiten auf, äußerlich schon an der einfachen Thatsache erkennbar, daß der Jesuit Kleutgen und der Jesuitenschüler Scheeben nicht ruhten, bis noch vor dem vatikanischen Konzil (1869) Chrismans Regula durch die Inquisition verboten wurde.[6]) Doch war Döllinger schon damals sich dieses Gegensatzes wohl bewußt und ahnte nach seinem bekannten Brief an Erzbischof Steichele, was die Zukunft bringen werde: „Ich gestehe Ihnen, daß es für mich eine Zeit gab — in den Jahren nach 1836 und in den folgenden — in welcher ich selbst aufrichtig wünschte, das sogenannte Papalsystem annehmen und beweisen zu können. Damals sah ich nämlich, daß der Jesuitenorden mit seiner ganzen, rasch wachsenden Macht diese Doktrin zur ausschließlichen Geltung zu bringen strebte, und dabei von Rom und einem großen Teile des Episkopats unterstützt und ermuntert ward. Ich sah zugleich, daß in Frankreich ganz besonders die alte gallikanische Lehre immer mehr verdrängt und verrufen wurde, während zugleich der völlige Unglaube dort riesenhafte Fortschritte machte. Eine Ahnung, welchen Ereignissen und Zuständen wir entgegengehen möchten, überkam mich, und ich empfand das Bedürfnis, zu meiner eigenen Belehrung und

Sicherstellung, der Frage ein gründliches und umfassendes Studium zu widmen und vor allem die Quellen selbst zu studieren.“ 7)

Die Vorlesungen Schellings zu paralysieren war schwer, beinahe unmöglich. Ihr Zauber bethörte auch die Besten, wie ein Brief oder eigentlich eine Interpellation zeigt, die der spätere Prof. Fuchs an Döllinger richtete, und die als eine interessante Illustration der Schellingschen Wirksamkeit und der damaligen Verhältnisse der Aufnahme würdig ist.

„Über die Stelle Philipp. 2, 6—7. Die in der vorletzten Vorlesung geschehene Berührung der Stelle Ph. 2, 6—7 veranlaßt mich, einige Bemerkungen darüber mitzuteilen.

„Diese Stelle ist für die dogmatischen Interessen eben so wichtig, als sie in exegetischer Beziehung sich schwierig zeigt. Sie scheint einer ganz besonderen Aufmerksamkeit, vorzüglich in unsrer Zeit wert zu sein, wo gerade sie es ist, die einer völlig neuen Ansicht der Person Christi zur Stütze dient. Schelling findet nämlich durch sie seine Annahme eines Mittelzustandes des Logos begründet, und dies um so mehr, da, wie er behauptet, nach der gewöhnlichen (orthodoxen) Ansicht diese Stelle entweder durchaus unerklärt bleiben müsse, oder doch nur höchst gezwungen erklärt werden könne. 8)

„Es kann nun gewiß, wie ich meine, nicht geleugnet werden, daß die Annahme eines Zwischenzustandes des Logos die Erklärung dieser Stelle ungemein erleichtert und vereinfacht, und wenn auch die Schellingsche Erklärung dieser Stelle an Leichtigkeit und Einfachheit vor der gewöhnlichen keinen Vorzug hätte, sondern ihr bloß gleich stände, so würde man sich doch verführt sehen, ihr beizupflichten, da sie einem Systeme zum Stützpunkte sich darbietet, das an Großartigkeit und am Umfange der Anlage, an Scharfsinn und Meisterhaftigkeit der Durchführung, an Einfachheit und Rundung des inneren Baues, an Kraft, Lebenstiefe und Gehalt alles, was

bis jetzt auf dem Gebiete christlicher Spekulation erschienen, bei weitem überbietet. Ich meinerseits bin völlig überzeugt, daß das neue Schellingsche System, das bis auf den heutigen Tag nur einem engen Kreis von Schülern aufgeschlossen ist, wenn es in die Schranken der Öffentlichkeit tritt, dort eine Bedeutsamkeit und einen Beifall erhalten werde, wie noch kein philosophisches System; auf jeden Fall begründet es einen gänzlichen Umschwung auf dem Gebiete der Spekulation. Wer die Resultate der früheren philosophischen Betrachtungen mit den Leistungen Schellings vergleicht, muß ihm beistimmen, wenn er sagt, die frühere Philosophie verhalte sich zu der seinigen, gegenwärtigen nur wie die Vorrede zum Werke selbst. In der That, wenn die früheren Philosophen nur die Peripherie der Wirklichkeit berührten ‚und in den Präliminarien stecken blieben' (wie Schelling sich ausdrückt), so ist der geniale Begründer eines positiven Systems bis zum Zentrum des Lebens vorgedrungen und hat alle Kraft, allen Reichtum, alle Macht, die dort liegt, sich angeeignet. In einer Zeit, in der die Wissenschaft, wie noch nie, eine Macht geworden ist, in der nichts, was nicht den Stempel wahrer oder auch nur scheinbarer Wissenschaftlichkeit an der Stirn trägt, sich im Leben Geltung verschaffen mag, ja in der man nur darum an eine Autorität sich anlehnt, weil man es im Interesse der Wissenschaft für nötig hält, in einer solchen Zeit darf ein System, das in formell-wissenschaftlicher Beziehung als ein Wunderwerk sich darstellt, schon dadurch eines unbegrenzten Beifalls und eines gewaltigen Einflusses auf das Leben sicher sein; und wenn es der Zeitrichtung, die alle wissenschaftliche Thätigkeit auf das Positive, auf das konkrete Leben konzentriert, auch noch hierin sich anschließt, die reichen Schätze der Wirklichkeit darbietend, so steht ihm nichts im Wege, in den weitesten Kreisen sich bekannt zu machen.

„Würde dieses System nun mit dem katholischen Dogma

in Konflikt geraten, würden seine Lehren kirchlichen Bestimmungen zuwiderlaufen, so wäre die Gefahr vorhanden, daß das katholische Interesse darunter zu leiden hätte. Wohl dürfte das Schellingsche System dem in der Gegenwart wissenschaftlich sehr geschwächten und atomistisch aufgelösten Protestantismus einen neuen kräftigen Aufschwung und einen erwünschten materiellen Vereinigungspunkt verleihen und so den alten Todfeind des Katholizismus aufs neue kräftigen und stärken; ja noch mehr, ein großer Teil der Katholiken, schon längst des drückenden Joches der Glaubensautorität und eines engherzigen, vielfach unbefriedigenden Dogmensystems überdrüssig, dürfte der neuen Bewegung freudig sich in die Arme werfen. Gewiß möchte es vielen schwer werden, den mächtigen Zauber dieses neuen Systems, das wenn nicht die Wahrheit selbst, doch den größtmöglichen Schein der Wahrheit für sich hat, zu zerbrechen. Man dürfte vielleicht in diesem Falle an die Wirkung jener falschen Propheten erinnern, von denen der Heiland sagt: ‚sie werden Wunder und Zeichen thun, daß sie auch die Auserwählten verführen, so es möglich wäre'. Ich gestehe es gerne, daß die Herrlichkeit dieses Systemes, das Wundervolle desselben in Form und Geist unwillkürlich zu dem Gedanken mich hindrängte, man müsse die Reformation wegen Aufstellung des Prinzipes freier Forschung preisen, wenn dieses auch keine andere Frucht getragen hätte, als dieses herrliche, lebensvolle System, und man müsse alles Unheil, das die durch dieselbe eingeschlagene zügellose Richtung verursachte, vergessen über das glückliche Endresultat, das es herbeiführte. Glückliche Schuld, hätte ich in solch trunknen Augenblicken ausrufen mögen, die so segensreiche Folgen hatte!

„Katholischerseits darf man allerdings eines Kampfes mit diesem System gewärtig sein, und es möchte gut sein, wenn man jetzt schon, soweit es thunlich ist, die Waffen schmiedete, um sich ihrer, wenn der Sturm losbricht, sogleich

bedienen zu können. Ich bin katholischer Theolog und gesinnt, solange im Feldlager meiner Partei mich zu halten, als es noch feste Verteidigungspunkte darin gibt. Meine geringe Kraft will ich aber den größern Kräften auf katholischer Seite anschließen und in der That, gerade jetzt, wo ich durch die Erklärung der besagten biblischen Stelle das katholische Dogma gefährdet finde, dem hochverehrten Manne mich anvertrauen, den die waltende Vorsehung mir zum Führer in der christkatholischen Doktrin gegeben. —

„Ich gehe an die Sache selbst. Es würde mich natürlich zu weit führen, wenn ich den inneren Zusammenhang nachweisen wollte, in welchem Schellings Annahme eines Mittelzustandes des Logos mit seinem ganzen Systeme steht. Es genügt übrigens für den gegenwärtigen Zweck, die Schellingsche Ansicht als eine bloße, nicht auch anderwärts begründete Hypothese zu betrachten. Diese Hypothese besteht nun näher darin, daß der Logos, der, am Schlusse des kosmogonischen Prozesses aus seiner früheren Potenzialität zur Persönlichkeit und zur Herrschaft über das Sein zugleich mit Gott, dem Vater, erhoben, nun durch die paradiesische Katastrophe sich wieder in statum merae potentiae zurückversetzt sah, also außer der Gottheit und dem Vater war, daß dieser durch Überwindung des ihn negierenden Prinzips in der Gottheit außer dem Vater sich befand. Der Logos war also im Zwischenzustande zwar nicht wesentlich Gott, denn das kann er nur in und mit dem Vater sein, aber doch äußerlich, er hatte die *μορφὴν θεοῦ*, ein außergöttlich-göttliches Sein. Während die gewöhnliche Ansicht nur von zwei Zuständen des Logos weiß, einem, wo er in wesentlicher Gottheit in und mit dem Vater war, und noch nicht die menschliche Natur angenommen hatte, einem andern, dem der Erniedrigung, wo er Mensch geworden; statuiert Schelling zwischen beide noch eine mittlere.

„Nach der Schellingschen Ansicht wäre der Sinn unserer Stelle der: Christus war äußerlich Gott, er hatte die Gestalt, das Äußerliche Gottes (ἐν μορφῇ θεοῦ), wohl nicht wesentlich, aber doch aktuell, faktisch (ὑπάρχων). Ohne einen Raub zu begehen, ohne sich fremde Rechte, fremdes Eigentum gewaltsam oder unrechtmäßig zuzueignen, ohne widerrechtlichen Eingriff in den Kreis fremder Berechtigung hätte er sich mit Gott, dem Vater, äußerlich auf gleichen Fuß stellen, Gott sich äußerlich gleich setzen können. Allein dies wollte er nicht, vielmehr entschlug er sich des außergöttlich-göttlichen Seins völlig (ἐκένωσε), nahm die Gestalt des Knechtes an, unterwarf sich dem Willen Gottes, des Vaters, und wurde Mensch, die μορφὴν θεοῦ in die μορφὴν δούλου umwandelnd.

„Man kann es nun gewiß nicht in Abrede stellen, daß die Erklärung dieser Stelle auf diese Weise höchst einfach ist. In philosophischer Beziehung steht dieser Erklärung auch nicht nur nichts entgegen, sondern alles vereint sich vielmehr, dieselbe zu empfehlen. Das Wort μορφή ist in seiner natürlichen Bedeutung, in der es Gestalt bedeutet, genommen, während man auf katholischer Seite diesem Worte eine ex diametro entgegengesetzte Bedeutung geben muß; μορφή heißt in seiner ersten Bedeutung doch ohne Zweifel Gestalt und ist nicht gleichbedeutend mit φύσις (oder οὐσία), dem direkten Gegensatze von Gestalt . . . Auch das Wort ὑπάρχων in seiner Bedeutung eines bloß zufälligen, faktischen Seins spricht ganz für Schellings Ansicht, wonach jener Mittelzustand des Logos auch nur ein (ihm) zufälliger, weil bloß durch eine äußere Katastrophe in der Menschenwelt herbeigeführter. Die orthodoxe Theologie muß dem Worte ὑπ. wieder eine Bedeutung beilegen, die ihm sonst nirgends zukömmt und auf das direkte Gegenteil, auf ein wesentliches Sein hinweiset, denn der Logos ist nach ihrer Theorie vor der Inkarnation wesentlich (essentiell) Gott. So deutet auch das Adverb ἴσα, das

mit εἶναι sich verbündet, auf ein bloß zufälliges, aktuelles, äußerliches Sein hin, ganz wie es die Schellingsche Ansicht erfordert. Nach der Schellingschen Theorie hat auch der auffallende Ausdruck οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο den besten Sinn. Nach der gewöhnlichen Ansicht sieht man nicht recht ein, was damit gemeint sein soll. Was soll er — der Logos — rauben? Wohl doch die Gottheit nicht, diese hat er ja nach der gewöhnlichen Ansicht schon . . ." Daß Paulus μορφή nicht als Wesen (οὐσία) nehme, „dies stellt sich um so entschiedener heraus, da noch in derselben Konstruktion in dem Gliede: μορφὴν δούλου λαβών, das Wort μορφή offenbar nicht in der Bedeutung des essentiellen, ursprünglichen, inhäsiven Seins genommen werden kann, da ja die Knechtsgestalt nichts dem Sohne Gottes wesentlich (und notwendig) Inhärierendes, sondern bloß etwas Accidentales, durch äußere, zufällige Verhältnisse Herbeigeführtes ist . . .

„Die Schellingsche Ansicht vom Mittelzustand des Logos verbreitet nicht bloß über diese Stelle, sondern auch über andere und gerade die dunkelsten Stellen des Apostels Paulus und des Jüngers Johannes ein überraschendes Licht; Schwierigkeiten, sonst unüberwindlich, verschwinden! Ich erinnere hier nur an die gewöhnliche Grußformel in Pauli Briefen, wo nur der Vater Gott heißt, der Sohn dagegen bloß Herr genannt wird," an „Gott des Herrn Jesus Christus," an „Joh. 17,3, wo Jesus den Vater den allein wahren Gott nennt," Joh. 17,5. „Selbst das Centraldogma des Christentums wird durch Schellings Ansicht erst begreiflich, denn dem Versöhner wird damit die zu seiner Funktion nötige selbständige Stellung, Unabhängigkeit von beiden zu versöhnenden Teilen vindiziert. Auch von der so dunkeln Versuchungsgeschichte Christi nimmt sie den bergenden Schleier. Man muß gewiß zugeben, daß die gewöhnliche Ansicht der Vereinigung zweier Naturen in der Person Christi (ἕνωσις) in praxi, bei der Erklärung

spezieller Bibelstellen recht künstlich, und wenn man so sagen darf, maschinenartig aussieht. Wie lästig ist nur der ewige Wechsel der Rollen; bald tritt die göttliche Natur, bald die menschliche auf; dies hat Christus als Gott, jenes als Mensch, ein drittes unter der Konkurrenz beider Faktoren gethan. In ähnlichen Fällen, wie der ist, wo Christus sagt, er wisse den Tag des Gerichtes nicht ꝛc. ꝛc., sieht es, wenn man auf dem gewöhnlichen Standpunkte steht, gerade so aus, als stelle er sich nur so an. Was soll denn mit der gewöhnlichen Distinktion einer Entäußerung der göttlichen Vorzüge (κένωσις) κατὰ κτῆσιν und κατὰ χρῆσιν gewonnen sein, da man ja gewisse Eigenschaften, z. B. die Allwissenheit, nicht in potentia, sondern nur in actu besitzen kann? Wie viele Schwierigkeiten finden nach der gewöhnlichen Ansicht keine viel andere Lösung, als die, welche dem gordischen Knoten zu Teil geworden. Bekenne man es nur, unsere Theorie ist im ganzen genommen noch so kompliziert, daß auf ein Dutzend Theologen ex professo kaum einer oder zwei zu rechnen sind, die dieses künstliche Gewebe zu durchblicken vermögen. Es macht wirklich einen eignen Eindruck, wenn man jene Religion, die zur universellsten Verbreitung bestimmt ist, in etlich Dutzend Foliobänden aufgeschichtet sieht, und man findet sich durch diese Erscheinung von selbst zur Vermutung geführt, es müsse in das Christentum eine ihm an der Quelle völlig fremde Künstlichkeit hineingetragen worden sein. Schon der geschichtliche Charakter, der dem Christentum bis in seine tiefsten Lebenswurzeln hinab zukommt, führt das Moment der Natürlichkeit und Verständlichkeit mit sich. Gerade daraus, daß das Christentum eine Geschichte ist, leuchtet auch ein, wie unpassend Abstraktionen, wie wir sie in den ältern scholastischen nicht minder als in den neuern rationalistischen Systemen finden, zur Erklärung des Christentums sind, und wie nötig es sei, der historischen Methode sich zu bedienen, wenn man anders zum Ziele ge-

langen will, nur muß man sich hüten, zu glauben, man habe ein geschichtliches System des Christentums konstruiert, wenn man an den Faden der äußern, gemeinen biblischen Geschichte die alten scholastischen Traktate anhängt, und wenn man das höher- oder übergeschichtliche Moment so viel als ignoriert.

„Ich hätte noch mehrere Bedenklichkeiten zu äußern, allein die Beschränktheit der Zeit gestattet es nicht. Die geäußerten Bedenklichkeiten wollen nicht als Behauptungen, von denen ich nicht abgehen will, sondern als Zweifel, die der Lösung entgegenharren, als Wunden, die Heilung wünschen, angesehen werden. Um gütige Beurteilung und freundliche Berichtigung seiner Äußerungen bittet

„München, den 12. Febr. 1837. Bernard Fuchs,
Alumnus des Georg[ianums]."

Diese Epistel, voll Begeisterung für Schellings philosophisches Christentum, muß wohl das Erstaunen Döllingers in hohem Maße erregt haben, und zwar umso mehr, als am Schlusse nicht undeutlich seine eigene genetisch-historische Dogmatik als unzureichend bezeichnet war. Er hat sich auch sogleich des jungen Schellingianers angenommen; denn auf einem, aus jener Zeit stammenden Blättchen findet sich noch eine ausführliche Exegese von Philipp. 2, 5—9 angedeutet, worin auf alle von Fuchs hervorgehobenen Ausdrücke eingegangen und Schellings Interpretation der Stelle widerlegt wird. Er that es nicht ohne Erfolg. Denn nur wenige Tage nachher, in einem vom 14. Februar datierten Zirkular, bevorwortet er nicht bloß Fuchs' Dispensation vom letzten höheren Studien-Semester und das ihm schon an Ostern zu erteilende Absolutorium, sondern bezeichnet ihn als „ohne Zweifel wahrhaft ausgezeichnet". Das hätte Döllinger nicht gethan, wenn es ihm nicht gelungen wäre, Fuchs von dem Schellingschen System abwendig zu machen und in die posi-

tive Bahn zu lenken. Später wurde es übrigens auch Fuchs klar, daß der kosmogonische Prozeß Schellings zugleich ein theogonischer, pantheistischer sei, daß Schelling überhaupt längst überwundene Ketzereien wieder erneuere. Das ist wenigstens sein Standpunkt zur Zeit, als er in dem von der Münchener theologischen Fakultät herausgegebenen „Archiv für theol. Litteratur“ (1843) gegen Schelling in einem Artikel: „Die moderne Philosophie und das Christentum“ auftrat.

Auch in anderen früheren Anhängern Schellings trat um diese Zeit eine energische Reaktion gegen sein System ein, wie man aus einem Briefe Kreuzmaiers, den einst Moy als Professor der Philosophie nach Würzburg berufen wissen wollte, an Döllinger erfährt. In ihm, den Ringseis, der eifrige und ausdauernde Anhänger Schellings, veranlaßt hatte, heißt es aber: „Ich erlaube mir, Sie angelegentlichst zu bitten, mir eine Last von meinem Gewissen abzunehmen, oder abnehmen zu helfen, die immer mehr und mehr mir lästig wird. Es sind dies die gesammelten Vorlesungen Schellings, auf welche ich, wie Sie vielleicht selbst wissen, als Student und sogar später noch, so viel kostbare Zeit und Mühe verwendet habe. Ich will nun dieselben durchaus aus meinen Händen und aus dem Kreise meiner Verantwortlichkeit haben; denn, wenn Schelling ex professo über die Wesenheit Gottes redet, so klingt mir mancher seiner Aussprüche beinahe wie eine Gotteslästerung. Doch ich will nicht urteilen. Aber aus meinen Händen müssen nun diese Schriften für jeden Fall. Jedoch kann ich nicht frei darüber disponieren, weil ich schon vor ungefähr 10 Jahren Herrn geh. und O.=M.=R. von Ringseis das feierliche Wort gegeben habe, mit diesen Manuskripten ohne ihn eine Bestimmung nicht treffen zu wollen, und sollte ich — so versicherte ich ihm weiter — früher, als dieses geschehen wäre, schon sterben, dann sollten sie sein unumschränktes Eigentum sein, es der göttlichen Vorsehung überlassend, was aus diesen

Heften noch werden soll. Ich war damals gleichsam genötigt, doch geschah es von meiner Seite auch freiwillig, daß ich Herrn von Ringseis dieses Versprechen machte, und mich dadurch mit ihm absand; denn er hatte mein Eigentums-Recht auf diese Skripten so sehr bestritten, daß ich von ihm die Zurückgabe mehrerer Bände — denn er hatte fortwährend einige von mir zu leihen — nur durch ernstliche Androhung einer gerichtlichen Klage erlangen konnte. Schon dieses hatte in mir ein großes Mißtrauen in die, wie ich glaubte, Schellingen parteiisch begünstigende Tendenz des Herrn g. R. v. Ringseis erweckt. Weil ich nun aber endlich die Manuskripte durchaus und ganz von mir weghaben wollte, so schrieb ich am Anfange des gegenwärtigen Jahres an Herrn v. R., daß ich geneigt sei, ihm diese Hefte ganz zu überlassen, falls er sich mit dem Titl. Vorstande der k. Akademie der Wissenschaften Herrn Staatsrath Freih. von Freyberg in ganz gleichen Besitz teile, und mit Hochselbem gemeinschaftlich einen dritten Mitbesitzer bezeichne, und erklärte ihm zugleich meine Absicht, daß ich außerdem gesonnen sei, diese Schriften brevi manu an den genannten k. Vorstand der A. d. W. einzusenden. Auf letzteres nahm Herr v. R. in seiner Rückäußerung keine Rücksicht, und in ersterer Beziehung schlug er mir beinahe alle Titl. Professoren der Theologie (die Titl. Herren Stadlbaur, Haneberg, Reithmayr, Herb, mit dem Ausdruck: daß er diese ‚begutachtet') vor, nur nicht denjenigen, auf den ich das meiste Vertrauen hatte, und dem ich immerwährend mit dankbarster Pietät verpflichtet bin. Sie waren nämlich ganz umgangen, und dies erweckte in mir ein neues Mißtrauen. Denn wenn diese Hefte beitragen oder dazu dienen können, aufrichtigen, biedern und ganz verläßigen Männern ein gründliches Urteil über Schelling und seine Lehre zu verschaffen, so will ich durchaus nicht dagegen sein, da überhaupt meine Gesinnung und Tendenz von der Schellings, solange er

auf der gegenwärtigen Richtung verharrt, toto coelo verschieden ist". Inzwischen sei er immer kränklicher geworden und müsse jetzt nach Bad Adelholzen reisen. Am nächsten Sonntag werde der Packwagen von Stein aus die Hefte Hrn. v. R. überbringen, dem er jedoch zugleich notifiziert habe, daß Döllinger der dritte Mitbesitzer derselben sei, und daß jeder der drei Herren den gleichen rechtlichen Anteil an den 9 Bänden Schellingscher Vorlesungen mit ihm habe. Eine singuläre Bestimmung dürfe er nur „in ausdrücklicher Übereinstimmung mit dem Herrn k. Präsidenten der k. Ak. der Wiss. und Herrn Canonicus und Prof. Dr. Döllinger treffen ... Was eigentlich mit denselben geschehen soll, kann und will ich nicht beurteilen; darum übergebe ich sie Ihnen auf Diskretion und Indiskretion. Nur so viel weiß ich, daß ich den Vorwurf und die Verantwortung mir nicht aufladen will, wenn durch dieselben aus meiner Schuld auch nur Einer an der reinen Wahrheit irre oder Unerfahrne geblendet oder aber der falsche Nimbus Schellings durch dieselben gar noch undurchdringlicher und unnahbarer werden sollte.

„Baumburg, den 22. Juni 1843."

Was aus dieser Angelegenheit geworden, kann nicht mehr gesagt werden. Daß Döllinger sich aber für die Schellingsche Offenbarungsphilosophie interessierte und sie kannte, hat er selbst in seinem Nekrolog auf Stadlbaur bekannt.[9])

Sechzehntes Kapitel.

Lehrbuch der Kirchengeschichte; dessen Lehre über den Primat und die Konzilien. Kollegienheft über diese Materien.

Das „Lehrbuch" der Kirchengeschichte, das Döllinger im Herbst 1834 wegen des, wie er in der Vorrede sagt, dringenderen Bedürfnisses in Aussicht nahm, erschien im August 1836 und wurde von Manz zum Zwecke einer größeren Verbreitung unter dem Volk, den Gymnasiasten und Lyceisten auch in Heften vertrieben. Es scheint überhaupt mehr ein buchhändlerisches Bedürfnis gewesen zu sein. Hefele in Tübingen konnte es sich auch nicht versagen, in einer Besprechung desselben in der Quartalschrift (1837) zu bemerken: Nicht ein Kompendium, sondern „eine umfassende Kirchengeschichte war an der Zeit und Bedürfnis der Zeit, besitzen wir deutsche Katholiken doch nicht ein einziges vollendetes Handbuch der Kirchengeschichte von befriedigendem Umfange. Alle die größeren Werke von Stolberg, von Katerkamp, von Locherer, von Ottmar von Rauscher sind bis jetzt nicht beendigt. Deshalb fand denn auch Herrn Döllingers Handbuch so bedeutenden Anklang, die lichtvolle Darstellung, der in der zweiten Abteilung besonders

hervortretende Reichtum des Inhalts, der überall sich kundgebende scharfe Verstand des Verfassers bei großer Erudition empfehlen es in weiten Kreisen, und mancher jüngere oder ältere Theologe hegte die Hoffnung, es in Bälde beendigt zu sehen und damit eine Lücke seiner Bibliothek tilgen zu können." Aber auch die anderen Bemerkungen Hefeles über die ungleiche, bald mehr, bald weniger ausführliche Behandlung einzelner Partien, über kleine Ungenauigkeiten oder Übersehen, welche sich da und dort eingeschlichen u. s. w., sind zutreffend; ebenso seine Ausführung über den „§ 1. Religiös-sittlicher Zustand des jüdischen Volkes und der heidnischen Völker im römischen Reiche." Kurz, man sieht es dem Buche an, daß es unter dem fortwährenden Drängen des Buchhändlers zur Eile und unter dem Drucke eines neu übernommenen Lehrfaches zu stande kam. Teils ein Auszug aus dem Handbuche, teils die offenbare Fortsetzung desselben, wie die eingehende Behandlung von „Verfassung und Regierung der Kirche; Kultus und Disziplin der alten Kirche (in den 7 ersten Jahrhunderten oder den beiden ersten Perioden)", geht es im I. Bande bis 1073. Der II. Band, von dem 1838 die I. Abteilung erschien, und der beinahe in die Ausführlichkeit des Handbuchs zurückfiel, trug die Geschichte der Kirchenverfassung und der kirchlichen Institutionen von 680—1073 nach und führte nach einem Kapitel über die Ausbreitung der Kirche die Geschichte der Päpste von Gregorius VII. bis auf Leo X., also bis auf die Reformation. Das Übrige aus dem Mittelalter sollte die II. Abteilung, die Geschichte von der Reformation bis 1830 ein III. Band behandeln. Sie erschienen aber beide nicht mehr, und auch das Handbuch wurde nicht weitergeführt. Ja, als im Jahre 1843 eine zweite Auflage des Lehrbuchs ohne jedes Vorwort erschien, bestand die Verbesserung beinahe nur darin, daß Manz das Buch mehr zusammenpressen ließ und einige Bogen ersparte. Döllinger

hatte bereits wieder andere Arbeiten begonnen und wurde überdies vom Ministerium mit Aufträgen überhäuft.

Im übrigen hatte das Lehrbuch auch nicht zu verkennende Vorzüge, und wenn Hefele das Bedürfnis desselben für Deutschland in Abrede stellte, so gab es doch viele, welche Döllinger dafür dankbar waren und in ihn drangen, das Werk sobald wie möglich zu vollenden. Eine Reihe von Briefen, wie von Weis, dem späteren Bischof von Speier, von Bischof Reisach in Eichstätt u. a., liegt darüber vor. Der Doktor Romanus Schrödl in Passau meinte: „Je mehr ich in Ihrer Kirchengeschichte studiere, desto mehr überzeuge ich mich von Ihren tiefen Forschungen. Was ich aus Baronius, Alexander Natalis, Du Mesnil ꝛc. ꝛc. nie herausgefunden hätte, finde ich, wenn ich mich Ihres Buches als Leuchte bediene“, und in einem späteren Briefe: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich für Ihre Kirchengeschichte bin. Mit größter Begierde erwarte ich die Fortsetzung. Was Sie im I. Bande von der h. Messe haben, ist herrlich, in keiner einzigen Historie noch so gut bearbeitet, nirgends bei einer so großen Gedrängtheit gleichzeitig dennoch so vollständig. Die Kontroversen der Päpste mit den Kaisern verdienen nicht weniger Beifall, wie viel Arbeit mag dieses, und die andern Kapitel alle, gekostet haben? Ich fühle mit Ihnen, denn ich weiß, wie viele Folianten ein Historiker zu verschlingen hat, bis er etwas Gediegenes zu stande bringt.“ Ebenso äußerte Cappenberg in Münster, als er „aus innigstem Dankgefühle für den wohlthätigen Einfluß, den Sie auf meine theologische Bildung ausgeübt, und in stets dankbarem Andenken an die Freundschaft und Liebe, die Sie mir während meines Aufenthalts zu München zu teil werden ließen“, Melchers aus Münster, den späteren Erzbischof in Köln und Kardinal in Rom, empfahl: Obwohl seit 1834 ohne äußere Verbindung mit Ihnen, „blieb ich doch in fortwährender geistiger Gemeinschaft mit

Ihnen, da ich Ihre Geschichte der christlichen Kirche und das Lehrbuch derselben meinen Vorlesungen zu Grunde legte und insbesondere das letztere Werk meinen Zuhörern vor allen anderen anzuempfehlen mich gedrungen fühlte. Der liebe Gott erhalte und stärke Ihre Kräfte, daß Sie nicht nur das kleinere, sondern auch das größere Werk, nach meiner sichern Überzeugung das ausgezeichnetste unter allen neuern Bearbeitungen der Kirchengeschichte, ganz vollenden" (1838, Okt. 25.).

Ein wahres Bedürfnis nach einem solchen Lehrbuch der Kirchengeschichte bestand aber in England, Frankreich, Belgien, Italien. Da nun damals die Augen der gesamten gebildeten katholischen Welt auf München gerichtet waren, Döllinger als einer der hervorragendsten Stimmführer in den katholischen Angelegenheiten galt, so ist es begreiflich, daß sein Lehrbuch im Auslande nicht unbeachtet blieb. Ziemlich rasch folgten eine englische, französische und italienische Übersetzung desselben, so daß Döllingers Name einer der populärsten in den Ländern dieser Zungen wurde.

Heute interessiert an diesem Buche mehr die Behandlung jener Punkte, welche später brennende Tagesfragen wurden und Döllinger in den heftigsten Konflikt mit den Autoritäten der römischen Kirche brachten, — seine Lehre über den römischen Primat und über die damit zusammenhängenden Thatsachen. Da es sich um Geschichte handelte, so mußte begreiflich der Primat in jeder Periode neu besprochen werden. In der Darstellung der I. Periode ist seine Lehre vom Primat in gedrängter Kürze die gleiche wie im Handbuch. Eine Berücksichtigung der Genglerschen Gegenbemerkungen ist nur insofern zu beobachten, als der Tertullianische Pontifex maximus, P. Viktors Auftreten im Osterstreit, die Anklage des Alexandrinischen Dionysius in Rom, die Berichterstattungen der afrikanischen Kirche nach Rom zur Zeit Cyprians, die angebliche Anerkennung des römischen Primats durch Häretiker und

römische Kaiser daraus verschwunden ist. Neu, weil im Handbuche noch nicht berührt, ist dagegen die Materie in der II. Periode behandelt, in welche auch die berühmten und viel untersuchten Fälle Liberius und Honorius einschlagen. Döllinger behandelt sie schon hier, wie in seinen späteren Jahren. „Der Untergang des Nicänischen Bekenntnisses schien gewiß; denn selbst der greise Hosius und der P. Liberius fielen, als ihr Mut durch die Leiden der Verbannung gebrochen war. Der letztere verzichtete 357 auf die Gemeinschaft des Athanasius, trat in die der Arianer, und unterschrieb eine der drei zu Sirmium entworfenen Formeln, wahrscheinlich die erste, die, mindestens ihrem wörtlichen Inhalt nach, nicht häretisch, sondern vielmehr, selbst nach dem Zeugnisse des Hilarius, so abgefaßt war, daß auch Rechtgläubige ihr beitreten konnten.“ Und über P. Honorius hieß es: „Honorius ließ sich (durch Sergius) irre führen; sein Antwortschreiben war fast nur ein Widerhall des von Sergius gesandten Briefes, und verriet dabei eine auffallende dogmatische Unklarheit und ein gänzliches Mißverstehen des in Frage gestellten Lehrpunktes ... So konnte man später in diesem unüberlegt abgefaßten Schreiben Stoff zur Verdammung wie zur Entschuldigung des Papstes finden. P. Johannes IV., in einer an den Kaiser Konstantin gerichteten Apologie des Honorius, und der h. Märtyrer Maximus glaubten ihn damit zu rechtfertigen, daß er nur die Einheit des menschlichen Willens Christi dem Wahne von einem doppelten Willen des Fleisches und des Geistes entgegengesetzt habe. Der P. Leo II. setzte in seinen Briefen an die spanischen Bischöfe und an den Kaiser Konstantin die Verirrung des Honorius nur darin, daß er der Häresie durch Nachlässigkeit Vorschub gethan, und die Befleckung der Kirche durch dieselbe geduldet habe; aber die VI. ökumenische Synode verdammte ihn, weil er in allem dem Sinne des Sergius gefolgt sei, und dessen Lehre bestätigt

habe — und so war es allerdings, wenn man gleich anzunehmen berechtigt ist, daß Honorius besser gedacht habe, als er sich ausgedrückt hat."[1])

Mit diesen Urteilen über Liberius und Honorius, die freilich die Bedeutung der Fälle für eine Theorie über den Primat nicht scharf und prägnant genug hervorheben, scheint in auffallender Weise das, was Döllinger über den Primat in der II. Periode, vor allem über „den Papst als obersten Lehrer und Beschützer des Glaubens" lehrt, zu kontrastieren. In Wirklichkeit besteht kein Widerspruch, wenn er, die thatsächlichen Vorkommnisse zusammenstellend, sagt: „Daß die den Glauben angehenden Dekrete einer Synode nur durch Teilnahme oder Bestätigung des Papstes ihre volle Kraft und Autorität erhielten, wurde bereits im 4. Jahrhundert ausgesprochen. So erklärte die römische Synode unter Damasus 372, daß die Versammlung zu Rimini ohngeachtet der großen Zahl der dort vereinigten Bischöfe ungiltig sei, weil weder der römische Bischof, dessen Entscheidung (sententia) doch vor allem hätte erwartet werden müssen, noch Vincentius von Capua und andere zugestimmt hätten." Damasus habe zuerst die im Orient entstandene Häresie des Apollinarius verdammt und durch seine Entscheidung den Streit der Orientalen über die Gottheit des hl. Geistes beendigt. Die Synode von 381 sei durch die hinzugekommene Bestätigung des Papstes ökumenisch geworden u. s. w. Aber diese Angaben sind nicht ins rechte Licht gestellt, wie es Döllinger später im „Janus" that. Dennoch ist er weit davon entfernt, aus diesen leicht hingeworfenen Sätzen eine päpstliche Infallibilität abzuleiten; denn „die höchste und unantastbare Autorität" kommt nach ihm nur den „von den Repräsentanten der ganzen katholischen Kirche verfaßten Glaubensdekreten" zu. Er setzt dies da auseinander, wo er von „dem Papste in dem Verhältnisse zu den Synoden" handelt — eine Erörterung, welche freilich in der

Behandlung der Berufung und des Vorsitzes der ökumenischen Synoden nicht auf der Höhe streng wissenschaftlicher Kritik steht. Doch wichtiger ist, was er über die Glaubensentscheidungen der allgemeinen Synoden sagt, nämlich: ihnen „pflegte ein Dekret des römischen Stuhls vorauszugehen, welches dann den Synoden als Muster und Autorität diente," wie an den Synoden von Ephesus, Chalcedon und der VI. allgemeinen gezeigt wird. „Dergestalt bildete sich aus der Uebereinstimmung der auf einer Generalsynode versammelten Bischöfe mit den Entscheidungen des römischen Stuhls die höchste und unantastbare Autorität der von den Repräsentanten der ganzen katholischen Kirche verfaßten Glaubensdekrete".[2]) Es geht daraus zweifellos hervor, daß päpstliche Entscheidungen noch keineswegs „die höchste und unantastbare Autorität" für sich beanspruchen konnten, aber ganz klar waren die Sätze nicht.

Mit Recht bemerkt Hefele darüber, der Verfasser „scheint uns in Beweisen für die alte Vollgewalt des Primats zu produktiv gewesen zu sein," und er könne sich mit dessen „Behauptung nicht befreunden, daß päpstliche Legaten auf allen Synoden den Vorsitz geführt hatten und daß den Glaubensentscheidungen dieser Konzilien ein päpstliches Dekret als Muster und Autorität vorangegangen sei, das heißt wohl: habe vorangehen müssen".[3]) „Pflegte vorauszugehen" muß freilich noch nicht heißen: „habe vorangehen müssen"; allein die Auffassung Hefeles schien sich ziemlich deutlich aus dem Zusammenhange zu ergeben. Es ist aber von Döllinger auch nicht erwähnt, daß dem Übereinstimmen der zu einer Generalsynode versammelten Bischöfe mit den Entscheidungen der römischen Bischöfe, woraus „die höchste und unantastbare Autorität" sich ergeben, eine Untersuchung der päpstlichen Schreiben durch das Konzil vorausging, und daß auch eine Nichtannahme derselben durch die ökumenischen Synoden erfolgen konnte. Denn die Synoden von Ephesus und Chal-

cedon untersuchten die Schreiben der Päpste Cölestin und Leo und stimmten ihnen erst zu, nachdem sie sie als recht-gläubig befunden hatten, und das Gleiche geschah auf der VI. allgemeinen Synode mit dem Schreiben des Papstes Agatho, hier aber mit dem Unterschiede, daß die Synode die Behauptung des Papstes über die stete Unbeflecktheit des römischen Stuhles nicht annahm und den Papst Honorius, um den sich die Frage hauptsächlich mit drehte, ausdrücklich als Häretiker verdammte. Ein anderer Mangel ist, daß die Päpste allein gehandelt und ihre Schreiben abgefaßt zu haben scheinen. Dadurch, daß Döllinger diese Thatsachen nicht her-vorhob, erhielt seine Darstellung eine einseitige Färbung, was er später auch einsah und verbesserte.[4])

Indessen ist das, was Döllinger hier über den Primat gesagt, nur eine temporäre Erscheinung der II. Periode; denn in der III. Periode (680—1073) findet sich keine ähnliche Aussage, beginnt der Paragraph über den Primat in beiden Auflagen mit den Worten: „Die Gewalt des Papstes, allge-meine Gesetze in Gegenständen der kirchlichen Verfassung und Disziplin zu geben, wurde wie früher anerkannt."[5]) Und kein Mensch, auch Hefele nicht, hat an dieser Darstellung An-stoß genommen. Der Primat präsentierte sich eben in der III. Periode nicht wie in der II.

Ausführlicher als in dem Lehrbuch, stellt Döllinger seine Doktrin über den Primat dar in seinem Kollegienheft über Kirchenrecht, das gerade in diese Jahre fällt.[6]) Daraus einige Sätze, besonders auch über Tradition, hervorzuheben, dürfte daher am Platze sein.

„Ad § 10. Tradition. Seitdem der hl. Geist auf die Apostel und ersten Gläubigen herabgekommen, ist er fort-während in der Kirche und teilt sich den Gläubigen mit. Durch die Verbindung mit der Kirche erhält der Christ die Mitteilung des hl. Geistes und durch ihn den wahren Glauben,

die wahre christliche Erkenntnis. Die christliche Kirche ist nicht auf die hl. Schrift gegründet, sondern vielmehr auf den hl. Geist, der die Apostel erfüllte, und der ewig die Kirche erfüllen wird. Wer also diesen Geist aus der Kirche hat, der wird die in demselben Geiste geschriebene Schrift verstehen: Der Geist begegnet sich nur selbst wieder. Außer der Kirche werden darum die hl. Schriften nicht verstanden, sonst müßte der Geist außer sich selbst sein; denn da wo der Geist, ist auch die Kirche, und wo die Kirche, da der Geist.[7]) Daher der Grundsatz: Die Kirche erkläre die Bibel, d. h. man bedürfe des Geistes zum Verständnisse des Buchstabens ... Da nun die christliche Lehre der notwendige vollständige Ausdruck des die Gesamtheit der Gläubigen belebenden hl. Geistes ist, so muß jeder in Bezug auf die Lehre von der Gesamtheit der Gläubigen bestimmt werden; der Christ ist hinsichtlich der Bestimmung dessen, was die wahre Lehre ist, an die Gesamtheit der mit ihm gleichzeitigen Gläubigen und aller frühern bis zu den Aposteln hinauf angewiesen. Oder die Frage: was ist Christi Lehre? ist durchaus historisch; sie heißt: was ist immer in der Kirche von den Aposteln an gelehrt worden? wie lautet die allgemeine immerwährende Überlieferung? ... Wollte also Jemand eine Irrlehre geltend machen, so wird sie aus der Tradition widerlegt, d. h. sie wird mit dem beständigen Kirchenglauben zusammengehalten und daraus ihre Neuheit nachgewiesen ... Ein Traditionsbeweis wird nicht aus der in einer gewissen Reihe eben gegenwärtigen Lehre geführt, sondern sie muß bis auf das letzte Glied, bis auf die apostolischen Zeiten zurückgehen. Die Tradition ist also keine unbestimmte Sagenreihe ... Der Glaube der Katholiken ist kein Autoritätsglaube, wie die Häretiker stets ihm vorwerfen, aber er hat alle Autorität für sich; seine Übereinstimmung mit dem Glauben aller Zeiten ist eine notwendige

Folge der Eigentümlichkeit des Christentums. Dieselbe Ursache erzeugt dieselbe Wirkung: Alle Gläubigen haben einen Glauben, weil eine göttliche Kraft ihn bildet. Wenn eine Lehre später aufkam, so ist sie falsch, weil sie, wenn sie eine christliche wäre, immer hätte da sein müssen, wenigstens in ihrem Keim; daher der Grundsatz: nihil nisi quod traditum ..."

Ganz ausführlich behandelt Döllinger hier auch die Theorie von den Konzilien. „Der Ausdruck ökumenisches Konzil bezeichnet nach kirchlicher Gewohnheit eine allgemeine, legitime, von der ganzen Kirche gebilligte und angenommene Kirchenversammlung. Eine Kirchenversammlung kann also eine allgemeine sein, ohne legitim zu sein. Zu einer allgemeinen Kirchenversammlung gehört nur, daß alle Bischöfe der Christenheit berufen und keiner davon ausgeschlossen worden ist (wenn er nicht Häretiker oder exkommuniziert war). Soll aber die Kirchenversammlung auch legitim und wahrhaft ökumenisch sein, so ist noch erforderlich, daß alles gesetzmäßig geschehen sei, und daß die Kirche sie angenommen habe ... Kirchenversammlungen sind also notwendig, denn — sagt Bellarmin, wenn es in der Kirche Ärgernisse und Häresien geben muß, so muß es auch ein sicheres Tribunal geben, welches diese Ärgernisse aufheben, die Häresien verdammen könne. Dies war auch die Gewohnheit der Kirche zu allen Zeiten, und die Päpste haben nie eine neue Häresie verdammt ohne ein neues Konzil..,

„Das Recht der Proposition auf der Synode haben zunächst die den Vorsitz führenden; aber auch die übrigen Bischöfe teilen es mit ihnen, und haben stets die Freiheit gehabt, die Gegenstände, über die sie eine Beratung und ein Urteil der Synode für nötig hielten, zu proponieren.[8]) Daher waren die Bischöfe unzufrieden, als in der ersten Tridentiner Sitzung die Legaten die neue Formel: proponenti-

bus legatis gebrauchten, bis die Legaten erklärten, daß diese Formel den Rechten der Bischöfe durchaus nicht nachteilig sein solle.

„Die Entscheidung und Aburteilung über die verhandelten Gegenstände geschah stets von den Synoden, welche sich definitiv ausgesprochen haben, und die Entscheidungen wurden überschrieben: S. synodus definivit ... Dieser Gebrauch ward zum erstenmale geändert auf der Synode zu Lyon 1245, wo der Papst Innocenz IV. eine neue Formel einführte ... Innocentius sacro approbante concilio etc. Daraus folgt aber nicht, daß der Papst allein entscheide,[9]) und die Bischöfe nur eine beratende Stimme haben ... Das Konvokationsrecht bei allgemeinen Konzilien hat in der Regel der Papst als Oberhaupt der ganzen Kirche, und die Päpste haben es stets ausgeübt seit dem 8. ökumenischen Konzil 869. Doch ist dies kein jus exclusivum, denn es gibt Fälle, wo auch andere eine allgemeine Synode berufen können. Auch sind die acht ersten ökumenischen Synoden von den christlichen Kaisern berufen worden ..." Unter der Frage: „Wer soll berufen werden?" heißt es auch: „Dann auch jene Presbyter und andern Geistlichen, die durch ihre theologische Gelehrsamkeit, Weisheit, Tugend, Erfahrung ausgezeichnet, mit ihrer beratenden Stimme Erleuchtung in die Versammlung bringen; denn jeder wichtigen Entscheidung soll eine sorgfältige Untersuchung der hl. Schrift und Tradition, der Schriften der Kirchenväter, der Canonen früherer Synoden, der Gebräuche der Kirche vorangehen. Die Kirche ladet auch ein auf der Synode zu erscheinen alle, welche ihr irgend nützlich sein können, oder welche dabei beteiligt sind, selbst die Häretiker, um ihre Gründe, ihre Verteidigung zu hören, und sie womöglich zur Rückkehr zur Einheit zu vermögen ..."[10])

Es seien nur noch zwei Punkte erwähnt: „Autorität

der allgemeinen Konzilien. Da die Partikularsynoden, so zahlreich sie auch sein mögen, nicht die allgemeine Kirche repräsentieren, so haben sie keine infallible Autorität. Diese Autorität haben sie nur, wenn die Päpste und alle übrigen Kirchen sie angenommen haben. Dagegen haben die ökumenischen Synoden eine höchste und infallible Autorität, wie die Kirche selbst, die sie repräsentieren, infallibel ist, kraft der Verheißungen Christi. Das Urteil einer allgemeinen Synode ist also das letzte Urteil der Kirche, von dem nicht mehr appelliert werden kann; es ist irretractabile, irreformabile; alle Gläubigen sind verbunden, sich demselben zu unterwerfen.[11]) Diese Unfehlbarkeit erstreckt sich auf die Glaubens- und Sittengegenstände. Bedingungen zu einem ökumenischen Konzil: 1. Alle Bischöfe der Christenheit müssen berufen sein ... 2. Müssen die zu verhandelnden Fragen sorgfältig untersucht und mit völliger Stimmenfreiheit entschieden werden; denn sonst spricht und handelt die Synode nicht im Namen und im Geist der allgemeinen Kirche, repräsentiert also auch nicht diese Kirche."

Aus seiner Lehre über den Primat ist zunächst hervorzuheben, daß der Zweck desselben ist: „Über das Wohl aller Kirchen zu wachen, und für alle zu sorgen (sollicitudo omnium ecclesiarum)." Daher „wird er stets von allen Seiten her in zweifelhaften wichtigen Gegenständen befragt und Bericht an ihn erstattet. Daher sagt Syn. Sardic. ... Man fühlte nämlich in der alten Kirche, wie notwendig es sei, daß Eine Kirche über alle andern gesetzt sei, durch deren Vermittlung und Autorität alle in irgend einem Teile der Kirche entstandenen Irrtümer und die dagegen getroffenen Vorkehrungen allenthalben bekannt gemacht würden, damit der Glaube der ganzen Kirche unerschüttert bestehe ... Der Primat der römischen Kirche ist primatus jurisdictionis et autoritatis, er enthält potestatem plenam pascendi, re-

gendi, gubernandi totam ecclesiam (Conc. Flor.), eine solche Gewalt, wie sie zur Erhaltung der kirchlichen Einheit notwendig ist. Daher haben seit den ältesten Zeiten die römischen Bischöfe Glaubensstreitigkeiten entschieden, und zwar extra concilium oecumenicum als höchste Richter,[12]) sie haben andere Bischöfe, auch orientalische, von ihrer Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, sie haben selbst die Patriarchen zur Verantwortung gezogen, haben Gesetze gegeben und über die Beobachtung der bestehenden Canones gewacht. Die Jurisdiktion ist aber rein geistlich; sie hat sich nur mit kirchlichen Angelegenheiten zu befassen; denn sie ist ein Teil der Kirchengewalt, die Christus seiner Kirche übertragen hat, und die ihrer Natur nach gänzlich verschieden ist von jeder weltlichen Gewalt. Und da die Einsetzung des Primats nur einen rein kirchlichen Zweck hat, so sind auch die ihm zur Erreichung dieses Zweckes gegebenen Mittel, d. i. die ihm übertragene Gewalt, rein geistig. Sie (die Jurisdiktion) ist ferner ordinaria und propria, universalis, denn sie befaßt die Leitung der ganzen Kirche, aber sie ist keine unmittelbare[13]) Gewalt, welche gegründet wäre in der unmittelbaren Aufsicht und Fürsorge für die einzelnen Kirchenglieder, sie konkurriert also nicht mit der ordinären Jurisdiktion der Bischöfe in ihren Diözesen; und in der alten Kirche haben die Päpste auch nie auf eine solche potestas immediata Anspruch gemacht oder sie ausgeübt, obgleich Gelegenheit dazu genug gewesen wäre. Der Primat ist eingesetzt zur Erhaltung der kirchlichen Einheit und Gemeinschaft im Glauben und der Liebe; dazu ist aber nicht erforderlich, daß die einzelnen Gläubigen ohne eine mittelbare Gewalt dem römischen Bischof untergeordnet seien, sondern der Einzelne steht unter seinem Bischof und dieser steht in Gemeinschaft mit der ganzen Kirche und ihrem Oberhaupt. Daher Gregor d. Gr.: Si unicuique episcopo jurisdictio non servatur, quid aliud agitur nisi

ut per nos, per quos ecclesiasticus custodiri debet ordo, confundatur. Dies ist also die kirchliche Ordnung, daß die päpstliche Jurisdiktion mit der bischöflichen, die der Bischof über seine Untergebenen hat, nicht gleichmäßig konkurriere: eben deshalb verwarf auch Gregor so nachdrücklich den Titel eines episcopus oecumenicus;[2]) und der hl. Bernhard nennt dies confundere ordinem, perturbare terminos, quos posuerunt patres tui."

So lehrte Döllinger in den Jahren, in denen er als der echteste oder als „hyperorthodoxer" Katholik galt und gefeiert wurde, an der Universität. Aber das umfaßte nicht sein ganzes Wissen. In eines seiner Notizbücher ließ er z. B. damals den bekannten Bellarminischen Satz eintragen: „Es ist erlaubt, dem Papst sich zu widersetzen, der die Seelen angreift oder den Staat verwirrt, und noch vielmehr wenn er die Kirche zu zerstören schiene: ich sage, es ist erlaubt, sich ihm zu widersetzen, indem man nicht thut, was er befiehlt, und hindert, daß er seinen Willen ausführt" (de Rom. Pontif. II. 29). Und: ein „Verderben des Glaubens" sieht Gregor d. Gr. in der Aufstellung eines Universalbischofs, mit dem, „wenn er fällt, die ganze Kirche zusammenstürzt".

Die Wichtigkeit der Sätze entschuldigt die Ausführlichkeit. Sie werfen auf die Stellung und Entwicklung Döllingers mehr als alles andere, das man anführen mag, das hellste Licht. Döllinger war nicht nur kein Ultramontaner, sondern ein entschiedener Antikurialist, und mußte daher notwendig mit der später immer mehr in Schwang kommenden Jesuitenpartei zerfallen. Er konnte aber auch die Geschäftsordnung des vatikanischen Konzils nicht anerkennen und mußte die von diesem aufgestellten Glaubenssätze als Neuerungen verwerfen. Nicht er hat sich also geändert, sondern die Partei drückte ihn, als er sich ihr nicht fügte, zuerst an die Wand, um ihn schließlich, nachdem sie triumphiert hatte, zu zertreten.

Siebzehntes Kapitel.

Wiseman. Reise nach England. Ruf dahin. Universitäts-Oberbibliothekar.

Der Zug der englischen Katholiken ging schon damals nach Rom, und wenn es möglich war, ließ keiner sich die Gelegenheit entgehen, auf seiner Hin- oder Rückreise den Hauptstreiter für die katholischen Interessen, Görres, und seine Freunde in München zu sehen. Die Spuren dieser Fremden sind äußerst zahlreich. Doch wichtiger, als diese flüchtigen Bekanntschaften, wurde die von Döllinger selbst gesuchte Annäherung an Nic. Wiseman, damals Vorstand des englischen Kollegiums in Rom und Professor an der römischen Universität, später Erzbischof von Westminster und Kardinal. Die Gelegenheit dazu bot sich, als anfangs 1834 ein englischer Geistlicher Morgan auf dem Wege nach Rom München passierte und im Auftrage Döllingers den I. Teil des Handbuchs Wiseman überbrachte. Die Sendung wurde gut aufgenommen, und am 27. April 1834 meldete Wiseman Döllinger, daß „alle mit uneingeschränktem Lobe von seinem Buche sprechen“, und daß er hoffe, im nächsten Jahre seinen Weg nach England über München nehmen und in Person sich mit den dortigen Persönlichkeiten bekannt machen zu können. Es dränge ihn aber dazu noch ein anderer Plan, nämlich „die Herstellung einer engeren Verbindung zwischen

dem katholischen Klerus Englands und dem Deutschlands zur Hebung der geistlichen Erziehung, welche in England wahrhaft unvollkommen sei. Alle Sympathien des gemeinsamen Ursprungs, der gemeinsamen Gefahren, der gemeinsamen Leiden und eine gemeinsame Hoffnung sollten beide in der innigsten Freundschaft und Liebe verbinden und sie eine Koalition der Macht und der Anstrengungen, gerichtet auf Ein Objekt, bilden lassen. Noch sind wir in England wirklich schwach in allem, was die intellektuelle Expansion betrifft, und das Religionsstudium in Bezug auf die große, gute oder schlechte, Entfaltung jeder anderen moralischen Wissenschaft ist ganz unbekannt unter uns. In unserer Kontrovers-Theologie herrscht eine scholastische Härte, in unseren Auslegungen der katholischen Prinzipien eine Unbiegsamkeit der äußeren Formen, welche unsere Theologen trocken und unfähig machen, die am meisten zum Katholizismus hinneigenden Protestanten, die intelligenten Gelehrten, besonders an unseren Universitäten, anzuziehen.“ Über diesen und andere Punkte wolle er sich in München besprechen, doch möge Döllinger ihm unterdessen ebenfalls darüber schreiben. Den Brief überbringe der Rev. Dr. Cox, welcher seine Studien mit großer Ehre am englischen Kolleg beendigt habe und bei Görres eingeführt zu werden wünsche.

Die Antwort Döllingers darauf ist unbekannt, aber Wisemans Gedanke zündete in ihm. Im Jahre 1835 besuchte Wiseman wirklich München, und als er von da schied, nannte er die Mitglieder des Görreskreises seine Freunde, darunter auch Möhler, dessen Symbolik ihm bei seinen bevorstehenden Kontrovers-Reden in London (1836) besonders nützlich wurde. Vor allem wichtig aber war ihm das Entgegenkommen Döllingers in dem Plane einer Verbindung des englischen mit dem deutschen katholischen Klerus. Mit frohen Hoffnungen reiste Wiseman nach England weiter, um sogleich seinen Freund Prof. Newsham im Ushaw-College davon zu unterrichten.

Dieser, darüber erfreut, rechnete es sich zur Ehre, mit einem Manne in Korrespondenz zu treten, „über dessen Gelehrsamkeit und Religionseifer er so hohe Lobsprüche gehört habe." Döllinger möge ihm seine Gesichtspunkte mitteilen, und er werde sich ein großes Vergnügen daraus machen, ihn über alles zu unterrichten, was für den Fortschritt der Religion in England von Interesse sein könne. Da er von Wiseman gehört, Döllinger wünsche die Werke Hawardens, so sende er ihm sein eigenes Exemplar „The Church of Christ". Döllinger möge ihm sagen, welche lateinische oder französische Lehrbücher der Kirchengeschichte oder des Kirchenrechts er für ihr College, über dessen Studiengang Wiseman ihm zu berichten versprochen habe, geeignet finde, und ob nicht deutsch geschriebene Werke an dasselbe verkauft werden könnten (1835, Okt. 15.)

Die geplante Verbindung hatte noch einen tiefern Grund. Seit 1833 hatte der sog. Traktarianismus mit seinen katholisierenden Tendenzen die anglikanische Kirche aufgeregt. Die Emanzipation der Katholiken und ihre Folgen erhitzten die Geister und verbitterten die Gemüter noch mehr. „Eine ungewöhnliche religiöse Gärung und Aufregung ging durch ganz England, die häufigen Übertritte zur katholischen Religion, die steigende Wichtigkeit der irischen Angelegenheiten und das politische Gewicht, welches die Vertreter der irischen Katholiken im Parlament in die Wagschale der kämpfenden Parteien warfen — alles dieß hatte die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf den doktrinellen Gegensatz zwischen dem Protestantismus und der katholischen Kirche hingelenkt; in Tagesblättern, Flugschriften, ausführlicheren Werken wurden die Lehren und die religiösen Handlungen der Kirche angegriffen und, wie gewöhnlich, entstellt."[1] Diese Lage schien den Katholiken äußerst günstig zu sein: die Traktarianer, welche nach seinem Brief an Döllinger schon im Jahre 1834 Wisemans Aufmerksamkeit erregt hatten, schienen sich auf dem Wege nach Rom zu be-

finden, mußten aber, wenn sie den letzten Schritt gethan, zahlreiche andere Anglikaner nach sich ziehen. Der Gedanke, katholischerseits in die Bewegung einzugreifen, lag daher nahe. Einerseits sollten die Angriffe auf die katholische Kirche zurückgewiesen und letztere verteidigt, andererseits die Hindernisse, welche den Übertritt der katholisierenden Kreise zur katholischen Kirche noch aufhielten, aus dem Wege geräumt werden — eine Aufgabe, welche verlockend genug erschien, und als deren Lohn, nachdem die anglikanische Kirche aus den Angeln gehoben, sogar die Rückkehr Englands zur katholischen Kirche geträumt wurde. Es fehlte zur Lösnng dieser Aufgabe, wie Wiseman selbst gestand, nur eine bessere gelehrte Bildung und Gewandtheit in der Kontroverstheologie bei dem katholischen Klerus in England, welche Mängel er aber gerade durch eine engere Verbindung des englischen mit dem deutschen Klerus, durch Einführung der deutschen katholischen Litteratur in England und durch Teilnahme der katholischen Gelehrten Deutschlands an der englischen Kontroverse beseitigen zu können hoffte.

Mit diesem Plane war er im Jahre 1835 von Rom über München nach England gekommen, und sein Aufenthalt dort bestärkte ihn nur noch mehr in demselben. Er begann ihn sofort auszuführen. „Im Advent 1835 hielt er in der königl. sardinischen Kapelle . . . eine Reihe von Abendvorträgen über Gegenstände der Kontroverse. Sie beliefen sich im ganzen auf sieben, und wurden durch eine recht zahlreiche Zuhörerschaft beehrt.“ Dann übergab er seine in Rom gehaltenen „Vorträge über die Verbindung der Wissenschaft mit der geoffenbarten Religion“ dem Drucke. Und als während seines Aufenthaltes in England von J. Poynder ein Buch erschien: „Das Papsttum in Verbindung mit dem Heidentum,“ antwortete er sogleich: „Ein Brief an J. Poynder, Esq., über sein Werk . . .,“ wie Döllinger 1837 meinte, „ein Muster einer treffenden, jede Erwiderung abschneidenden Polemik“.

Man hatte aber durch diese Vorgänge zugleich die geistige Kraft und die Bedeutung Wisemans für das Gedeihen der katholischen Angelegenheiten in diesem Lande erkannt. Der apostolische Vikar von London berief ihn daher auf die Fasten 1836 zu neuen Vorträgen, und Wiseman sprach über „Die vornehmsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche," worin er sich ganz an die zwischen den Traktarianern und Anglikanern kontroversen Punkte anschloß, während zugleich die herumziehenden Prediger M'Ghee und O'Sulleivan „in Exeter Hall die Katholiken und ihre Religion mit den Waffen plumper Schmähungen und offenbarer Verleumdungen befehdeten". Da die Vorträge, welche großes Aufsehen machten, sogleich nach einer nichtautorisierten und ungenauen Nachschrift veröffentlicht wurden, blieb Wiseman noch länger in England, um selbst die Veröffentlichung derselben vorzubereiten. Gerade dieser Umstand hinderte ihn, zum zweitenmale nach München zu kommen. Er ging jedoch nicht, ohne in Verbindung mit Quin, O'Connell und Bagshawe für die britischen Kathaliken ein neues Organ, das Dublin Review, geschaffen zu haben, für das er die Unterstützung seiner Münchener Freunde auf dem Rückwege nach Rom zu gewinnen gedacht hatte.

Inzwischen hatte Döllinger nur Briefe gewechselt, auch Bücher gesendet; im Herbst 1836 eilte er endlich selbst nach England. Am 23. August schrieb er noch in München das Vorwort zum I. Teil seines „Lehrbuchs" und um den 8. September war er bereits in London. Sein Auftreten war für die englischen Katholiken ein Ereignis. Einer benachrichtigte den anderen von der Anwesenheit desselben, und von Stadt zu Stadt lief die Kunde davon. Alle wollten ihn sehen, und namentlich dringend wurde er von den Professoren des Ushaw-College um einen Besuch gebeten, wenn man auch jetzt, wie Newsham gestand, ängstlich wurde, mit einem Manne, dem ein solcher Ruf vorausgegangen, persönlich zusammenzukommen.

Doch wurde auch Döllinger, der unmittelbar, nachdem Wiseman seine Vorträge geschlossen hatte, „nach London kam und dort Zeuge von dem tiefen Eindruck wurde, den sie hervorgebracht hatten," in hohem Grade angeregt. Im ganzen sind die Nachrichten über diesen englischen Aufenthalt gering.[2]) Wiseman war nicht mehr anwesend, sondern über Marseille nach Rom zurückgeeilt. Döllingers Führer und Begleiter war daher Dr. Cox, damals Beichtvater an der Chelseakapelle, der die Erinnerung daran, auch an einzelne Äußerungen Döllingers, lange festhielt. Döllinger sah die kirchlichen Autoritäten der Londoner Diözese (Bischof Griffiths), lernte die Lords Petre und Shrewsbury, den Hellenisten Chr. Wordsworth, den gelehrten Herausgeber des Baco, Brewer u. a. kennen, war einige Tage in Oxford, besuchte St. Mary in Oskott und ging nach längerem Aufenthalte in London, wo ein Mr. Jinks sein Wirt war, auf den Landsitz eines ihm schon länger bekannten frommen Landedelmannes, Edw. Vavasour. Er hatte von da nicht sehr weit nach dem Ushaw-College, kam aber zum Bedauern Newshams nicht dahin, wie es scheint, wegen Zeitmangels. Mitte Oktober hatte er England bereits verlassen.

Die ausländischen Sympathien Döllingers gehörten seitdem dem englischen Volke, bei dem er in seinen Vorlesungen über die Reformation und über neue Geschichte besonders gern verweilte, um es mit unverkennbarer Wärme zu schildern. Eine besondere Vorlesung widmete er dabei dem englischen Studienwesen und den englischen Universitäten,[3]) von denen namentlich Oxford es ihm angethan hatte. „Oxford", sagte er, „ist eine Stadt der Paläste, wohl die schönste Stadt Europas; ich wüßte ihm keine andere Stadt zu vergleichen. Oxford ist eine alte Stadt, gleich Nürnberg in Deutschland. Nürnberg ist eine Stadt des 14., Oxford des 15. Jahrhunderts. Zwanzig große Kollegien bilden die Universität; jedes

Kolleg besteht aus einer Reihe Häusern, gothischer Kirche, Bibliothek, Gärten, alles luxuriös ausgestattet. Wie Oxford 20 solche Kollegien hat, so Cambridge 16. Diese Kollegien sind Stiftungen des Mittelalters aus dem 13., 14. Jahrhundert, ursprünglich klösterlich eingerichtet ... Die sämtlichen Kollegien zählen 1080 gestiftete Plätze in Oxford. Mehrere von den Inhabern derselben, 200, residieren aber nie an Ort und Stelle, sondern auf Pfarreien, oder sie sind auf Reisen; es sind also nur cirka 800 da ... Dem entpricht in Deuschland nichts. In England denkt man bei Universität gar nicht zuerst an die Professoren, sondern an die 700—800 Fellows. Sie sind die Blüte der Nation, haben sorgfältige Erziehung, machten Prüfungen, es sind also nur 20 gelehrte Körperschaften .. Eigentlich ist jedes dieser Kollegien eine Universität ... Die Lage dieser Fellows ist eine glückliche und sorgenfreie; in ganz Europa existiert nichts Ähnliches. Jedes Kolleg hat eine reiche Bibliothek, der Fellow ist Herr seiner Zeit, außer der Zeit, welche er in der Kirche sein muß. Die Einkünfte sind ungleich, die meisten haben 1700 Gulden ... Als ich das letztemal zu Oxford war (1851), erkundigte ich mich auch nach theologischen Vorlesungen; es hieß: gegenwärtig gibt es gar keine ... Ein sehr angenehmer Eindruck: Alle Angehörigen haben eine sehr kleidsame, schöne akademische Tracht: Mantel mit geschlitzten Ärmeln und eigene Kopfbedeckungen. Dies giebt Oxford ein ganz eigenes Aussehen, da man ja in dessen Straßen keine andern Menschen fast sieht; man glaubt sich ins 14. oder 15. Jahrhundert zurückversetzt. Alle Nichtmitglieder der Staatskirche (z. B. Dissenters) sind von der Universität ausgeschlossen. Diese Ausschließung ist keine harte, weil die Staatskirche ohnehin die höheren Stände für sich hat, die protestantischen Sekten aber die unteren und mittleren. Ein nicht sehr reicher Kaufmann denkt gar nicht an Universitätsunterricht für seine Söhne. Katholiken sind nicht durch das Gesetz aus-

geschlossen, aber der Kirchenbesuch macht ihnen die Universität unzugänglich. Medizin und Jus werden gar nicht an ihnen gelehrt ... Ein geordnetes theologisches Studium existiert nicht, und die Engländer sind in der Theologie hinter den Deutschen weit zurück, sie schöpfen deshalb seit 15 Jahren aus den Deutschen. Hauptbeschäftigung mit dem griechischen N. T. und ein theologischer Kommentar über das Glaubensbekenntnis aus dem 17. Jahrhundert klassisches Handbuch. An der Universität gibt es keine Prüfungen, wohl aber muß sich bei der Ordination jeder von dem Sekretär des Bischofs prüfen lassen, ungemein leicht über einige Fragen (z. B. Übersetzung einiger Stellen des N. T.). Wer also ein paar Bücher gelesen hat, gilt in England für einen guten Theologen; die Folge davon ist, daß sie häufig nach einigen Jahren kein Lateinisch mehr verstehen. Von der Bildungslosigkeit des englischen Klerus haben wir keinen Begriff; anders ist es bei den Fellows der Universität, welche nach einigen Jahren in den Klerus eintreten müssen." In gleich eingehender Weise schilderte Döllinger auch die Bildung der Juristen und Mediziner.

Döllinger hatte, wie bereits bemerkt wurde, seit seinen jungen Jahren eine unüberwindliche Abneigung vor der Bureaukratie und Schreiberherrschaft. Sie scheint durch seinen Aufenthalt in England noch gesteigert worden zu sein. Wenigstens ließ er sich in seinen Vorlesungen, in denen er kein Hehl davon machte, zur Zeit der Abfassung seines Buches: „Kirche und Kirchen" (1861), geradeso wie in diesem,[4]) darüber aus, setzte aber hinzu: „Man darf nur England mit Deutschland vergleichen. Dort sieht man sogleich, daß der Staat nicht administriert wird, kein Beamtenheer hat." Die Erscheinung in Deutschland leitete er hier wie dort von der Reformation her. „Ein protestantischer Schriftsteller jener Zeit sagt, bisher habe ein Fürst mit einem Beamten auskommen

können, jetzt brauchen wir für diesen einen schon zehn. Warum in England die Reformation die Wirkung wie in Deutschland nicht hatte, werden wir später sehen." Er meinte den Umstand, daß das englische Volk „sich fortwährend im ungehemmten Besitz und Gebrauch seines alten germanischen Rechts erhielt, nie römisches Recht in England eindringen konnte, nie eine Klasse römischer Juristen und in den Anschauungen römischer Jurisprudenz erzogener Beamten sich bilden konnte." Und trotzdem dort nicht, wie in dem bureaukratisch regierten Deutschland, der „Mangel eines gesetzlichen Sinnes in weiten Kreisen". „In dieser Beziehung stehen wir Deutsche gewiß andern Völkern, namentlich der englischen Nation weit nach; — jener hohe Respekt vor der Autorität des Gesetzes, der in England gewissermaßen Lebensbedingung ist, den man dort, sowie man den englischen Boden betreten, gleichsam mit der Luft einatmet, ist ein Element, das in Deutschland von sehr untergeordneter Kraft und Bedeutung ist." Allein auch das sei eben wieder eine Frucht der „Vielregiererei, des endlosen Machens von Gesetzen und Polizeiverordnungen über alle möglichen Verhältnisse. Was konnte das anderes beim Volke hervorbringen, als eine gewisse Mißachtung vor dem Gesetze? .."[5])

Doch war es Döllinger nicht entgangen, „daß England das protestantischeste Land der Welt" ist im Hasse gegen alles Katholische, ... „mehr protestantisch als Deutschland ... Daß die Antipathie gegen alles Katholische in England stärker ist als in Deutschland, hat seinen Grund in der Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, welche eine kirchenpolitische war — diese Gegensätze sind das politische Bewußtsein des englischen Volkes — und darin, daß das politische Gefühl mit den kirchlichen Umständen in einem Grade, wie in Deutschland nie, verflochten ist." Es ist darum auch kaum glaublich, daß Döllinger gleich anderen schon für die nächste Zukunft auf eine Rückkehr Englands zu Rom hoffte. Denn wenn er auch

hinzufügte: „Der Proselytismus ist in England am ärgsten,“ so liegt es in der Natur des Proselytismus, mit Einzelnen zu rechnen. Dennoch versetzte ihn die traktarianische Bewegung seit ihrem Entstehen in die höchste Spannung, maß er ihr eine große Bedeutung zu und vermutete, daß sie „vielleicht für die Zukunft Europas von größtem Einflusse sein“ könnte. Sie bildete daher auch einen Gegenstand seiner Unterhaltungen in England;[6]) er verfolgte sie aber auch später und „las, wie er einmal an Marchese Capponi schreibt (1842), mit Begier die Werke dieser Oxforder Theologen: nachdem sie bestimmt gewisse katholische Prinzipien adoptiert haben, werden sie geleitet oder vielmehr gezwungen von einer Konsequenz zur anderen, und bleibt ihnen nichts mehr übrig, als einen oder zwei Schritte zu thun, um über die Barrière zu springen.“

Den englischen Katholiken that damals vor allem not, sich selbst zu heben und zu befestigen und damit zugleich sich in den Stand zu setzen, sich gegen die zahlreichen und heftigen Angriffe zu verteidigen. Dazu bot Döllinger gerne die Hand. Das Ziel sollte zunächst durch Zuführung besserer, namentlich deutscher Litteratur erreicht werden. Für die Kenner der deutschen Sprache wurde daher fortlaufend im Dublin Review auf die neuen Erscheinungen in der Litteratur hingewiesen; für diejenigen, welche derselben nicht mächtig waren, und für die Kollegien sollten wenigstens die hervorragenderen Werke ins Englische übersetzt werden. So wurde, wie es scheint, noch während Döllingers Anwesenheit die Übersetzung seines „Lehrbuchs“ oder „Handbuchs der Kirchengeschichte“ geplant, übersetzte Robertson in Bonn Möhlers Symbolik und Maguire vom Edmundscollege die Einleitung der Döllingerschen „Eucharistie“ über die Arkandisziplin, welche ebenfalls von den Traktarianern geltend gemacht wurde. Andererseits sollte ein persönlicher Kontakt mit den Vertretern der katholischen Interessen in München hergestellt werden, und

es beginnt in der That jetzt ein ganzer Strom von Engländern seine Richtung nach der Isarstadt zu nehmen, von jüngeren, um hier Studien zu machen, von älteren, um die Männer ihrer Verehrung kennen zu lernen und sich im Verkehr mit ihnen aneifern zu lassen.

Nur mit der damals beginnenden Repealagitation O'Connells konnte Döllinger sich so wenig befreunden, als später mit Gladstones Home-Rule-Politik. Es ist ja wahr, sagte er im Wintersemester 1860/61, „zwischen den katholischen Iren und den angelsächsisch-normannischen Engländern besteht ein nationaler Gegensatz, der auch jetzt noch zu einer gegenseitigen Abneigung führt. Gleichwohl sind beide sozusagen mit einander verheiratet. Allein wie so häufig, vertragen sich Mann und Weib nicht, können aber nicht von einander loskommen. Alle derartige Versuche sind mißlungen und scheinen, wenn sie in Zukunft wieder gemacht werden, was nicht unwahrscheinlich ist, wieder zu scheitern." Gerade aber diese Stellung zur O'Connellschen Repealagitation brachte, nach einer Mitteilung Professor Sepps, Döllinger auch in Widerspruch mit dem Görreskreise.

Übrigens hatte Döllinger seine eigenen wissenschaftlichen Interessen, die damals auf die Vervollständigung und Vermehrung seiner Bibliothek gerichtet waren, auf seiner englischen Reise nicht vergessen. Wo er Freunde hatte, in Deutschland, Belgien, Holland, Frankreich, Italien, wurden sie von ihm aufgeboten, ihm diese oder jene Werke aufzusuchen und zu kaufen oder auf Auktionen zu ersteigern. Der Besuch der Antiquariate war daher auf seinen Reisen stets eine seiner Hauptbeschäftigungen, woher es kam, daß er seine Bekanntschaft mit dem Antiquar Mr. Rodd in London, welchen er für den größten Bücherkenner, der ihm vorgekommen, erklärte, zu den Glanzpunkten seiner englischen Reise rechnete, und noch nach Jahrzehnten gerne von dem Vergnügen erzählte, welches er

in dem Roddschen Bücherlager genossen, sowie davon, wie leicht und wohlfeil man damals noch wichtige und seltene Bücher erwerben konnte. Jahre lang dauerte der mit Rodd angeknüpfte Verkehr fort, und da er nach seiner Rückkehr Oberbibliothekar der Universität wurde, nahm auch die Universitätsbibliothek und ebenso durch Lichtenthaler die Hof- und Staatsbibliothek daran teil. Umgekehrt scheinen aber auch manche Dubletten beider Bibliotheken nach London gegangen zu sein. Neben Rodd waren die englischen Freunde, wie Cox, Brewer u. a., ununterbrochen damit beschäftigt, ihm Bücher in England aufzutreiben und zu schicken, während er wieder Bücherpackete nach England, besonders an Cox, sandte. Der Verkehr würde sicher noch reger gewesen sein, wenn die Schwerfälligkeit desselben es nicht gehindert hätte. Die Klagen darüber sind daher häufig, und obwohl auch der bayerische Gesandte Cetto in London sich zur Vermittlung von Büchersendungen erboten hatte, so konnte er sie manchmal doch nur nach Paris befördern, von wo es bis nach Stuttgart und von da nach München oft noch allerlei Schwierigkeiten zu überwinden gab.

Die nächste Zeit nach seiner Rückkehr war zu sorgenvoll, als daß Döllinger sich um die englischen Interessen hätte bekümmern können. Die Fortsetzung der neu übernommenen dogmatischen Vorlesungen, die Cholera, welche seinen eigenen Vater, Möhler u. a. ergriff, die Übernahme eines neuen Universitätsamtes nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß er nicht einmal Wiseman, der voll Spannung auf Mitteilungen wartete, über seine englische Reise berichtete und erst von diesem dazu gedrängt werden mußte. „Ich hoffe, Ihre Reise nach England war für Sie eine Quelle des Vergnügens, und Sie sind nicht mit einer schlechteren Meinung von uns zurückgekehrt, als sie hingegangen. Ich würde mich freuen, Ihre Ansicht über den religiösen Zustand und über die Bedürfnisse der

dortigen Katholiken zu vernehmen, und irgend einen Vorschlag über zu machende Verbesserungen. Ich möchte insbesondere Ihre Meinungen über die Erziehung unseres Klerns und die besten Mittel zu ihrer Verbesserung hören. Mein Besuch in England diente dazu, mich unsere unermeßlichen Mängel und die Schwierigkeit ihrer Beseitigung fühlen zu lassen. Es ist mein Wunsch und meine Absicht, mich künftig so viel als möglich ihrer Verminderung zu widmen. Die deutschen und englischen Katholiken sollten mehr als bisher mit einander sympathisieren, und ich bin sicher, daß Sie, nachdem Sie Brot und Salz mit uns gegessen, Ihre Kooperation nicht verweigern. Die Nr. 3 des Dublin Review ist veröffentlicht und wird sehr viel verkauft, dank unserem Freunde Bagshawe... Lassen Sie mich Sie und alle meine guten Freunde in München bitten, uns zu unterstützen. Ich wünschte eine Übersicht über Görres Mystik; könnte nicht F. Windischmann eine für uns schreiben? Sie sollte aber auch einen Bericht über Görres andere Werke enthalten." Ich ersuche ihn darum, oder daß er über einen anderen Gegenstand schreibe. Auch Phillips, bin ich sicher, wird etwas allgemein Interessierendes über Geschichte senden. „Möhler, die Görres, Brentano, kurz jeder unserer eifrigen Freunde wird einen so großen Akt der Liebe, uns zu helfen, nicht zurückweisen. Sie halte ich für engagiert, weshalb ich kein Ansuchen an Sie stelle." Die Artikel können deutsch oder französisch geschrieben, an mich oder an Robertson in Bonn geschickt werden; wir werden sie übersetzen. „Wollen Sie mir freundlich eine Liste von Büchern über die Geschichte der Reformation, welche Sie für die besten halten, schreiben. Menzel und Bucholtz kenne ich. Gibt es namentlich irgend eines, welches den Charakter der Leiter der Reformation auseinandersetzt? Ich möchte ein Exemplar Ihrer Dissertation über die Eucharistie haben, um sie für meinen 2. Band (der Vorträge über „Die vornehmsten

Lehren" ꝛc.) zu benützen. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich wissen ließen, ob eines meiner Werke würdig sei, in deutscher Sprache zu erscheinen, um Exemplare zu besorgen. Die Jones (alte Bekannte Döllingers), mit denen ich gestern dinierte, lassen sich bei Ihnen in freundlichste Erinnerung bringen" (1837, Jan. 16.).

Es ist nur schade, daß Döllingers Antwort auf diesen Brief nicht mehr vorhanden ist. Doch ging er ohne Zweifel auf die Intentionen Wisemans ein. Er selbst scheint zwar, so sehnsüchtig man nach Cox' Briefen in England danach verlangte, keinen Artikel, wenigstens nicht in den ersten Jahren, für das Dublin Review geschrieben zu haben, aber um so gewisser hat er seine Freunde dazu angespornt. Denn seit 1838, wo ein ausführlicher Bericht über Katharina Emmerich erschien, beginnt offenbar das Eingreifen der Münchener Freunde. Gleich in der 1. Nummer von 1839 steht ein Artikel über Görres (Leben und Schriften von G.), wie ihn Wiseman gewünscht hatte; auch kommen seitdem fortlaufende Notizen über München und Bayern. Döllingers Erstlingsarbeit, die Eucharistie, ist von Wiseman im 2. Bande seiner Vorträge mit den freundlichen Worten erwähnt: „Sieh die gelehrte Abhandlung meines Freundes Dr. Döllinger . . ." Dieselbe gefiel ihm überhaupt so wohl, erschien ihm so „ausgezeichnet", daß er auch Lingard und Maguire je ein Exemplar derselben gab und darum später (1838) Döllinger um ein anderes bat. Endlich zeigte bereits der Brief Hanebergs, daß er auf Döllingers Veranlassung die Vorträge Wisemans übersetzte, in deren Bevorwortung Döllinger auch seinerseits bemerkte, daß er „dem Verfasser durch herzliche Freundschaft verbunden" sei.

Wiseman war für dieses Entgegenkommen auch dankbar. Als er am 25. April 1838 einen jungen Freund, der von Rom nach München ging, Döllinger empfahl, schrieb er ihm zugleich: Er habe Reisach, als er nach seiner Diözese auf-

brach, einen langen Brief an ihn mitgegeben, aber leider keine Antwort darauf erhalten. „Ich habe Ihnen zu danken für Ihr ausgezeichnetes Pamphlet über die Angelegenheit der gemischten Ehen, welches viel gelesen und ebenso viel bewundert wurde. H. Bunsen borgte es bei einem Freund, dem ich es geliehen hatte, und entwarf eine Antwort auf dasselbe, die ich indessen nicht gesehen habe. Bunsen verließ gestern Rom, ich hoffe, für immer. Ich sende Ihnen ein Exemplar der ersten Nummern von zwei Kirchengeschichten, welche zu gleicher Zeit in Rom erschienen, ein seltenes Phänomen. Die Veröffentlichung einer dritten von Prof. Vanderbroeck am römischen Kolleg wird erwartet. Ich sende Ihnen die Ankündigung eines neuen Thesaurus historiae ecclesiasticae, unternommen von Prof. Tizzani.“ Ich will Ihnen auch die folgenden Nummern der zwei Geschichten senden, wenn Sie mich den bessern Weg der Beförderung wissen lassen, da ich nicht oft Gelegenheit habe. Seither habe ich einen neuen Beweis Ihrer Freundschaft und Güte erhalten, für den ich Ihnen danke. „In dem letzten deutschen Bücherkatalog finde ich eine Übersetzung meiner Vorträge mit einem Vorwort von Ihnen, eine Ehre weit über ihre Verdienste. Ich hoffe, daß Sie das Dublin Review Nr. 6 sehen, welches einen Artikel Dr. Maguires über Percevals Roman Schism enthält, von dem ich denke, daß er Ihnen gefallen soll. Ich wünsche von einem jungen Deutschen eine Recension von Mendhams Council of Trent zu erhalten, wenn nicht Sie es übernehmen wollen. Dr. Cox übernimmt, glaube ich, die Übersetzung Ihrer Kirchengeschichte. Machen Sie mir das Vergnügen, mich bald etwas von Ihnen hören zu lassen, und lassen Sie uns die Bande der Einigung und Freundschaft zwischen Deutschland und England so eng als möglich ziehen. Ich habe mit aufrichtigem Bedauern von dem Tode des ausgezeichneten und gelehrten Möhler gehört. Ich versichere Sie, alle, welche etwas von ihm kennen, be-

trachten seinen Tod als einen Verlust für die Kirche. Ich hoffe, daß seine Papiere so bald als möglich veröffentlicht werden ..."

Unterdessen stieg Döllingers Ruf in England immer höher. Bis daher hatte man ihn nur von anderen rühmen hören; nunmehr fing man aber auch mit seinen Büchern, die er freigebig verschenkte, sich zu beschäftigen an. „Ich habe", schreibt Cox, „Ihr ausführliches Werk (das Handbuch) mit großem Wohlgefallen gelesen: ich wünschte, daß Möhler in Ihrem Stile schreiben möchte. Indessen ist der Gegenstand sehr verschieden. Mr. Moore ist, glaube ich, der Gentleman zu Oscott, dem Ihre Geschichte geschickt werden soll. Sie erwähnten, daß er die Absicht habe, dieselbe zu übersetzen. Wenn er noch nicht begonnen hat, will ich, obgleich meine Pflichten mir sehr wenig Zeit für das Studium übrig lassen, unmittelbar damit beginnen." Er hat denn auch die Übersetzung ausgeführt. Ganz unerschöpflich ist aber das Dublin Review in seinen Lobsprüchen auf Döllinger, z. B. bei der Besprechung von Klees Dogmengeschichte. „Drei der größten Sterne der deutschen katholischen Theologie sind heutzutage Möhler, Döllinger und Klee: Möhler (ach! dieses große Licht ist untergegangen für immer) repräsentiert den metaphysischen Teil der Theologie; Döllinger den kritischen und historischen, und Klee den dialektischen." Seine Schrift: „Über die gemischten Ehen" heißt „eine klare, wohldurchdachte Abhandlung, geschrieben mit sehr angenehmer Mäßigung", und von dem 2. Bande des Lehrbuchs der Kirchengeschichte wird gesagt: „Dieser Band ist ausgezeichnet durch die nämliche Klarheit der Anordnung, die nämliche Erforschung der Originalquellen, den nämlichen kritischen Scharfsinn und die nämliche elegante Durchsichtigkeit des Stils, welche alle Produkte des großen Theologen charakterisieren. Prof. Döllinger besitzt einen wunderbaren Griff in der Untersuchung. Es gibt kaum

ein Buch, wenn es auch noch so neu in den verschiedenen Gegenden Europas erschienen ist, das er nicht, wenn es nur in irgend einer Beziehung zu dem Gegenstand seiner Forschungen steht, gelesen oder wenigstens konsultiert hätte." Als aber seine akademische Rede: „Mohammeds Religion" erschien, stellte Robertson ihn dem englischen Publikum mit den Worten vor: „Dieser ausgezeichnete Geistliche, der nur erst in der Blüte des Lebens steht, hat den Lehrstuhl der Theologie an der Universität München inne und ist nicht bloß einer der eminentesten Gottesgelehrten Deutschlands, sondern ein sehr gelehrter und kritischer Historiker, ein eleganter Schriftsteller, ein in alter und moderner Litteratur in hohem Grade wohlbewanderter Gelehrter".[7])

Noch größer wurde die Verehrung Döllingers, als Cox, der inzwischen an Maguires Stelle im St. Edmunds-College getreten war, endlich die Übersetzung der Kirchengeschichte (nach und nach in 3 Bänden) veröffentlichte. Sie war ihm oft sauer geworden, und namentlich „das Kapitel von den Sekten" bereitete ihm Schwierigkeiten. Indessen lohnte der Erfolg ihn hinreichend dafür. Der I. Band, schreibt er am 8. März 1840, „wird wirklich rapid verkauft — so rapid als irgend ein in letzter Zeit in London erschienenes litterarisches Werk. Englischer Geschmack kann mit nichts zufrieden sein, als mit Romanen, mit welchen wir überschwemmt sind, mit Pfennig-Magazinen und ähnlichem Schutt." Der Druck und die Herstellung habe ihm zwar 130 £ gekostet, welche sein „guter Bischof" Griffiths ihm vorgeschossen, aber er „fühle sich ganz stolz auf die Ehre, ein schon vorher so gewünschtes Werk so excellent gebracht zu haben; sicher werde es viel gelesen werden, und er bedauere nur, daß er statt 1000 Exemplare bloß 750 habe drucken lassen." Nicht lange nachher kann er auch das Erscheinen des II. Bandes und das Entzücken irischer Geistlichen über die Behandlung der irischen

Kirchengeschichte in dem Buche melden. In einer Kritik sei nach vielem Lobe der Döllingerschen Arbeit gesagt: „es sei vielleicht keine Übersetzung eines deutschen prosaischen Werkes in reinerem oder klassischerem Englisch erschienen"; er habe demnach dem Werke keine Unehre gemacht. Dasselbe hatte auch großen Erfolg; man sagte allgemein, es werde ein standard book in der englischen Litteratur werden, und Cox fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, daß sein Name zugleich mit dem Döllingers auf dem Titelblatt stand (1840, Aug. 13.). Er ist daher nicht weniger ungeduldig, als die Leser, eine Fortsetzung von Döllinger zu erhalten. Unausgesetzt fragt er danach, hört aber nur, daß Döllinger sich mit anderen Arbeiten, bald mit einer Geschichte der Albigenser, bald wieder mit der der Sekten des Mittelalters, beschäftige, auch daß er ein kleines Werk über die Inquisition veröffentlicht habe. Einmal zwar scheint Döllinger ihm eine Hoffnung auf eine weitere Fortsetzung gemacht zu haben, wie er ja auch in einem seiner Briefe an Capponi davon spricht, aber sie erfüllte sich nicht. Übrigens nicht bloß Cox, auch andere, wie der Bischof Baines, berichteten Döllinger: „Ihre Kirchengeschichte ist in England verdientermaßen bewundert. Wir sind alle Ihnen für dieses ausgezeichnete Werk verpflichtet" (Prior Park 1841, Sept. 30.).

Kein Wunder, daß man allen Ernstes daran dachte, einen solchen Mann für England zu gewinnen. Als Lehrer und Schriftsteller wäre er ein ungeheurer Gewinn gewesen. Denn wenn die katholische Kirche in England eine neue große Zukunft zu beginnen schien, die Übertritte sich mehrten, und man von der traktarianischen Bewegung hoffte, daß sie nur zu gunsten der katholischen Kirche ausschlagen würde: welch' ein Vorteil für sie hätte es erst sein müssen, hätte man einen Mann von dem Wissen und dem Geiste, von dem Scharfsinn und der polemischen Gewandtheit eines Döllinger in ihren

Dienst stellen können. Man fand es gerade damals (1838) für notwendig, unter dem Präsidium des Earl of Shrewsbury ein Catholic Institute of Great Britain ins Leben zu rufen, dessen Aufgabe nach § 5 der Statuten sein sollte, die Falschheit der verleumderischen Beschuldigungen der katholischen Religion darzuthun, die wirklichen Lehren des Katholizismus zu verteidigen u. s. w. Wer hätte sich mehr für diese Aufgabe geeignet als Döllinger? Es fragte sich nur, welche Position man ihm geben könnte. Doch auch dazu schien sich die Gelegenheit zu bieten.

Der Vizepräsident des Ushaw-College Newsham hatte die Anregung Wisemans wegen einer bessern Erziehung des Klerus nicht vergessen. Er hoffte, bei der Anwesenheit Döllingers in England gerade über diesen Punkt mit ihm verhandeln zu können, und niemand bedauerte daher mehr als er, ihn nicht gesehen zu haben. Für die von Döllinger mitgebrachten Bücher war er zwar dankbar, sie ersetzten aber den mündlichen Gedankenaustausch nicht. Er tröstete sich daher mit der Hoffnung, daß Döllinger, wie er es nach Äußerungen von Cox und Brewer versprochen zu haben scheint, im nächsten Jahre England wieder besuchen werde. Unterdessen sollte Döllinger ihm sagen, ob er nach einem Handbuche und nach welchem seine kirchenhistorischen Vorlesungen halte, welche Lehrbücher über praktische und Moraltheologie in Deutschland am geschätztesten seien; auch wünschte Newsham eine Liste der besten deutschen Bibelkommentare und Bibelkritiken zu erhalten (1836, Okt. 21.).

Döllinger kam aber weder im Jahre 1837, wo er auf einer Reise Aschaffenburg berührte, noch im Jahre 1838, wo er sich in Kaltern aufhielt, nach England. Die Korrespondenz mit Newsham scheint ebenfalls langsamer geworden zu sein, bis dieser plötzlich Präsident des Ushaw-College wurde, und diese neue Lage ihn veranlaßte, mit Döllinger wieder anzuknüpfen.

Er habe, schrieb er, durch seine neue Stelle dazu gedrängt, tief über die besondere Lage seines Vaterlands vom religiösen Gesichtspunkt aus und über die wirksamste Art nachgedacht, wie den Mängeln und Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit begegnet werden könnte. „Nie seit der Bekehrung Englands zum Christentum war hier ein größerer Mangel, ein lauterer Ruf nach Gelehrsamkeit und gelehrten Männern. Die Anstrengungen der Kirche Englands sind erstaunlich. Nichts wurde unterlassen, um Gelehrsamkeit und Eifer zu befördern... Dazu hat die Kontroverse eine ganz neue Form angenommen. Kirchengeschichte ist die Grundlage einer jeden Streitfrage geworden. Das Studium dieses wesentlichen Teils des religiösen Wissens ist ein Gegenstand von der größten Bedeutung in den Augen unserer gelehrten Protestanten, welche es mit Eifer betreiben und so diesen bedeutsamen Zweig der katholischen Jugend und dem katholischen Klerus notwendiger machen, als er es je in einer früheren Periode unserer Geschichte war. Nun ich sehr besorgt bin, unsere Mängel in dieser Beziehung zu heben, so habe ich meinen Sinn auf Sie gerichtet, auf Sie, mein teurer Herr, als den Mann, der unter allen anderen am besten befähigt ist, der Religion und Gott diesen großen Dienst zu leisten. Wollen Sie kommen und sich mit uns im Ushaw-College vereinigen? Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen unermeßlichen Dienst Sie der Religion in diesem Lande leisten würden. Wenden Sie nicht die Bedürfnisse Ihres eigenen Landes ein. Dort ist ein Überfluß an gelehrten Männern, und wir bedürfen Ihrer Dienste mehr als irgend ein anderes Land. Ihre Aufgabe bestände in der Abhaltung von Vorlesungen und in der Abfassung nützlicher Druckwerke. Aus Ihren Briefen ersehe ich, daß Sie nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte unter uns im stande wären, vollendet gut in der englischen Sprache zu schreiben." An Freundschaft und an religiösem kirchlichen Geiste würde es nicht fehlen. „Sie

sollen eine gute Biblothek zu Ihrer Verfügung haben und alles finden, Kost, Wohnung, Wäsche, Kleidung, Arznei und ärztlichen Rat, kurz alles, wie wenn Sie in Ihres Vaters Hause wären, so daß Sie jeder Sorge überhoben sein würden. Das College würde Ihnen, wie allen Professoren, ein jährliches Einkommen von £ 20 als Taschengeld gewähren — eine viel kleinere Summe, als wir wünschen anbieten zu können; aber da sonst alles geboten wird, und da Sie frei von allen Sorgen sind, so ist das ein großer Vorteil." Infolge der Reformation, welche uns alle unsere Stiftungen entzogen hat, sind wir in keiner bessern Lage. Doch bei Ihnen überwiegen die Interessen der Religion, und so hoffe ich, daß Sie mich von Ihrem Entschlusse benachrichtigen werden. Alle Professoren freuen sich darauf, Sie zu den Ihrigen zu zählen. „Sie können kommen, sobald Sie wollen. Je eher, desto besser" (1839, Jan. 3.).

Man kann nicht ermessen, welche Folgen es gehabt haben würde, wenn Döllinger diesem Rufe gefolgt wäre. Zweifellos würde er der erste Gelehrte unter den englischen Katholiken gewesen sein und einen großen Einfluß auf dieselben gewonnen haben. Auch in die Kontroverse mit der anglikanischen Kirche würde er mächtig eingegriffen und dadurch möglicherweise die Zahl der Übertritte zur römischen vermehrt haben. Doch alles das verlockte ihn nicht. Er war schon zu sehr gewohnt, mit größeren Mitteln zu arbeiten, als die Bibliothek eines englischen College sie hätte bieten können. Und außerdem hatten die englischen Katholiken selbst nicht das Ushaw-, sondern das St. Mary-College in Oscott ins Auge gefaßt, um es, wie Bagshawe kurz vorher an Döllinger geschrieben hatte, „zu einem der ersten Kollegien auf der Welt" zu machen.[8])

Von Newsham ist kein weiterer Brief mehr vorhanden. War er vielleicht doch über Döllingers Ablehnung verstimmt? Jedenfalls litten dadurch nicht Döllingers andere Beziehungen

nach England. Denn ununterbrochen geht der Briefwechsel fort, schickt und empfängt er Bücher, auch von Wiseman aus Rom (Palma's and Delsignore's histories), der zu gleicher Zeit nach einer von Döllinger entworfenen Liste Bücher auftreiben läßt, gehen Engländer, darunter auch Bischöfe, bei ihm ein und aus, und sind alle des Lobes voll über die Aufnahme, welche sie bei ihm gefunden. Als im Jahre 1840 die Superiorin des englischen Fräulein-Instituts in York, Mrs. Dunn, in Begleitung des Kaplans desselben, M'Cartney, nach München reiste, um das Mutterhaus zu besuchen und nach Dokumenten über den Ursprung und das Wesen des ganzen Instituts zu forschen, da wußte der Bischof Briggs von York sie an niemand anderen in München als an Döllinger zu empfehlen und ersuchte daher den Bischof Griffiths, der den Münchener Theologen von London her kannte und keine Gelegenheit versäumte, sich bei ihm in Erinnerung bringen zu lassen, beide bei diesem „sehr schmeichelhaft einzuführen.“

Doch wenn auch Döllinger nicht nach England übersiedelte, so hat er nichtsdestoweniger einen direkten Einfluß auf die Förderung der katholischen Kirche in England ausgeübt. Man hatte zwar, wie schon bemerkt wurde, erkannt, wie vorteilhaft es für die Kirche sein müßte, wenn sie sich auf einen durch den Glanz höherer wissenschaftlicher Bildung geistig ebenbürtigen Laienstand stützen könnte, zumal in der neuen politischen Stellung, welche den Katholiken gewährt worden war. Allein die Eltern sandten ihre Söhne nur mit Besorgnis auf den Kontinent; sie wollten dieselben nicht ohne Schutz und Leitung der akademischen Freiheit preisgeben. Und da war es gerade Döllinger, welcher ihnen seine hilfreiche Hand bot, ihre Söhne entweder in seine eigene Wohnung aufnahm, oder wenigstens unter seine Aufsicht und Leitung stellte. Und mit welchem Entgegenkommen, mit welcher Selbstaufopferung und Geduld seine Mutter und er sich der Schutzbefohlenen

annahmen, das wird bald an anderer Stelle besprochen werden müssen.

Noch während dieser englischen Reise starb Mall, der zugleich Oberbibliothekar der Universität war und als solcher ersetzt werden mußte. Die Wahl konnte in diesem Falle nicht schwer sein und fiel in der That auf Döllinger (1837), damals zweifellos der größte Bücherkenner in München. Immerhin muß man sich wundern, daß er, der von je mit seiner Zeit geizte, die zeitraubenden Geschäfte eines Oberbibliothekars übernehmen mochte. Aber seine Auffassung von der Stellung eines leitenden Bibliothekars war eine so hohe, daß ein Opfer dafür gebracht werden durfte. „Die Freude an der Wirksamkeit — so meinte er — muß hier aus der Liebe zur Sache, aus der Begeisterung für das Vaterland und die Wissenschaft selbst erwachsen. Jede Thätigkeit hat ihre geheimnisvolle Poesie. Es gehört nur das rechte Herz dazu, die verborgene Quelle hervorbrechender Freude zu finden."[9]) Er ließ es sich daher auch nicht verdrießen, die Überführung der ihm anvertrauten Anstalt in die neuerbaute Universität zu leiten und sich ihrer Pflege bis zu seiner Quieszierung (1847) zu widmen.

Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel.

[1]) Litteratur: Schwab, Franz Berg an der Universität Würzburg. Ein Beitrag zur Charakteristik des kath. Deutschlands, zunächst des Fürstbistums Würzburg im Zeitalter der Aufklärung, 1869. — Wegele, Geschichte der Universität Würzburg, 1882. — Kölliker, Zur Geschichte der medizinischen Fakultät in Würzburg, 1870. — H. Weber, Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg. Bamb. hist. Verein 1880/1. — Pfeufer, Gesch. des allgem. Krankenhauses zu Bamberg, 1825. — van Hoven, Autobiographie. — Walther, Akad. Gedenkrede auf Ignaz Döllinger, 1842. — Aus Schellings Leben, Bd. I u. II. — Kupffer, Ein Kollegienheft nach Ignaz Döllinger d. Ä., Rektoratsrede, 1897.

[2]) Die Augsburger Jesuiten in ihrer „Kritik über gewisse Kritiker rc.“ S. 243 gaben ihre Vernachlässigung der deutschen Sprache zu, meinten aber: „In allen übrigen Fächern der Litteratur waren wir den Protestanten immerhin nicht nur gleich, sondern weit, sehr weit überlegen, und was sie Gutes in ihren Schriften aufweisen mögen, ist beinahe ganz aus alten und neuen katholischen Autoren geborgt.“ Darin wird ihnen aber nur der von Jesuiten in Würzburg erzogene, spätere russ. Etatsrat Weikard zugestimmt haben, der in seinen „Denkwürdigkeiten“ I, 74 ebenfalls sagt: er habe bereits bei den Jesuiten „die neuen Subtilitäten, sogar die Kunstsprache . . . und alles Mögliche, was nur immer zu jetzigen Zeiten Kant und seine Nachfolger wieder aufgewärmt haben“, gehört, und der „sich die ganze heutige sogen. Philosophie aus seinen alten Mönchsschriften und älteren Werken darzulegen getraute“.

[3]) Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität I, 529 ff.

[4]) K. E. von Bär, Nachrichten über Leben und Schriften, S. 324 f.

[5]) Mit der umfangreichen Dissertation: Effectus irae, medice consideratae.

[6]) Ign. Döllinger, Betrachtungen über das Wesen der Universitäten, 1819, S. 25, 27; Mainzer „Neue Verfassung der verbesserten hohen Schule", 1784, bei Schwab S. 94.

[7]) Der Großvater scheint sich erst in Bamberg 1769 mit einer Weigand verheiratet zu haben, wahrscheinlich Tochter des Neumünsterschen Kellers Benignus Christoph W. in Würzburg. Würzb. Staats-Kalender, 1760, S. 24.

[8]) Mit der Dissertation: De cognoscendis et curandis quibusdam corporis humani simplicibus affectionibus.

[9]) Rede bei der feierlichen Aufstellung der Büste Sr. Kgl. Hoheit ... Karl Theodor (von Dalberg), 1818 S. 12. Auch sein Sohn in „Kirche und Kirchen ꝛc." sagt S. 674: „Die Regierung Franz Ludwigs von Erthal ... war eine musterhafte, vom ganzen Lande gesegnete; ich habe in meiner Jugend — mein Großvater stand selbst in seinen Diensten — auch von Greisen mit Begeisterung die Verwaltung des Landes preisen hören; sie ward aber von weltlichen Beamten geführt."

[10]) Jäck, Beschreibung der öffentl. Bibl. zu Bamberg II p. LXI.

[11]) Waitz, Karoline und ihre Freunde, S. 95 f.

[12]) Mai 1802, ohne Druckort, s. Schwab S. 327 ff.

[13]) 1802, ohne Druckort. Ich trieb es nicht auf. S. Schwab S. 329 ff.

[14]) Schelling, Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft I, 4.

[15]) Max v. Gruber an Platen vom 29. Mai 1821 (in Platens Nachlaß, Münch. Staatsbibl.). — Döllinger, Rede auf Dalberg S. 7.

Zum zweiten Kapitel.

[1]) Litteratur: Luise von Kobell, Ignaz von Döllinger. — Allgem. Deutsche Biographie. — Friedrich, Döllinger und Platen, in v. Reinhardstöttners „Studien zur Kultur- und Litteraturgeschichte Altbayerns" 1. Jahrg. S. 69—102 (Auszüge aus dem Tagebuch Platens auf der k. Hof- u. Staatsbibliothek in München). — Dazu einige Blätter autobiographische Aufzeichnungen Döllingers.

[2]) E. Ollivier, L'église et l'état au Concile du Vatican I, 425; vgl. v. Kobell S. 2.

[3]) Die autobiographischen Aufzeichnungen haben hier Lücken; ich suchte sie in Klammern zu ergänzen.

[4]) Perthes, Leben II, 147 f.

[5]) So der Bischof Cousseau von Angoulème 1853 im Namen von 42 französischen Bischöfen, meine Geschichte des Vatik. Konzils I, 625, 557.

[6]) Darüber handeln Walther und besonders Bär. Auch Goethe sagt bei Besprechung von d'Altons Werk: Die Faultiere und die Dickhäutigen, Bonn 1821: „So ist in der Entwickelungsgeschichte des Hühnchens aus dem Ei, woran er (d'Alton) so treulichen Teil genommen, nicht etwa ein einzeln aufgegriffener Gedanke, eine abgesonderte Bemerkung vorgelegt; das Dargestellte fließt vielmehr aus der Idee und gibt uns Erfahrungsbelege zu dem, was wir mit dem höchsten Begriff kaum zu erfassen getrauen."

[7]) Kupffer, Ein Kollegienheft nach Jgn. Döllingers d. Ä. Vorlesung über vergleichende Anatomie, Rektoratsrede, 1897 S. 5. Ebenda heißt es: Mit dieser Untersuchung „wurde der Grund zur Keimblattlehre gelegt, die heute als für alle mehrzelligen Tiere giltig erkannt worden ist."

[8]) De l'Allemagne, Oeuvr. X, 159, 161.

[9]) J. J. Wagner, Mathemat. Philosophie in Kl. Schr. I, 315.

[10]) Görres' Briefe II, 97.

[11]) Akad. Vorträge II, 217.

[12]) Kl. Schriften S. 410.

[13]) Hase, Polemik[4] S. 542. Es fand übrigens auch Fr. Schlegel und sein Kreis keinen Geschmack an Werners „Weihe der Unkraft". Raich, Dor. Schlegel rc., Briefwechsel II, 230 f.

[14]) J. v. Müller, Werke XIII, 157.

[15]) Perthes, Leben II, 217.

[16]) Concordia S. 57.

[17]) J. J. Wagner, Werke I, 192.

[18]) Hase, Kirchengeschichte[10] S. 566.

[19]) So die Schrift: Einige Ansichten der künftigen Jubelfeier der Protestanten. Von einem Katholiken, Deutschland 1817.

[20]) Mém. du card. Consalvi I, 133.

[21]) Oken in der „Jsis" 1818. 6. Heft. S. 1096.

[22]) Über die „Konföderierten" vgl. m. Konz.Gesch. I, 177 ff.

[23]) Redlich, Platens Werke III, 337.

[24]) Döllinger, Drei Reden, 1846 S. 83.

[25]) Akad. Vortr. III, 14.

[26]) Hessen-Kassel hatte beim Reichstage Schritte gegen sie bean-

tragt, Fürstbischof Franz Ludwig sich derselben angenommen. Bernhard, Franz Ludwig S. 140.

[27]) Eucken in d. prot. Realencyklopädie der Theol.² VIII, 544.

[28]) Ak. Vortr. I, 262. — Elwers, Vict. Aimé Huber (1872) weiß davon nichts.

Zum dritten Kapitel.

[1]) Über diese Männer s. Schwab S. 511; Werner, Gesch. der kath. Theologie S. 371; Schulte, Gesch. der Litteratur des kanon. Rechts III, 1, 306 ff., 311 f.

[2]) v. Voit, Z. Andenk. an J. v. Döllinger, Sitzungsber. der mathem.-physik. Klasse der k. Ak. d. Wiss. 1890 S. 385.

[3]) L. v. Kobell S. 3.

[4]) Al. v. Hohenlohe, Erklärung, Würzb. 1821, S. 4; ders. an den Magistrat Würzburg, 1821 Juni 22., Schwab S. 507.

[5]) Lebensbeschreibung des Bauersmannes Martin Michel ..., welcher verschiedene Krankheiten durch Gebet heilet, Würzb. 1821.

[6]) Pfeufer, Gesch. des allgem. Krankenhauses in Bamberg S. 124.

[8]) (Brenner) Noch andere Ansichten von den Heilungen des Fürsten A. v. Hohenlohe. Gleichfalls von einem Doktor der Theologie, 1821.

[9]) Weihbischof Kaspar von Droste in Münster an Perthes. Perthes, Leben II, 343.

[10]) Dogmatik 1831 I, 446.

[11]) Briefe rc. S. 119 u. 148 f. Im Anhang zu Brenners „Versuch einer historisch-philosophischen Darstellung der Offenbarung" 1810 pries der Verleger an: Bossuet, Defensio declarationis conventus Cleri Gallic. 1682, u. Dupin, de pot. eccl. et temporali, u. der apostolische Generalvikar, dem Brenners Schrift gewidmet ist, sah nichts Anstößiges daran, daß es von Bossuet hieß: Er „bestreitet gründlich und ausführlich die völlige Unabhängigkeit und Unfehlbarkeit der Päpste".

[12]) Brenner, Dogmatik I, 525, 524, 532. Auch Stapf, Pastoralunterricht über die Ehe, schließt seine Vorrede mit einem längeren Zitat aus Vinc. von Lerins über „den wahren und echten Katholiken".

[13]) „Erwägungen" in „Briefe rc." S. 11; Janus S. 99 (2. Aufl. S. 15 mit S. 342).

[14]) v. Voit S. 383; v. Kobell S. 4. Auch mir und anderen erzählte er dies.

[15]) Burckhardt an Döllinger 1839 Dez. 11.

[16]) Max v. Gruber an Platen 1823 April 19.

[17]) Concordia S. 48, 241, 356.

[18]) Wiener Jahrbücher, 1821, 3. Heft.

[19]) Ak. Vortr. III, 16.

[20]) Tüb. Quartalschrift, 1822. 2. Heft. Die Stelle in m. Konz. Gesch. I, 190.

[21]) Zwo Schriften des h. Augustinus S. 349.

[22]) Es trägt von anderer Hand die Adresse Döllingers.

Zum vierten Kapitel.

[1]) So äußerte sich Döllinger zu mir; vgl. auch die Besprechung von Eisenschmids Rechtfertigungsschrift in der Kerzschen Litteraturzeitung, 1828, II, 52, die indessen nicht von Döllinger war, wie die Darmstädt. Allgem. Kirchenzeitung vermutet hatte, ebenda 1829, I, 350.

[2]) Concordia S. 40.

[3]) (Marheinecke) Aphorismen zur Erneuerung des kirchl. Lebens im prot. Deutschland. Berlin 1814, S. 89.

[4]) Baur, Lehrbuch der chr. Dogmengeschichte, 1847, S. 41, 44.

[5]) Döllinger, Die Eucharistie, S. 3.

[6]) S. Patrum de praesentia Christi in coena Domini sententia triplex . . . auct. Marheinecke, Heidelb. 1811.

[7]) Guerber, Liebermann S. 274, widerspricht sogar dieser Meinung.

[8]) Perthes, Leben II, 121 über seine Zusammenkunft mit Helfferich, Fr. Schlegel, Christ. u. Friedr. Schlosser 1816 in Frankfurt.

[9]) Guerber S. 304.

[10]) M. Konz.Gesch. I, 531 ff., 672.

[11]) Über Riel s. Schwab S. 314 f., 368, 371.

[12]) Görres' Briefe III, 232.

[13]) Lamennais, de la religion considerée dans les rapports avec l'ordre politique et civil. Par. 1826. Die Theokratie, an deren Spitze der infallible Papst steht, ist darin sein Ideal. M. Konz.Gesch. I, 79 ff.

[14]) Tüb. Quartalschr. 1825 S. 422 ff. M. Konz.Gesch. I, 194.

[15]) Räß an Görres, Briefe III, 234.

[16]) Gengler, Über das Verhältnis der Theologie zur Philosophie, 1826 S. 26. Möhler in Tüb. Qu. 1827 S. 510.

[17]) Görres' Briefe III, 234.

[18]) Verschrieben für compulere.

[19]) Görres' Briefe III, 253, 241.

[20]) Über ihn Döllinger, Ak. Vortr. II, 83.

[21]) M. Documenta ad illustr. Conc. Vatic. u. m. Konz.Gesch. III, 954 ff.

[22]) Kl. Schriften S. 217.

[23]) Schegg, Erinnerungen an Dr. Dan. Bonif. v. Haneberg S. 56. — Kirchenlexikon[2] in den Artikeln „Altarssakrament" und „Arkandisziplin". — Prot. Realencyklopädie[2] unter „Arkandisziplin".

[24]) Baader, Werke XV, 431.

[25]) Über die sittlichen Zustände s. die beiden Pastoralschreiben des Bischofs von Augsburg, das eine über die weite Verbreitung der Onanie, das andere über die Haltung des Klerus, vom 8. März und 1. April 1826. Kerzsches Intelligenzblatt, 1826 X p. 129 ff.

Zum fünften Kapitel.

[1]) Mit 720 fl. in Geld, 2 Schäffel Weizen und 5 Schäffel Roggen in Naturalien = 800 fl.

[2]) Görres' Briefe III, 242.

[3]) Ak. Vortr. II, 53 ff.

[4]) Ernennungsurkunde vom 26. Nov. 1827. — Über die Einwirkung Döllingers auf empfängliche Schüler belehrt ein Brief Dr. Zehrts, der 1826/8 in München studierte: Ich „rechne sowohl die Stunden, wo ich in München Ihr Zuhörer war, als noch mehr jene, wo es mir vergönnt war, in vertrautem persönlichem Umgange über die höchsten Interessen des Lebens und der Wissenschaft mich mit Ihnen zu besprechen und Ihre klaren Ansichten und Anschauungen in meinen jugendlichen Geist aufzunehmen, ihn dadurch zu wecken und ihn für das wahrhaft Große empfänglich zu machen, unter die seligsten und wichtigsten Stunden meines Lebens".

[5]) Tüb. Qu., 1829 S. 97.

[6]) Görres an Günther bei Knoodt, Ant. Günther I, 277.

[7]) Fr. Thiersch's Leben I, 297.

[8]) Görres' Briefe III, 312 ff., 318 f.

[9]) Minckwitz, Poet. u. liter. Nachlaß des Grafen Aug. von Platen II, 59, 73.

[10]) Görres' Briefe III, 334 (u. I, 292), 336.

[11]) Baader, Werke XV, 444, 454.

[12]) Concordia S. 103.

[13]) Görres' Briefe III, 339, 337.

[14]) Heigel, König Ludwig I. S. 398, 293.

Zum sechsten Kapitel.

[1]) In einer Anmerkung dazu heißt es: „Man hat uns gesagt, Hr. Heine sei zum Christentum übergetreten; die angeführte Stelle beweist aber augenscheinlich das Gegenteil.“

[2]) Siehe „Reisebilder“ in Sämtl. Werke II, 51, 56.

[3]) Darauf antwortete Döllinger in der „Eos“ u. d. T.: „Wie H. Heine den Beweis führt, daß er ein guter Protestant sei“, mit sarkastischen Glossen zu Heines Artikel. — Daß die Artikel gegen Heine von Döllinger stammen, ergibt sich aus seinem Notizbuch 7ᵇ, einer Sammlung von Citaten aus allen ihm zugängigen Litteraturen, später von Wendungen und Phrasen. Hier steht geradeso wie in der „Eos“ der auf Heine angewandte Sophokleische Vers ohne Accente. Auch die Verwandtschaft mit der sogleich zu erwähnenden Lettre de Munich und mit seiner Kirchengeschichte in der Erzählung der englischen Pulververschwörung spricht dafür. Ferner ist ein Lieblingsausdruck Döllingers „simplifizieren“, auch „Simplizität“. Endlich steht das Citat aus Goethe: „was sie den Geist der Zeiten nennen“, statt: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt“, in Döllingers Eucharistie S. 8.

[4]) Heines Werke, Hamburg 1876, XV, 282 und XVIII, 120.

[5]) Auch in „Kirche und Kirchen“ S. 40 ohne Erwähnung Niebuhrs angeführt. Über den Akt Pius VII. s. m. Konz. Gesch. I, 35 ff.

[6]) Le Mémorial cath. Tome X. 1828 novembre p. 314 et décembre p. 391.

[7]) Das wird wohl auch „eine Interpolation von Räß' allzu gütiger Hand sein“.

[8]) Baader, Werke XV, 451.

[9]) Görres' Briefe III, 367.

[10]) Eos S. 215 stimmt in dem, was über Card. Poole gesagt ist, genau mit Döllingers Kirchengeschichte S. 604; ebenso das S. 216 über die Münchener Bibliothekverhältnisse Gesagte mit Döllingers Brief an Räß.

[11]) Baader verlangte von Frl. Emil. Linder, daß sie „unter Garantie des Verlags und Bürgschaftsleistung aller Teilnehmer der Eos“ 550 fl. zur Ausführung des Werkes an den Künstler Schlotthauer vorschieße. Werke XV, 452.

[12]) Auch „Jesuiten“, „Jesuitismus“ waren Schlagworte, mit denen, wie Thiersch schreibt, die „Aufklärer“ gern um sich warfen; Thiersch selbst hieß wegen des nach seinen Entwürfen abgefaßten Studienplanes „Jesuit“, Thiersch's Leben I, 372. Sogar der Präsident des Oberkonsistoriums, Roth, sowie dieses Kollegium überhaupt galt wenigstens als halbjesuitisch, Eos, 1829 S. 750; Thiersch's Leben I, 373.

[13]) Hesperus öfter, zuletzt 1830 März 16; das „Königswort“ 1831 Nr. 56, was aber die Eos 1831 Nr. 59, 66 leugnet. — Görres' Briefe I, 310. Auch Baader schreibt 1830 Jan. 1: „Ich sah mich genötigt, die Eos fallen zu lassen“, Werke XV, 455.

[14]) Auch Ringseis, Erinnerungen III, 55 ff. — Das im Texte über Hormayr Gesagte bestätigen auch seine Briefe an Ed. von Schenk der k. Hof- und Staatsbibliothek. Einen Brief an ihn vom 3. Nov. 1831 unterschrieb er: „unterthäniger Hormayr (außerordentliches Mitglied der Ringseis-Seyfried-Oberkamp-Tannisch-Döllingerisch-Fladischen ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. congregation der unheiligen Propaganda u. dilettantischen Inquisition).“ Schenkiana II (Eduard von) 7.

[15]) Heigel, König Ludwig S. 293.

[16]) In Platens Nachlaß der k. Hof- u. Staatsbibl., abgedruckt bei Friedrich, Döllinger u. Platen S. 97. Das Gleiche bestätigt Schelling in einem Artikel „Ecce iterum Crispinus“ für die „Eos“, der aber nicht erschienen ist; gedruckt bei Ringseis, Erinnerungen III, 362.

[17]) Beilage z. Allg. Ztg. 1890 Nr. 141.

Zum siebenten Kapitel.

[1]) Es ist Döllingers Artikel „Bekenntnisse eines süddeutschen Liberalen“ und das Motto der „Eos“ 1. Kor. 1, 23 gemeint.

[2]) Knoodt, Ant. Günther I, 273.

[3]) v. Zedtlitz a. O.; auch Geh. Rat Prof. Walther. — Eine ähnliche Intrigue Hormayrs wird bei der Berufung Fr. Thiersch's nach Dresden 1831 erzählt in Thiersch's Leben II, 4.

[4]) Joseph Vitus Burg 1829—1833. Über ihn Schulte, Gesch. der Litt. u. Quell. des canon. Rechts III, 1, 319.

[5]) Ausführlich ist diese Episode behandelt bei Friedrich, Joh. Adam Möhler, der Symboliker S. 24—28; 19, 20.

[6]) Nach amtlicher Mitteilung enthalten die Freiburger Universitätsakten nichts darüber. Es dürfte daher am Platze sein, hier aus einem Briefe Genglers in Bamberg, des von Döllinger vorgeschlagenen Kandidaten, vom 1. März 1832 folgende Stelle mitzuteilen: „Was Freiburg betrifft, so kann ich Dir berichten, daß die Einladung, dahin zu kommen, schon vor drei Wochen [durch Werkmeister] an mich gelangt ist.... Die Fakultät erklärte mir, im Falle ich den Ruf annehmen würde, einen ‚ansehnlichen Jahresgehalt‘ mir zusichern zu können. Ich sollte selbst angeben, was ich verlange. Ich muß Dir sagen, daß, wenn ich mich entschließen könnte, Bamberg zu verlassen, meine Versetzung dahin mir lieber wäre, als die nach München.“ Am 13. Mai 1832 schreibt

er: „Jene üble Laune, von der mein letzter Brief einigermaßen Zeugnis gab, ist seitdem so ziemlich vorübergegangen, besonders von dem Augenblick an, wo mir der ‚Freisinnige' etwas zu lachen machte. Weißt Du, wem der ‚Freisinnige' diese Korrespondenz aus Bayern verdankt? Ich habe tausend Gründe gegen einen, daß Jäck sich berufen hielt, die den Freiburger Liberalen drohende Gefahr von ihnen abzuwenden: er steht mit Deuber, der hier am Lyceum früher Professor war (u. auch mein Lehrer), in Verbindung und durch den jungen Hornthal, der einige Jahre in Freiburg Professor war, auch mit den übrigen. Doch das Konzept selbst kann nicht von Jäck sein; es ist für ihn noch zu gut, ob es gleich schlecht ist. — Daß mir die Freiburger, die wenigstens, die an mich schrieben, keine Antwort weiter gaben, obgleich ich freilich die Sache im ganzen abgelehnt, ist wenigstens etwas unartig. Oder sollten sie selbst auch inzwischen einen horror vor dem Jesuiten bekommen haben? — Inzwischen schrieb neulich Deuber an seinen hier im Seminar befindlichen Neffen: er solle sich um die erledigte Professur in Fr. bewerben; mir sei mein Gesuch (?) abgeschlagen worden, weil ich ein Jesuit sei. Dabei ist derselbe an H. Domkap. Hortig angewiesen, den er ersuchen soll, daß er ihn vorschlage. Ich schließe also, daß Hortig neue Aufträge von Freiburg aus erhalten hat. . . . Der Ausdruck aber, dessen sich Deuber in gedachtem Briefe bediente, ‚mir sei's abgeschlagen worden', hätte mich beinahe bestimmt, irgendwo öffentlich den ganzen Hergang der Sache bekannt zu machen und zu zeigen, wie wenig man mir etwas abschlagen könne, was ich nie gesucht habe. Froh bin ich übrigens, daß ich nicht auf diesen Grund (einer Berufung nach Freiburg) eine Gehaltszulage nachgesucht habe: es würde mir ohne Zweifel so gegangen sein, wie früher Dir".

Zum achten Kapitel.

[1]) Kerz, Litt.-Zeitung, 1829 S. 5—21; 117—121.

[2]) Hiezu ist zitiert: Si de veritate scandalum sumitur, utilius permittitur nasci scandalum, quam veritas relinquatur. S. Aug. de lib. arb.

[3]) Übrigens erregte bald auch Görres durch seine, die mittelalterliche Kirche sehr unsanft behandelnde Vorrede zu Diepenbrocks „Suso" Anstoß. Er schreibt darüber am 12. März 1830 an seine Tochter Sophie: „In betreff Susos haben Clemens und Christian Brentano ein wenig Recht und viel Unrecht . . . Unrecht haben sie darin, daß sie die Wahrheit bemäntelt wissen wollen, das ist jederzeit die allerschlechteste Politik und jetzt am meisten, ja, sogar gefährlich wegen

ihrer Unlauterkeit, und ganz unhaltbar überdem. Ich stimme überall für die frische grüne Wahrheit ohne alle Furcht." Briefe I, 314.

[4]) Autographensammlung der k. Hof- und Staatsbibliothek.

[5]) Tüb. Quartalschr., 1829 S. 97—118.

[6]) Friedrich, Joh. Ad. Möhler S. 20.

Zum neunten Kapitel.

[1]) Intelligenzblatt der Kerzschen Litt.-Ztg, 1830 V u. p. 72.

[2]) Mém. cath., 1830, nouv. coll. I, 195--204. Der französisch abgefaßte Artikel ist zweifellos von Moy. Die Redaktion selbst bemerkte: Cette lettre nous a été adressé par un professeur d'une des principales universités d'Allemagne (München, wo Moy damals a. o. Professor war). Moy beschäftigte sich auch später mit den Frankfurter Angelegenheiten.

[3]) Die Aufzählung der Beschwerden im Breve, das selbst als seine Quellen Privatschreiben, öffentliche Blätter und die achtbarsten und zuverlässigsten Zeugnisse angibt, stimmt auffallend mit dem Artikel des Courrier de la Meuse. — Das Breve lateinisch und deutsch mit einem dasselbe feiernden Nachwort (hier gezeichnet: E[rnst] M[oy]), worin der Verfasser ebenfalls „die Bischöfe weinen und die Geistlichen seufzen" läßt, bei Kerz.

[4]) Wiseman, Erinnerungen S. 242. — Montalembert, Le P. Lacordaire p. 18. — Lamennais, Oeuvres posth. I p. LXXXIII. Die Unterzeichner waren: Ernst von Gagern, Fr. Ser. Mayr, Ant. Joh. Obermayr, Maxim. Stadlbaur.

[5]) Thiersch's Leben I, 265; Görres' Briefe I, 312.

[6]) Eisenmanns Bayer. Volksbl. 1830 Sp. 653, 104, 444, 147, 31, 314.

[7]) Bayr. Volksbl. Sp. 272 ff., wo zugleich der Artikel des Journ. des Débats.

[8]) Ringseis, Über die wiss. Seite der ärztl. Kunst S. 14.

[9]) Die Angabe ist falsch.

[10]) Görres' Briefe III, 384.

[11]) Bayr. Volksbl., 1831 Sp. 563.

Zum zehnten Kapitel.

[1]) Beckers, Zur Geschichte der allgem. akad. Gesellschaftsaula (1829–30), 1884.

[2]) Anhang zu Senglers „Rede an die Mitglieder des theol. Vereins zu München am Schlusse des Wintersemesters" 1831.

[3]) Schreiben der Münch. Polizei-Direktion vom 26. Nov. 1830; Rede des Min. v. Schenk in der Kammersitzung vom 26. April 1831, Verh. Bd. IV, Protok. XIX S. 32 ff.

[4]) Görres' Briefe I, 313.

[5]) Thiersch's Leben II, 2. Eine offiziöse Darstellung im „Inland", 1831 S. 11.

[6]) Ein Lieblingswort Döllingers, von ihm auch in seinem „Referat über Nationalsynode" auf der Würzburger Bischofsversammlung gebraucht, Kl. Schr. S. 63, Coll. Lac. V, 1095.

[7]) Vgl. die Döllinger-Artikel in der „Eos", 1829 S. 356 Sp. 2.

[8]) J. A. Seuffert, Die deutschen Verfassungsreformen. Patriot. Reden und Betrachtungen, 1848.

[9]) S. „Das konstitutionelle Bayern", wie Eisenmanns „Bayr. Volksbl." umgetauft wurde. Es erschien, um der Zensur zu entgehen, in zwanglosen Heften.

[10]) Die Bischöfe behaupteten zwar 1831, das Schreiben sei dem Ministerium insinuiert worden, dieses kannte aber weder die Insinuation, noch das Schreiben. Rudhart in den Verh. der II. Kammer VI. Bd. Prot. der 31. Sitzung S. 91; Min. Schenk im Protok. der 30. öffentl. Sitzung S. 39.

[11]) Fast wörtlich wiederholt in (Döllinger) Kirche und Staat, Frkf. 1848, Kl. Schr. S. 11.

[12]) Das Schreiben des Nuntius enthält diese Bedingung nicht, sondern verbietet überhaupt die Mitwirkung zu einer gemischten Ehe.

[13]) Felo de se, Notizbuch 7^b S. 5.

[14]) Die Verordnungen in den Verhandlungen der II. Kammer 1831 VI. Bd. Protok. Nr. XXX S. 20 ff.

[15]) Ein Lieblingsvergleich Döllingers.

[16]) Notizbuch 7^b S. 7: „ich will diesen Kelch an dir vorübergehen lassen."

[17]) Müller, Kirchenrechtslexikon, 1830 II, 431; Stapf, Unterricht üb. d. Ehe, 1. Aufl., 1820 unter „Religionsverschiedenheit". — Verhandlungen VI. Bd. Protok. Nr. XXX S. 14.

[18]) Die Worte: „Die Art ... served", mit Ausnahme von „in diesem Blatte", wörtlich in Notizbuch 7^b S. 13 mit Angabe der Quelle: Wordsworth.

[19]) Ausführlich in Döllingers Fortsetzung von Hortigs Kirchengeschichte S. 647.

[20]) Beide Zitate Notizbuch 7^b S. 1, 3 beim zweiten hinzugesetzt: Wordsworth.

[21]) Ganz wie die berüchtigte Erfindung der Jesuiten der Civiltà catt. (1869) von einer Münchener „Schule von verschiedenen Farben“ oder „der Anonymen“, in der Regalismus, Liberalismus u. Freimaurertum herrsche. M. Konz.Gesch. II, 32 f.

[22]) Verh. VI. Bd. Protok. Nr. XXX S. 36.

[23]) Wetzel, Rhinozeros V. 281—283, die mit anderen Strophen daraus Notizbuch 7^b S. 19 stehen; ebenso S. 4: vervecum in patria, crassoque sub aere natus.

[24]) Verh. VI. Bd. Protok. XXXI S. 79. Auch Abg. Weinzierl citierte das Schriftchen S. 26 f., fügte aber hinzu: er „wollte sich auch gern als Vater dieses kleinen Wechselbalges bekennen, wenn er sich nur nicht gar so unartig angemeldet hätte“.

[25]) Die Frage von der Kniebeugung S. 2. Drei Reden auf dem bayer. Landtage, 1846 S. 49.

Zum elften Kapitel.

[1]) Genglers Schrift „Über das Verhältnis der Theologie zur Philosophie“ war nicht bloß von Möhler Tüb. Qu., 1827 S. 498 ff. gerühmt worden, sondern noch Scharpff, Vorlesungen über die neueste Kirchengesch. II, 104 sagt von ihr: „Dem Verf. bleibt das Verdienst, die Kardinalfrage der neuesten Theologie mit Scharfsinn zur Sprache gebracht zu haben ...“

[2]) Die Briefe Görres' und Sailers bei Knoodt, Ant. Günther I, 275 ff. u. II, 190.

[3]) Er meinte die Äußerung über die Exegese: „Man könnte in dieser Beziehung sagen, die Exegese sei nichts anders, als die detaillierte Durchführung der dogmatischen Lehre von der Inspiration der heil. Schrift durch den ganzen Inhalt derselben, so, daß überall im einzelnen nachgewiesen würde, was in derselben wahr an sich, also als göttliche Wahrheit, und insofern als inspiriert anerkannt werden müsse, und was dagegen bloße individuelle, temporäre und lokale Meinung sei“. Auch Möhler, Tüb. Qu., 1827 S. 518, war damit nicht einverstanden, sagte aber am Schlusse: „Weit mehr freut den Rec. eine solche selbständige Untersuchung, wenn sie auch fehlt, als das ewige Einerlei, und die Stereotypen anderer, die nur reden und schreiben, als wenn kein eigenes Denken dabei nötig wäre.“

[4]) Görres an Günther bei Knoodt I, 303. Die Jahreszahl ist falsch, es muß 1832 heißen.

[5]) Manz an D. 1833 März 31.

[6]) Hier sind durch das Öffnen Lücken entstanden.

Zum zwölften Kapitel.

[1]) Über Lamennais und seiner Schüler Thätigkeit s. m. Konz.-Gesch. I, 92 ff.

[2]) Eisenmanns Bayer. Volksbl. am 25. Dez. 1830 S. 895.

[3]) Lamennais, Oeuvres inéd. I, 124. Görres' Briefe III, 404.

[4]) Oeuvres inéd. I, 124.

[5]) Am 29. August hatte Lamennais die Encyklika noch nicht, Oeuvr. posthum. II, 239.

[6]) Sepp, Görres u. seine Zeitgenossen S. 492.

[7]) Lamennais, Oeuvr. compl. 12, 354.

[8]) Correspond. inéd. du P. Lacordaire p. 44. M. Konz.Gesch. I, 102. Kirchenlexikon² „Lacordaire".

[9]) Görres' Briefe III, 404; Knoodt, Ant. Günther I, 299, wo zweifellos 1832 gelesen werden muß. Lamennais, Oeuvr. posth. II, 241.

[10]) Notizbuch 81, 362. Auch das Wort „falscher" ist von Döllinger.

[11]) Le testament du P. Lacordaire p. 59. „Nach Zeiten und Orten veränderliche Politik" ist die Phrase des Görres.

[12]) Corresp. du P. Lacordaire p. 10; m. Konz.Gesch. I, 105 f.

Zum dreizehnten Kapitel.

[1]) Näheres über diese Bewegung bei Ed. Herzog, Robert Kälin, kath. Pfarrer in Zürich, 1890 S. 11, 71 ff. Reusch, Index II, 1089.

[2]) In einem Greitschen Brieffragment von 1833 heißt es: „Wir haben in unserer Diözese une quantité de mauvais prêtres sortis des écoles de Tubingue, Landshut. Das letzte Jahr war ein Jahr des Kampfes und Streites, der Ärger und Überdruß stößt mir jetzt noch immer auf, den ich der Bosheit und Unwissenheit dieser Pfaffen abgewonnen, und ich muß mir den persönlichen Haß bei Seite schaffen wie der h. Augustin: diligite homines, interficite errores."

[3]) Tüb. Quartalschrift, 1835 S. 100.

[4]) Es heißt hier: Die Kirche feiere „nicht eine Auferstehung derselben vom Tode, noch Himmelfahrt bei lebendigem Leibe".

[5]) Hiezu bemerkt die Redaktion selbst: „H. D. wird diese Unschicklichkeit und Unwürdigkeit gewiß zugeben, aber in Abrede stellen, daß er ängstlich und gezwungen ausgelegt, gerückt und gedrückt habe".

[6]) Sepp, Görres S. 354, 382. Auch Schelling und Baader befaßten sich eifrig mit diesen Dingen. Auch Döllinger erzählte die Geschichte von Görres.

[7]) Von solchen betrügerischen Stigmatisierten erzählt z. B. Jocham, Alois Buchner S. 140 und öfter in seinen „Memoiren".

[8]) Darüber m. Konz.Gesch. I, 467—492.

[9]) Die weitere Ausführung in Döllingers Papstfabeln[2] S. 54.

[10]) Moy an D., Würzburg 1834 Sept. 5.

[11]) Baader, Werke XV, 491. Der von Moy gemeinte Geistliche war Kaplan Kreuzmair in Baumburg, in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre einer der eifrigsten Schellingianer.

[12]) Instructio ad episcopos Bavariae 12. Sept. 1834, die gemischten Ehen betr. Denzinger, Enchiridion[8] p. 432.

[13]) In der Krim war sein Bruder Thomas, der sich der Botanik und Gartenbaukunst gewidmet hatte, in Amerika seine Brüder Friedrich, Arzt in Rio Janeiro, und Martin, Musiklehrer und Hofmusiker ebenda.

Zum vierzehnten Kapitel.

[1]) Friedrich, Johann Adam Möhler, der Symboliker.

[2]) Döllinger war kein Freund des Examinierens und lehnte es stets ab, in eine Prüfungskommission, z. B. für Predigtamtskandidaten oder solche des Rabbinats, einzutreten. Besonders zuwider waren ihm die in den dreißiger Jahren üblichen Prüfungen für träge oder politisch anrüchige Studenten, welche die Ministerialkommission außergewöhnlich, oft mitten im Semester anordnete, zu denen die Prüflinge sich aber häufig gar nicht stellten. Examinierte er, gab er die Frage, trommelte in der Regel mit den Fingern auf den Tisch und wartete einige Augenblicke. Darauf half er nie. Je eher der Kandidat antwortete, desto besser.

[3]) Thiersch's Leben II, 502.

[4]) Heigel, König Ludwig I. S. 174. Auch „Abel u. Wallerstein. Beitr. z. neuesten Gesch. bayr. Zustände“ S. 53.

[5]) Görres' Briefe III, 457, 462.

[6]) Auch Ketteler, Briefe S. 74, gesteht die anfängliche Inferiorität der Jesuiten zu.

[7]) Friedrich, Joh. Adam Möhler S. 118—129.

[8]) Nach Schegg, Erinnerungen an Haneberg S. 15 u. ö.

[9]) Döllinger, Briefe S. 133.

Zum fünfzehnten Kapitel.

[1]) Döllinger, Ak. Vorträge II, 75, 76.

[2]) Döllingers Notizbuch VIII, 6.

[3]) Ak. Vortr. II, 75 f.

[4]) Von anderer Hand geschrieben, aber mit kurzen Bemerkungen Döllingers am Rande.

[5]) Eine Nachschrift über Wintersemester 1835/6 und Sommersemester 1836 von Schegg; dann von G. K. Mayer (Bamb. Bibl.)

[6]) Reusch, Index II, 1006; m. Konz. Gesch. II, 101. Auch Holden I. Buch wurde in Migne, curs. theol. 6, 790, nicht wieder abgedruckt, Reusch II, 413.

[7]) Döllinger, Briefe S. 133.

[8]) Vgl. Münch. „Archiv für theol. Litteratur", 1842 S. 417.

[9]) Ak. Vortr. III, 5.

Zum sechzehnten Kapitel.

[1]) Lehrbuch I, 90, 172 (2. Aufl. 83, 154), vgl. Papstfabeln[2] S. 127, 154.

[2]) Lehrbuch I, 194 (2. Aufl. S. 177).

[3]) Tüb. Quartalschrift 1837 S. 144.

[4]) Janus[2] S. 7 f., 319, 321, 325.

[5]) Lehrbuch II, 19 (2. Aufl. S. 17).

[6]) Döllinger las Kirchenrecht nur bis 1839, dann wieder 1846/7. Aus diesem letzten Jahre liegen einige neu bearbeitete Partien, z. B. über Patronat, bei.

[7]) Das ist der Satz des Irenäus adv. haer. III, 24, 1: Ubi enim ecclesia, ibi et spiritus dei, et ubi spiritus dei, illic ecclesia et omnis gratia. M. Konz. Gesch. III, 124.

[8]) Ein Recht, das auf dem Vatik. Konzil den Bischöfen verweigert wurde. M. Konz.Gesch. III, 40 ff.

[9]) Auch das Definitionsrecht sprach sich Pius IX. selbst zu, a. O. 71 ff.

[10]) Döllinger an Erzb. Steichele, Briefe S. 136 ff.

[11]) Ganz so wie Möhler. Friedrich, Joh. Ad. Möhler S. 98 ff.

[12]) Döllinger sagt aber nicht, daß diese Entscheidungen der römischen Bischöfe irretractabiles, irreformabiles oder infallibel sind. Der Satz muß also nach dem Vorausgehenden interpretiert werden: „Die Päpste haben nie eine neue Häresie verdammt ohne ein neues Konzil"; „die ökumenischen Synoden haben eine höchste und infallible Autorität ... Das Urteil einer allgemeinen Synode ist also das letzte Urteil der Kirche, von dem nicht mehr appelliert werden kann, es ist irretractabile, irreformabile". Er schließt sich hier Holden, Div. fid. analysis I c. 9, ed. Venet. 1770 p. 67, an: Cujus decretis debite et juridice latis tenetur ecclesia universa acquiescere et obtemperare, saltem usque dum concilium generale possit congregari. Hoc certe videtur ex innata Capitis et Pastoris ecclesiae ratione Summo Pontifici com-

petere ... Quasi vero supremi reipublicae judicis sententiae non foret obtemperandum, quamvis ipse judex non sit ab omni errandi facultate divinitus absolutus.

[18]) Nach dem Vatik. Konzil wäre sie eine unmittelbare (immediata) und eine wahrhaft bischöfliche (vere episcopalis).

Zum siebenzehnten Kapitel.

[1]) Döllingers Vorwort zu Wiseman, Die vornehmsten Lehren ꝛc. p. IV. V.

[2]) Was ich darüber erzähle, habe ich den noch aus jener Zeit vorhandenen englischen Briefen entnommen.

[3]) Im wesentlichen auch in der Rektoratsrede: Die Universitäten sonst und jetzt. Ak. Vortr. II, 29.

[4]) Döllinger, Kirche und Kirchen S. 57, 139.

[5]) XVII. stengr. Bericht der II. bayer. Kammer (1849) S. 393.

[6]) Brewer an Döllinger 1841.

[7]) Dublin Review VI, 277, 280; VII, 100. — Purcell, Life of Card. Manning I, 660 erwähnt natürlich Döllinger nicht, obwohl er Robertsons Lobsprüche auf Möhler und Klee anführt.

[8]) Bagshawe nennt sich „Agent des Oscott-College", der als solcher die Sache zu betreiben hatte. Wiseman sollte an die Spitze treten und Theologie lehren, außerdem das College mit Professoren ersten Ranges besetzt werden. Döllinger war ersucht, einen deutschen, englisch sprechenden Philologen, Laien oder Geistlichen, vorzuschlagen.

[9]) Nekrolog auf Phil. v. Lichtenthaler, Allg. Ztg. v. 30. Jan 1858, Separatabdruck S. 6.





